

Der Roman seines Lebens

Karl May

Z J O S E F W E I S Z T



A
E

FRANZ JOSEF WEISZT

Karl May

Der Roman seines Lebens

E D . K A I S E R V E R L A G

Franz Joseph Weiszt

Karl May

Der Roman seines Lebens

Die eigenartige Gestalt des Schriftstellers Karl May hat die Freunde seiner Dichtungen nicht nur, sondern die Literaturkenner schon seit langem beschäftigt. Dieser Mann, der eine der großartigsten Begabungen der Phantasie aufweist, die jemals in Erscheinung getreten sind, hat sich bekanntlich in seinen Romanen ein Traumreich erbaut. Dort hat er aus seinem Leben gemacht, was er in der Wirklichkeit nicht in ihm fand.

Zu Beginn dieses Jahrhunderts wurde bekanntlich Karl May, der zunächst das deutsche Leserpublikum im Fluge mit seinen „Reiseerzählungen“ erobert hatte und dem sich fast alle Kreise auch der zünftigen Kritik willenlos ergaben, plötzlich aufs erbittertste bekämpft und befehdet: man hatte entdeckt, daß der Dichter „vorbestraft“ war, und zwar mit recht empfindlichen Strafen, und daß er ehemals sog. „Kolportage“-Romane geschrieben hatte, die in gar keinem Zusammenhange mit seinem übrigen Schaffen stehen wollten, vor allem in sittlicher Beziehung sehr anrüchig waren. Diese Dinge und die folgenden Prozesse haben damals die Gemüter heftig bewegt.

Inzwischen ist dieser eigenartige und große Dichter, dem ein Kenner wie Joseph Nadler höchste Wertung zuteil werden läßt, längst wieder anerkannt; man weiß heute, wie jene Dinge zustande kamen, die ihn mit dem Strafgesetzbuch in Verbindung brachten, und man weiß, daß er – in die Hände ausbeuterischer Verleger gefallen – jene Romane schreiben mußte, die zudem noch ohne sein Wissen von diesen „Abänderungen“ erfuhren.

Diese bewegte und ergreifende Lebensgeschichte nun bildet den Inhalt des auf Grund der gediegeinsten Kenntnisse geschriebenen Romans. Alle Akten, die vorhanden sind, alle bereits vorliegenden Biographien sind dabei zu Rate gezogen worden, und wie ein bunter, oft kaum glaubhafter Film rollen das einsame Leben und der schwere Kampf des Dichters Karl May vor uns ab, darum so erschütternd, weil wir beobachten können, wie ein Mensch d a s in große dichterische Gestalten wie Winnetou, Old Shatterhand, Kara ben Nemsi usw. gießt, was zu sein, ihm das harte Dasein verwehrt.

So wird dieses Buch, das jeden Leser Karl Mays interessiert, gerade für den Kenner der menschlichen Seele besonders wertvoll. Es lüftet die Schleier über einer der seltsamsten Erscheinungen der deutschen Literatur!

Ed. Kaiser Verlag

FRANZ JOSEF WEISZT - KARL MAY



138

FRANZ JOSEF WEISZT

Karl May

Der Roman seines Lebens

ED. KAISER VERLAG

6.—10. Tausend

Copyright 1940 by Ed. Kaiser-Verlag, B. Leipzig

Alle Rechte vorbehalten

Druck: Buchdruckerei Hermann Engelhardt,

Großschönau Sachsen

Ein heldischer Dichter, ein heldischer Mensch

Ein großer Dichter — so steht der Name Karl Mays für alle Zeiten gesichert, werden doch immer und immer in aller Zukunft die lockenden, leuchtenden Wunderwelten in Karl Mays Werken Tausende und immer neue Tausende in ihren Bann ziehen — so, wie sie uns und die Generation vor uns in ihren Bann gezogen haben. Daß dieser große Dichter aber auch ein Mensch von seltener Größe gewesen ist, ist wenig bekannt. Nur selten weiß einer der Leser, wie das Leben dieses erfolgreichsten unter den deutschen Volkschriftstellern eine heroische Tragödie gewesen ist — zumindest in jenen Jahren, die in diesem seinem Lebensroman behandelt werden. Von seiner Kindheit bis ins reife Mannesalter.

Wahrhaftig: Ein Held, stark, tapfer und treu in der Überwindung aller Widerstände wie die unvergleichlichen Gestalten eines Old Shatterhand, eines Winnetou, eines Kara Ben Nemsi, ist Karl May, der Dichter, selbst gewesen, und der größte, der schwerste Sieg ist ihm geworden, den einer nur je erringen kann: Der Sieg über sich selbst.

Ein großer, leuchtender Aufstieg aus finsterner Nacht, aus Schmach und Not, ist sein Leben gewesen, und wie die Helden seiner Bücher in hundertfältigen Abenteuern den Kampf mit bösen Gewalten bestehen, so der Mensch

Karl May als noch größerer Held den Kampf gegen unselige Triebe, äußere Widerstände, gegen nachhaltige Schädigungen sozialen Ursprunges.

Größer war sein Sieg als all die Taten derer, die er in seinen Büchern verherrlicht. Denn nicht wie diese mit Pulver und Blei, mit Bowiemesser und Lasso überwindet er sichtbare Gegner, sondern allein die sittliche Kraft einer großen Seele und ein heldischer Wille zum Sieg sind ihm Waffe in diesem Kampf gegen sich und um sich selbst.

Der endliche Sieg des Lichtes über die Finsternis, der Sieg des Guten über das Böse, aber auch Vergeltung aller Schuld auf Erden und Belohnung des Guten — das ist die Lehre, die all seine Bücher in immer neuer Form predigen. Und das ist die Lehre, die sein Leben der Nachwelt gibt.

Auch das ist ein Vermächtnis Karl Mays. Ein Vermächtnis nicht des Dichters, sondern des Menschen. Ein Vermächtnis, in der Tat mit seinem Herzblut geschrieben — und deshalb uns heilig.

In der Absicht, dieses Vermächtnis den Lesern seiner Werke zu vermitteln, ist der vorliegende Lebensroman Karl Mays geschrieben worden — Wahrheit, und nur in einzelner Beiwerk erdichtet. Was darin von seinem Streben und seinen selbstgesteckten Zielen gesagt ist, sind zumeist, wie vieles andere, seine eigenen Worte.

So aber lautet Karl Mays Vermächtnis:

Aufwärts — durch Kampf zum Sieg!

Im Felde, August 1940.

Franz Josef Weiszt.

Karl May

Drei Stäbe senkrecht, zwei Stäbe wagrecht, an den Kreuzungspunkten fest ineinandergeschmiedet. Der Schein einer der Laternen im Hofe warf ihr bedeutungsvolles Schattenbild an die Decke der Zelle. Nacht für Nacht.

Merkwürdig verzeichnet, weil der Lichtschein aus einiger Entfernung schräg von unten her auf die schwedischen Gardinen traf. In Wirklichkeit nicht eben schmal, aber niedrig, erschien das helle Abbild des Zellenfensters an der Decke ebenso breit wie hoch und die Gitterstäbe demgemäß gleichlang.

„Drei Stäbe senkrecht, zwei Stäbe wagrecht“ — wieviel tausendmal hatte der Gefangene diese inhaltschweren Worte in den 1460 langen Tagen und den 1460 noch längeren Nächten seiner Strafzeit gesprochen und gedacht! Gleich zu Anfang, schon am zweiten oder dritten Tag waren sie ihm in den Sinn gekommen, und er war die Worte nie wieder los geworden. All die vier Jahre nicht. Inbegriff der Tatsache wurden sie ihm, daß er, Karl May, gewesener Lehrer aus Ernstthal in Sachsen, seine Strafe im Zuchthaus zu Waldheim verbüßte.

„Drei Stäbe senkrecht, zwei Stäbe wagrecht.“

Anfangs hatte er die furchtbaren Worte in der trostlosen Verlassenheit der Zelle, vollständig gebrochen, vor sich hingemurmelt, immer und immer wieder, ohne Aufhören. Hatte sie vor sich hingeweint mit bitteren Tränen hoffnungsloser Verzweiflung.

Dann war jene Zeit, jene fürchterliche Zeit der Kerkerkrämpfe gekommen — mit Schaum vor dem Mund hatte er die Worte hinausgebrüllt wie ein Tier, während seine Fäuste mit den Kräften eines Wahnsinnigen gegen die eisenbeschlagene Thür der Zelle trommelten. Solange, bis der Aufseher kam und ihn mit energischen Worten und mit der Androhung schlimmer Strafverschärfung zur Ruhe wies.

Wenn sich dann die Thür wieder geschlossen hatte, war er — ein- wie das anderemal — zusammengesackt. Seelisch und körperlich. Hatte sich in die Ecke der feuchten Zelle gehockt und leise vor sich hingewimmert.

„Drei Stäbe senkrecht, zwei Stäbe wagrecht — —“ stundenlang. Bis er, halb ohnmächtig, schlafschwer zu Boden gesunken war.

Aber der Mensch gewöhnt sich mit der Zeit auch an das Fürchterliche, ja selbst an die Zuchthauszelle. Auch an Karl May tat die Gewöhnung ihre mitleidsvolle Wirkung. Er wurde ruhiger, fand sich mit der grauen Trostlosigkeit ab.

Aber als die Gewöhnung eingetreten war, als er nicht mehr oder wenigstens nur zu Zeiten Tränen über sein Los vergoß und er kaum mehr von den schrecklichen Anfällen der Kerkerkrämpfe heimgesucht wurde, hatte eine Umwandlung in seiner Brust eingesetzt. Ein Wunder war an ihm geschehen: Er hatte die Strafe als das erkannt, was sie war: als Sühne für begangenes schweres Unrecht, als Mittel zur Besserung und Bekehrung.

„Ihr drei Stäbe senkrecht, zwei Stäbe wagrecht, ich werde euch Zeit meines Lebens dankbar sein“, flüster- ten seine Lippen in dieser letzten Nacht vor seiner Ent-

lassung nach vierjähriger Strafgefängenschaft. „Zelle, Ort der Buße und der Läuterung, habe Dank für das Werk, das du an mir getan. Und wenn jemals wieder die Wogen der Versuchung mich verschlingen wollen, so soll euer Bild, ihr harten, kalten Stäbe, mich bewahren.“ —

In dreizehn Stunden Haftentlassung! Die heilige Justitia rechnet genau und schenkt nicht eine Minute. Zehn Uhr war es gewesen, als er vor vier langen Jahren seine Strafe antrat. Um zehn Uhr, nicht eine Minute früher, keine später würde sich das Tor zur Freiheit vor ihm öffnen. In dreizehn Stunden, denn eben hatte die Turmuhr in der Stadt neunmal angeschlagen.

Seit Wochen hatte ihn eine Unrast ergriffen, die stärker und stärker geworden war von Tag zu Tag. Sehnsucht nach der Freiheit! Aber nicht nach der Freiheit an sich, sondern nach Schaffen, nach freier Betätigung. Arbeiten können, alle die hunderterlei Pläne verwirklichen, die er in den langen Jahren der Gefängenschaft geschmiedet hatte.

Reiseschriftsteller, Volkschriftsteller werden! Durch den Inhalt seiner Bücher zu Massen sprechen, zu Zehntausenden, zu Hunderttausenden! Ihnen predigen: Liebe zu üben, das Böse zu meiden, das Gute zu wollen — ihnen immer wieder vor Augen führen, wie das Unrecht schon auf Erden der gerechten Bestrafung nicht entgeht.

„Denn alle Schuld rächt sich auf Erden“ — sollte das Wort Goethes nicht auch in der Umkehrung auf das Gute Geltung haben? Ja, das mußte die andere Wahrheit sein, die er seinen Lesern zu sagen hatte,

immer und immer wieder: „Jede gute Tat findet auch auf Erden schon ihren Lohn.“ Gut und böse im Kampf — aber Sieg des Guten! Sieg des Lichts! —

Er versank in Schlaf.

In einem dunklen Bergeschacht sah er sich, umringt von giftigem Gewürm und greulichen Ungestalten. Alle Mächte der Dämonenwelt waren entfesselt und drängten auf ihn ein. Aber unbeirrt schritt er aufrecht und festen Schrittes auf dieses Gewimmel des Grauens zu — und die tobenden, geifernden Gestalten der Hölle wichen vor ihm zurück. Widerwillig zwar und mit bössartigen, drohenden Gebärden — aber sie duldeten es, daß sich wie von selbst eine Gasse zwischen ihnen bildete. Erhobenen Hauptes, den Blick nach vorwärts gerichtet, von würgendem Ekel erfüllt, doch ohne Furcht, ging er mitten hindurch, dem Ausgange des Berges zu.

Und wenn es ihm anfangs gewesen war, als wäre der Weg immer steiler und steiler, derart steil schließlich, daß ein Hinaufkommen unmöglich schien, so erkannte er dies nun ebenso als Täuschung wie das Bild der tiefen, schaurigen Abgründe und die reißenden, tobenden Bergbäche, die seinen Traum kreuzten. Im Gegenteil — je näher er sich der Pforte des Berges näherte, desto ebener und glatter wurde der Weg. Immer weiter blieben die Dämonen der Tiefe zurück, bis sich mit einem Male die Felsenschroffen auftaten. Von glitzerndem Kristall und glühendem Erz war das Gewände dieses wunderherrlichen Tores, und draußen dehnte sich lachendes, blühendes Land — so wie daheim, wenn im Frühling die Kirschen blühten und die Himmelschlüßelchen und ringsum alles von Blüten

und Blumen duftete. Nur viel schöner noch war das Land, das vor ihm lag. Das Land, in das er nun hineinschritt, während der Berg mit seinen grausvollen Schluchten sich hinter ihm unter donnergleichem Getöse für immer schloß.

*

Jäh schrak er empor. Der Aufseher öffnete die Tür seiner Zelle und rief mit gutmütigem Lachen:

„Das Glockenzeichen verschlafen! Zum letzten Male, Nummer 171 — aufstehen! Hurtig, hurtig! In vier Stunden heißt's fertig sein zur Entlassung!“

Entlassungstag! Köstlicher Tag, du 2. Mai 1874! Freiheit gibst du mir wieder! Freiheit des Lebens, Freiheit des Schaffens — und des Handelns! Nun alles einlösen, was man sich in den Jahren der Gefangenschaft selbst versprochen und vorgenommen hat!

Ob er es wagen konnte, heute eine Frage an den Aufseher zu richten, die er sonst unmöglich hätte aussprechen dürfen?

„Herr Wachtmeister — wie ist das Wetter draußen?“

„hm — hörst du nicht, wie das Mailüsterl weht? Schnee und Regen treibt der Westwind durch die Straßen. Weißt du, Hunderteinundsiebziger, bei solchem Wetter blieb' ich lieber noch ein bißchen da bei uns.“

Wahrhaftig — der Mann, den Dienst und Dienstvorschrift ernst gemacht hatten, lachte gar.

„Herr Wachtmeister — nachher sind wir vielleicht

nicht mehr allein. So will ich Ihnen jetzt sagen, was ich sagen möchte."

"Na, was denn?"

Karl, noch „Nummer 171“, ergriff die Hand des Beamten und drückte sie.

„Sie sind nie hart gegen mich gewesen und haben alles getan, um mir die Haft nicht noch schwerer zu machen. Gott lohn' es Ihnen, Herr Wachtmeister. Ich will es Ihnen nicht vergessen.“

Dem alten Beamten schien etwas in die Augen gekommen zu sein. Er wischte sich hastig mit dem Rücken der freien Hand drüber hin, ehe er antwortete:

„Eigentlich, 171, ist es gegen die Hausordnung. Aber weil du ja heute sowieso entlassen wirst — ich freu' mich über deine Dankbarkeit. So was erlebt man als Aufseher im Zuchthaus selten genug, ja. Aber jetzt los — Zelle sauber machen, Britsche hochklappen, waschen — wie alle Tage!“

Er ging weiter auf seinem Dienstgang von Zelle zu Zelle.

Und wieder öffnete sich die Tür.

„Herr Katechet!“

Tränen stürzten dem Häftling aus den Augen, als er ihn, den geistlichen Anstaltslehrer, erblickte. Wenn er einem Menschen auf der Welt Dank, tiefen Dank schuldete, dann dem Katecheten Kochta! Nicht nur deshalb, weil er den Gefangenen Nummer 171 zum Orgelspielen in der Anstaltskirche herangezogen und ihm damit den Weg zu etwas freierer Bewegung in den grauen Mauern des Zuchthauses geöffnet hatte. Auch nicht nur dafür, daß ihm durch Kochta die Bücherei erschlossen und Möglichkeit zu schriftstellerischer Betäti-

gung verschafft worden war. Katechet Kochta hatte noch Größeres an ihm getan: er hatte ihm die Zwiespältigkeit seiner Seele offenbar gemacht — und mit dem Verstehen seines eigenen Ichs erst war für ihn die Vergangenheit überwunden. Die Bahn zum Aufstieg lag offen vor ihm. Die dunklen Mächte der Versuchung mußten in Zukunft ohnmächtig bleiben!

*

Der Direktor des Zuchthauses zu Waldheim blickte von seinen Akten auf, als „Nr. 171“ bei ihm eintrat. Ernst, beinahe etwas traurig war der Ausdruck dieser Augen, die schon so viel menschliches Elend gesehen hatten.

„Nummer 171 — heute am 2. Mai 1874 um zehn Uhr ist deine vierjährige Strafzeit abgelaufen, zu der du zufolge Erkenntnis des Königlichen Bezirksgerichts Mittweida vom 4. April 1870 verurteilt gewesen bist. Heute wirst du entlassen, Karl May. Mög' es das letzte Mal gewesen sein, daß du mit den Gesezen in Konflikt gekommen bist. Du hast es am eigenen Leib erfahren müssen! Wer das Gesez übertritt, den trifft schwere Strafe!“

Der Direktor gab seinem Schreiber einen Wink. Dieser verlas das Protokoll, nach dem der am 25. Februar 1842 in Ernstthal geborene ehemalige Lehrer Karl May am 2. Mai anno Eintausendachthundertvierundsiebzig zufolge Ablaufs der Detentionszeit von vier Jahren, keinem Monat, keinem Tag, zur Entlassung gebracht worden sei. Führung: zufriedenstellend. Disziplinarstrafen: keine.

„So, bitte zu unterschreiben.“

Der Schreiber reichte Karl Man die Feder hin. Mit zitternder Hand setzte dieser seinen Namen unter das Schriftstück. Auch der Direktor unterschrieb und reichte seinem bisherigen Gefangenen die Hand.

„Nun, Herr Man, beglückwünsche ich Sie zu Ihrer Freilassung. Ich weiß, daß Sie mit den besten Vorsätzen hinausgehen. Aber nehmen Sie meine ernste, freundschaftliche Warnung mit: Denken Sie es sich nicht zu leicht, als mehrfach Vorbestrafter auf dem rechten Weg bleiben zu können. Es werden Versuchungen über Versuchungen an Sie herantreten — von innen und von außen. Man wird Sie zurückstoßen und meiden. Nehmen Sie auch das, so hart es sein mag, als einen Teil der Sühne für Ihre Verfehlungen in der Vergangenheit hin. Seien Sie stärker —“

„Herr Direktor — ich habe es mir in der Einsamkeit meiner Zelle gelobt, hundertmal und immer wieder. Die Stimmen der Unterwelt werden keine Macht mehr über mich haben.“

„Es kommt mir nicht in den Sinn, Ihre guten Vorsätze in Zweifel zu ziehen, Herr Man. Im Gegenteil. Nun ich wäre ja glücklich, wenn es Ihnen gelänge, sich zu behaupten. Aber ich habe Hunderte hier hinausgehen — und wiederkommen sehen! Den einen früher, den anderen später.“

„Mich, Herr Direktor, werden Sie nicht wiedersehen! Verlassen Sie sich darauf!“

„Nun — nochmals alles Gute! Sie haben mir gesagt, daß Sie sich künftig als Schriftsteller betätigen wollen?“

„Jawohl, Herr Direktor. Es sind mit meiner Post auch verschiedene von meinen Manuskripten durch Ihre Hände gegangen.“

„Ich erinnere mich.“

„Diese Sachen sind fast ohne Ausnahme untergebracht worden — einige bei namhaften Zeitschriften.“

„Ein schöner Erfolg! Hofentlich bewährt er sich. Wenn Sie einmal eingeführt sind, können Sie unter Umständen einen guten Pfennig Geld damit verdienen.“

„Gewiß. Aber ich will mehr als das, Herr Direktor. Ich habe erfahren, was es heißt, Schuld auf sich geladen zu haben. So soll mein Schreiben gelten einem Ziel: Meine Mitmenschen vor einem solchen Schicksal zu bewahren! Sie abschrecken vom Bösen, ihnen vor Augen halten, daß kein Unrecht unvergolten bleibt, sie hinführen zum Guten; ihr Herz empfänglich machen für das Wahre und Edle — das ist's, was ich als meine Aufgabe erkannt habe. Herr Katechet Rochta hat in mir die Gewißheit geweckt, daß es Vorbestimmung für mich war, den Weg der Schuld gehen zu müssen, um dann, abgeklärt und geläutert, anderen um so eindringlicher die schweren Folgen der Schuld darlegen zu können.“

„Schön gedacht und ein hohes Ziel. Es sollte mich freuen, wenn ich hören würde, daß Ihr Streben Erfolg gehabt hat.“

Nochmals einige wohlgemeinte Worte der Ermahnung, und Karl May konnte gehen — zur letzten Etappe seines Gefangenenslebens, zur Entlassung.

Der alte Direktor, im Zuchthausdienst grau gewor-

den, schüttelte den Kopf, als die Tür sich hinter Karl May geschlossen hatte.

„Ein ungewöhnlicher Mensch, dieser verunglückte Lehrer! Mit solchen Plänen und Vorsätzen hat noch keiner diese Anstalt verlassen.“

Nachdenklich blickte er hinaus ins Freie, wo Sturmwind die Bäume niederbeugte und Schneeschauer in wildem Tanz vorüberfegten. Wieder schüttelte der Beamte leise den Kopf und murmelte trübe vor sich hin:

„Der Sturz wird um so tiefer sein, je höher er seine Ziele steckt. Nummer hunderteinundsiebzig — Gott geleite dich!“

*

Heißes Glücksgefühl quoll in Karl May auf. Er hätte jauchzen können, jubeln!

Warum?

Weil dort auf dem nüchternen Brettertisch des kahlen Amtszimmers sein Anzug lag. Sein blauer Anzug, den er bei der Einlieferung hatte abgeben müssen. Vor vier langen, schweren Jahren. Vor 1460 Tagen.

Sein Anzug — und sein Hut, seine Stiefeletten, Kragen, Krawatte, seine Unterwäsche. Er hätte die Sachen streicheln mögen, sie, die Sinnbilder der Freiheit!

Herunter, nur schnell herunter mit der fürchterlichen Sträflingsmontur! Braun mit schwarzen Streifen, grober Zwillich. Und schwarz das Halstuch. Schwarz als Zeichen, daß er der zweiten Klasse angehörte — den Vorbestraften.

Angehörte? Nein, nein: angehört hatte!

Aufseher Müller versah heute den Tagesdienst und hatte somit auch bei den Entlassungen zu tun. Er übergab May die Zivilkleider anhand eines Verzeichnisses, das bei der Einlieferung aufgestellt und von dem Gefangenen unterschrieben worden war. In einem grauen Leinentuch befanden sich — ebenfalls einzeln aufgezeichnet — die sonstigen Habseligkeiten, die der Gefangene damals bei sich getragen hatte. Jetzt:

„Schreiben Sie hier Ihren Namen her, daß Sie alles richtig zurückerhalten haben, Herr May —“

Herr May — wie wohl das tat! Nicht mehr eine bloße Nummer! Wieder Mensch!

Ob er nichts merkte? Anscheinend nicht. Der Aufseher sah Karl verstohlen an. Nein — er erkannte ihn nicht!

Welcher Zufall: Er, der Aufseher Müller, stammte aus Karl Mays Heimat. War aber schon viele Jahrzehnte von zu Hause weg und hatte sich einen dichten, langen Vollbart wachsen lassen —

Sollte er sich dem Entlassenen zu erkennen geben? Besser wohl nicht, sagten ihm angeborenes Taktgefühl und sein menschenfreundliches Herz. Aufseher Müller konnte sich vorstellen, daß es May wenig angenehm sein würde, unter diesen Verhältnissen von einem engeren Landsmann begrüßt zu werden. Also schwieg der Aufseher — und wie stets bei Entlassungen versuchte er durch ein paar heitere Worte über die Peinlichkeit des Augenblicks hinwegzuhelfen.

„Es ist eben doch wahr, Herr May: Kleider machen Leute“, sagte er mit freundlichem Lachen, als der bisherige Gefangene im Straßenanzug vor ihm stand. „Wahrhaftig nicht wiederzuerkennen!“

Der langentwöhnte steife Stehkragen drückte — aber das ertrug Karl gern. Nur die Formalitäten der Entlassung dauerten ihm zu lange. Hinaus! Hinaus! So schnell wie möglich!

Aber Aufseher Müller blickte mit verschmiztem Lachen zur Uhr über der Tür.

„Nee, nee, Herr Man — soweit sind wir noch nicht. Erstens mal müssen wir noch hinüber zum Herrn Rendanten wegen der Abrechnung. Und dann — elf Minuten müssen Sie sich schon noch gedulden. Erst mit dem Glockenschlag zehn darf ich Sie aus dem Tor lassen.“

„Daß es doch schon so weit wäre“, seufzte Karl.

„Haben Sie vier Jahre lang Geduld haben müssen, dann werden Sie die elf Minuten auch noch überstehen. Hier, Herr Man, haben Sie einen Spiegel — schauen Sie rein: Das sind Sie!“

Die Abrechnung beim Rendanten folgte. Sie war in wenigen Minuten erledigt. Er hatte schon alles vorbereitet — so und so viel Arbeitsprämie, strafweise Abzüge: keine. Macht so und so viel. Den Betrag an die Stadtverwaltung Ernstthal überwiesen — abzüglich Zehrgeld und zwei Mark für eine Fahrkarte Waldheim—Hohenstein-Ernstthal über Chemnitz.

„Hier die Fahrkarte, hier das Zehrgeld — eine Mark. Und hier — der Entlassungsschein.“

Noch einmal muß Karl quittieren. Und in das Zimmer des Aufsehers vom Tagesdienst zurückgekehrt, hat sich dort schon ein anderer Beamter eingefunden. In Zivil.

„So, Müller, da bin ich. Das ist er wohl?“

Wie? Was will er? Was soll das bedeuten?

Erste herbe Enttäuschung! Wie herrlich hatte Karl

es sich ausgemalt, frei ausbrechen zu können, wenn er das Tor dieses furchtbaren Hauses hinter sich haben würde — und nun?

„Ja, Herr Man, es ist schon so! Vorschrift“, erklärt Aufseher Müller ihn bedauernd. „Sie werden zur Bahn begleitet — na, Herr Man, deshalb doch kein unglückliches Gesicht! Sehen Sie, mein Kollege Schöne ist ein netter Mann. Und wie ist es denn sonst im Leben: Wenn Sie zu Hause Besuch gehabt haben, bringen Sie ihn doch auch zur Bahn. Sollen wir nicht auch ein bißchen Höflichkeit zeigen dürfen?“ setzte er lachend hinzu.

Zehn Schläge hallten herüber.

„So, Herr Man. Damit Gott befohlen!“

Sie traten auf den Gang, ein paar Stufen hinunter. Ein Schlüssel rasselte im Schloß, Riegel wurden zurückgezogen. Knarrend öffnete sich das Tor. Das Tor zur Freiheit.

Der Sturm warf eine Handvoll Schneeflocken in den Ausgang, den Hinaustretenden entgegen.

War das der Empfang, den die Welt für ihn bereit hatte? Karl schüttelte diesen Gedanken ab, ging raschen Schrittes neben seinem Begleiter her.

Trotz allem: Frei! Mochte es auch stürmen und schneien! — Frei! So schneidend der Wind war, so unangenehm der Schnee — Karl bot dem Wetter sein Gesicht mit Freuden. Wie anders doch als die abgestandene, dumpfe Luft der Zelle und des Arbeitszimmers war der brausende Wind. Die Brust wurde ihm eng. Mit Anstrengung unterdrückte er ein Schluchzen.

„So, jetzt rechts. Über die Zschopau-Brücke, und wir

sind gleich am Bahnhof. Und haben nicht eben viel Zeit mehr.“

„Lassen Sie uns hier in den Ausgang treten, Herr Wachtmeister“, bat Karl, als sie dem Ziele nahe waren. Voll Scham hatte er sich vorgestellt, wie sie ihn anglozen würden, die Menschen auf dem Bahnhof. Sicherlich kannten viele von den Waldheimer Einwohnern den Beamten — und wußten dann sofort, was es mit seinem Begleiter auf sich hatte.

Der Aufseher war mit Karls Vorschlag zufrieden. Und erst, als sie den Zug von Riesa heranbrausen hörten, eilten sie im Geschwindschritt die kurze Strecke zum Bahnhof. Am Bahnsteig blieb der Beamte zurück.

„Rasch! Einsteigen!“ riefen die Schaffner Karl zu, der als letzter Reisender in ein Abteil sprang. Es hatte sicherlich kaum jemand gemerkt, in welcher Begleitung er gekommen war.

„Fertig! Abfahren!“

Ein schriller Pfiff — der Zug rückte an. Fuhr schneller, schneller. Ließ Waldheim hinter sich. Karl war allein im Abteil. Er trat ans Fenster und blickte hinüber nach der Stadt. Vergeblich suchte er die grauen Mauern des alten Schlosses, das man vor anderthalb Jahrhunderten zu einem Armenhaus, später zu einem Zuchthaus umgestaltet hatte. Das Schloß lag auf dem jenseitigen Ufer der Zschopau im alten Stadtteil, während der Bahnhof sich in einem neueren Viertel ziemlich entfernt davon befand.

Vier Jahre hatte er in dieser Stadt gelebt — und sie nicht gesehen. Nur damals, auf dem schweren Wege zum Strafantritt, hatte er ihre Straßen durchschritten, von zwei Beamten in Zivil eskortiert. Aber gesehen

hatte er damals nichts, voll erfüllt nur von dem einen Gefühl, für vier lange Jahre die Welt verlassen zu müssen. Eingekekert, seiner Menschenwürde entkleidet.

Was war in diesen vier Jahren draußen nicht alles geschehen! Großes, Gewaltiges: ein erbitterter, aber siegreicher Krieg gegen den französischen Erbfeind, die Gründung eines glanzvollen deutschen Kaiserreichs. Abgeschlossen von dem Schmerz und dem Jubel, den ein Krieg mit sich bringt, hatte Karl May gelebt, fernab vom Fluten und Branden hochgestimmter vaterländischer Begeisterung.

Ein Pfiff — der Zug durchfuhr einen kurzen Tunnel. Hinter diesem noch ein kurzer, letzter Blick auf die bewaldeten Hänge des schönen Zschopautales, dann wandte sich die Bahn, schlängelte sich von Ort zu Ort durch leichtgewelltes Land, um endlich Chemnitz, ihren Endpunkt, zu erreichen.

Menschen stiegen auf den Unterwegstationen aus und ein. Das Wetter hatte sich gebessert. Wenn der Himmel auch noch dicht von dunklem Gewölk verhangen war, so hatte es doch aufgehört zu stöbern und zu regnen.

Karl Mans Blicke hingen wie gebannt an den Bildern, die draußen vorüberzogen. Seine Augen saugten in sich auf, was es irgend zu sehen gab — Männer, Frauen, Kinder, Fuhrwerke, Häuser, Gärten, Waldstücke. Lang entbehrter Unblick!

Dort drüben wurde ein Haus gebaut. Geschirre fuhren Ziegel und Balken heran, Tagelöhner waren damit beschäftigt, abzuladen und aufzustapeln. Und Maurer waren mit Kelle und Mörtel am Werk.

Arbeitende! Schaffende!

So wie sie mit Hand und Muskelkraft hantierten und bauten, so wollte der Heimkehrer geistig arbeiten und sein Werk aufbauen. Emsig, von der Freude über das Entstehende erfüllt.

War Arbeit, zielstrebige, fleißige und froh geleistete Arbeit nicht auch bester Schutz gegen alle Versuchungen? War es zu all seinen Straftaten nicht nur deshalb gekommen, weil er nicht gearbeitet hatte?

Karl versank in Nachdenken.

Ja, so war es gewesen: Aus seiner Bahn geworfen, von der Gesellschaft ausgestoßen — was hatte er anfangen sollen? Unter solchen Umständen zu arbeiten, erforderte unendlich viel Selbstverleugnung.

Gut gesagt: arbeiten. Wenn niemand gewillt war, Gelegenheit zur Arbeit zu bieten! Überall verschlossene Türen und verschlossene Herzen für den Vorbestraften. Ein Makel lastete auf ihm, der ihn versetzte. War es ein Wunder, wenn ein solcher Mensch zur Verzweiflung und zum Haß gegen Menschheit und Gesellschaft und Staat getrieben wurde?

Er hatte es am eigenen Leibe erfahren müssen — und war wie die meisten gefährdeten Menschen dem Fluch verfallen und von neuem schuldig geworden.

Lavinengleich waren Schuld und Verschulden angewachsen. Nach einem geringfügigen, beinahe lächerlichen Anfangsvergehen.

Karl schien es, als wäre das alles gestern geschehen oder vorgestern. Und doch lagen Jahrzehnte dazwischen.

Im Seminar zu Waldenburg hatte das Unheil angefangen. Unter unsäglichen Opfern und Entbehrungen hatten die Eltern es möglich gemacht, daß er in diese Anstalt kam. Zwei Jahre ging alles gut. Bis an

Weihnachten — 1859 — das Unfaßbare geschah und er zum ersten Male „straffällig“ wurde.

Anfang der Weihnachtswoche. Eine von Karls Schwestern kam von Ernstthal herüber — zwei gute Stunden Wegs —, um die Wäsche des Bruders abzuholen. Sie war traurig, sehr traurig.

Die Eltern ohne Arbeit, ohne Verdienst. Und Weihnachten vor der Tür.

Den Kindern etwas bescheren? Wo nicht einmal Geld für trockenes Brot da war? Nicht einmal Lichte für die Weihnachtsleuchter, die nach erzgebirgischer Sitte das Fest mit ihrem friedlichen Schein erhellten.

Wenn man wenigstens Lichtchen für die holzgeschnitzten Weihnachtsengel der kleinen Schwestern hätte erschwingen können! Aber nicht einmal das war möglich. Zu jedem Engel drei Lichtchen, das Stück für ein paar Pfennige. Auch dazu langte es nicht.

Der Schwester war das Weinen nahe, als sie zu Karl davon sprach. Nicht ihretwegen. Sie war es mit ihren sechzehn Jahren schon gewöhnt, entbehren zu müssen. Aber die Kleinen, denen doch Weihnachten alles bedeutete!

Karl war eben beschäftigt, die Talgreste aus den Dillen im Klassenzimmer zu entfernen. Ein Dienst, der unter den Schülern von Woche zu Woche wechselte. „Lichtwochner“ nannte man das Amt.

Die Schwester sieht zu — ein Gedanke blitzt in ihr auf:

„Was machst du mit diesen Resten? Wem gehören sie?“

„Niemandem“, gibt Karl erstaunt zur Antwort. „Sie werden weggeworfen, nur die größeren dem Schul-

hausmann übergeben. Der schmilzt sie zu Schuh-
schmiere zusammen.“

„Sag, Karl: könnte man da nicht Lichte für die
Weihnachtsengel daraus machen?“

„Schon. Man braucht nur eine Papierröhre dazu
und einen Docht. Aber ob solche Lichte gut brennen
werden, das glaub' ich nicht.“

„Wenn auch! Wenigstens wären es Lichte.“

„Hm.“

„Karl, wäre das gestohlen, wenn du mir soviel von
den Abfällen abläßt, daß es drei Lichtchen gibt?“

„Gestohlen? Laß dich auslachen, Else! Der Schmutz
ist keine drei Pfennige wert! Komm — hier — das
wird für die drei Lichte genügen.“ —

Ein anderer Seminarist steht dabei, hört das Ge-
spräch der Geschwister mit an. Einer aus der ersten
Klasse, ein Jahr älter als Karl May. Ohne den Mit-
schüler zu warnen, schleicht er sich weg — und zeigt
den „Diebstahl“ dem Herrn Direktor an.

Diebstahl — eine halbe Stunde später schon wurde
das Urteil über Karl gesprochen: er habe das Seminar
sofort zu verlassen.

„Ich hatte Christen kennengelernt“, schrieb Karl
May Jahrzehnte später darüber, „die unchristlicher
gegen mich verfahren, als Türken und Heiden.“

Das bevorstehende Weihnachtsfest, das Fest der
Liebe und des Friedens, konnte den fanatischen Direk-
tor nicht milder stimmen. Ungerührt stieß er den un-
schuldigen Schuldigen aus der Anstalt.

Das Unterrichtsministerium zeigte sich menschlicher.
Ihm leuchtete es ein, daß der Pfennigbetrag, den das
„veruntreute“ Gut ausmachte, eine solch harte Strafe

nicht rechtfertigte. Karl durfte die Ausbildung am Seminar in Plauen fortsetzen.

Die Abschlußprüfung war bestanden. Erste Anstellung in Glauchau, bald darauf Versetzung nach Chemnitz an einer Fabriksschule. Die Schüler fast schon erwachsene Fabrikarbeiter. Das Gehalt ist mehr als knapp. Dazu Abzahlung für Schulden, die gemacht werden mußten, um den notwendigen Examensfrack, ein bißchen Wäsche und dergleichen anzuschaffen. Das dringend Nötigste. Was nicht unbedingt notwendig war, mußte bleiben. Nicht einmal eine Uhr besaß der junge Lehrer. Obwohl eine Uhr für seinen Beruf eigentlich unerläßlich ist.

Ein Buchhalter, mit dem Karl das Zimmer teilt, hat deren gar zwei. Eine gute, die er trägt, eine andere, die unbenutzt an der Wand am Nagel hängt.

Er leiht sie seinem Schlafkameraden. Aus eigenem Antrieb, weil — so sagt er — ein Lehrer doch zur Pünktlichkeit verpflichtet sei. Er hat nichts dagegen, daß Karl die Uhr gelegentlich auch auf Ausgängen mitnimmt. Bei der Heimkehr wurde die Uhr an ihren gewohnten Platz gehängt.

Und wieder kam Weihnachten. Weihnachten des Jahres 1862. Karl war im Februar zwanzig Jahre alt geworden.

Am Morgen des letzten Schultages Abschied von dem Schlafgefährten, dem Buchhalter. Karl sagt ihm, daß er sogleich nach Schluß über die Feiertage nach Hause zu den Eltern fahren werde. Ohne noch einmal in die Wohnung zurückzukehren, eilt er zur Bahn. Die Uhr zurückzulassen — daran denkt er in seiner Ferienfreude nicht! Karl May hat später unum-

wunden eingestanden, daß er sich nicht das Mindeste dabei gedacht hat, als er bemerkte, er habe die Uhr bei sich. Er hatte sie ja auch sonst geliehen erhalten, ohne daß ein Wort gefallen wäre.

Ein glücklicher Weihnachts-Vorabend. Die Notzeit der Schuljahre war überstanden. Er hatte ein Amt, bekam Gehalt — der Anfang zum Aufstieg war erreicht.

Man saß beisammen — Karl, der Vater, die Mutter, Großmutter, die Geschwister. Zukunftspläne wurden geschmiedet — aller Augen leuchteten. Alle waren glücklich und froh.

Im Bett — er konnte lange nicht schlafen — träumt Karl weiter von seinen Plänen, seinen Hoffnungen. Alle inneren Fehler wollte er überwinden, die Folgen einer falschen Erziehung vergessen, nach und nach in seinem Innern Raum für Neues, Gutes, Edles schaffen! Er wollte Großes leisten — aber vorher Großes lernen! Schriftsteller werden —

Und am anderen Morgen, am Morgen vor dem Weihnachtsabend — — —

Karl geht nach Hohenstein auf den Christmarkt, will einige Kleinigkeiten für die Schwestern kaufen. Und auf dem Weihnachtsmarkt — wird er verhaftet. Wird vom Gendarm nach dem Rathaus gebracht.

Die Uhr —

Eine Frau, eine Bekannte der Mutter Man, hat Gelegenheit, Karl im Rathaus in Abwesenheit des Polizisten zuzuslüstern:

„Sie sollen Ihrem Mietkameraden die Uhr gestohlen haben. Wenn man sie bei Ihnen findet, kommen Sie ins Gefängnis und werden als Lehrer abgesetzt.“

„Sie ist nicht gestohlen! Nur geborgt —“

„Das glaubt Ihnen niemand! Weg damit. Man darf sie nicht bei Ihnen finden.“

Zwanzig Jahre alt — plötzlich solcher Verdacht und — solch gefährlicher Ratschlag! Welche Bestürzung! Das einzig Richtige: die Uhr vorzuzeigen und die Wahrheit zu sagen, unterläßt er in seiner Angst. Schwindelt die Uhr aus der Tasche in den Anzug. Leugnet auf Befragen, sie zu haben. Aber bei der Durchsuchung wird sie natürlich gefunden.

Ein Dieb. Er wird nach Chemnitz ins Untersuchungsgefängnis gebracht, statt nach Hause zurückkehren zu können. Verbringt die Weihnachtstage in der Zelle, gemartert von Selbstvorfürfen, Reue, Angst und Sorge, wie die Eltern den Schlag aufnehmen werden.

Gerichtsverhandlung. Das Urteil: sechs Wochen Gefängnis wegen Diebstahl.

In Zwickau hat er die Strafe verbüßt. Denn jene Zeit kannte die in höchstem Sinn gerechte Einrichtung der bedingten Strafe, des Strafaufschubes, der Bewährungsfrist noch nicht.

„Abgründe lagen vor mir. Und das Große, das ich zu lernen und zu leisten hatte, war, in diese Abgründe zu stürzen, ohne zu zerschmettern und jenseits frei hinaufzusteigen ohne jemals wieder zurückzufallen. Dies ist die schwerste Aufgabe, die es für einen Sterblichen gibt. Und ich glaube, ich habe sie gelöst.“

Im Jahre 1910, fünfzig Jahre später, kann Karl May diese Worte in seiner erschütternden Beichte „Mein Leben und Streben“ niederschreiben. Als Greis. Als — Sieger!

*

Je mehr der Zug sich Chemnitz nähert, desto schwerer wurde es Karl ums Herz. Für die ersten paar Tage hatte er ja Geld. Seine Arbeitsprämie aus Waldheim. Aber dann? Würde es ihm so rasch gelingen, Fuß zu fassen? Es war ausgeschlossen, daß er den Eltern auf der Tasche lag.

Und wenn er hungern mußte — ehrlich wollte er bleiben! Sein Vorsatz, aller Versuchung zu widerstehen, stand felsenfest.

Versuchung? — Unsinn! Woher sollte Versuchung kommen? Gegen die inneren Stimmen, die ihn früher zum Bösen verleitet hatten, war er jetzt gefeit. Und andere Gefahren? Lächerlich, sich vor Versuchung zu fürchten! —

Chemnitz ist erreicht. Karl muß umsteigen. Der Anschlußzug geht erst in einer dreiviertel Stunde. So schlendert er denn zum Ausgang hinaus, sieht auf den Bahnhofsvorplatz. Ob er in einer Gastwirtschaft etwas essen sollte? Brot und Wurst und ein Glas Bier — lang entbehrte Genüsse? Nein, entscheidet er. Sparen! Keine unnützen Ausgaben!

Langsam wendet er sich wieder dem Innern des Bahnhofes zu, weil draußen ein neuer Regenschauer niedergeht. Karl bemerkt nicht, daß ein Augenpaar ihm folgt. Er bemerkt nicht, daß der herkulisch gebaute Mann, der auf einer Bank in der Bahnhofshalle gefessen hat, aufsteht und hinter ihm herkommt. Karl dreht sich um. Der Mann zwinkert ihm zu.

„Na, Freundschaft? Kraut gefressen? Oder die Flebbe gekriegt?“

War der Mensch verrückt? Was war das für ein ungereimtes Zeug, das er sprach?

„Mensch — stell dir nich an, als wenn du keine Ahnung von Kochemer Loschen hättest. Wirst wohl kochem dibbern können als oller Waldheimer!“

Karl griff es kalt ans Herz. Daß er nicht gleich verstanden hatte! Der Mensch bediente sich der Gauer Sprache! Aber das war nebensächlich. Schrecklich und niederschmetternd nur, daß er ihn jetzt erkannte . . . Karl erinnerte sich, ihn auf den täglichen halbstündigen Gängen auf dem Hof des Zuchthauses gesehen zu haben.

Es fehlte Karl an Mut, den Menschen mit einem energischen Wort abzuschütteln.

„Ich heiße Rögler“, sagte der Herkules. „Kannst aber ruhig ‚Grünspecht‘ zu mir sagen. ‚Grünspecht‘ kennt jeder Genosse.“

Rögler alias „Grünspecht“ war wie ein Arbeiter gekleidet und, wie sich herausstellte, einen Tag früher aus Waldheim entlassen worden als Karl. Eigentlich sollte er nach Zwickau fahren, wo er beheimatet war. Aber er hatte seinen Grund, in Chemnitz zu bleiben.

„Du kommst mir wie gerufen“, erklärte er. „Eh' ich in den Bau ging, hatte ich hier in Chemnitz eine wundervolle Gelegenheit ausbaldowert. Und gestern hab' ich mir den Laden einmal angesehen. Alles beim alten. Das Ding kann genau so gedreht werden wie ich's mir damals schon vorstellte. Aber ich brauche einen dazu. Allein ist das nichts.“

Vergebens wehrte Karl ab. Rögler ließ sich nicht unterbrechen. Er erzählte weiter: Von einem Betrieb mit Fabrikslager, dessen Rückseite am Chemnitzfluß liege. Von dort aus könne man von hinten her an das Lager heran. Ein großer Bretterschuppen, also un-

schwer anzuknabbern. Der Chemnitzfluß fließe in einem künstlichen Bett mit senkrecht aufgemauerten Wänden. Sein Wasser sei nicht so breit, daß es die ganze Sohle überflute. Es sei beiderseits unter den Ufermauern genügend Platz zum Gehen. Bißchen dreckig, dafür aber schön finster, so daß kein Mensch die Leiter sehen könne, die man von unten an den Lagerschuppen legen müsse . . .

Sparöfen stelle der Betrieb her. Es sei ein begehrter Artikel.

„Kannst bequem drei aufs Mal fortbringen“, erläuterte Rögler voll Eifer, in der Hoffnung, durch die verlockende Schilderung den Gefangenhaushausgenossen zur Teilnahme an dem Einbruch zu bewegen. „Wir holen die hintersten Reihen aus dem Lager heraus, verstehst du? Ich knabbere die Wand mit der Elle an, ich oben und du unten auf der Leiter, lange ich dir die Öfen runter, so Stücker vierzig oder fünfzig. Wir stellen sie schön in den Schatten, und dann geht's mit der Sore Stück für Stück betuke, ganz betuke zum Peth. Immer an der Wand lang, am Fluß hinunter. Dem Peth geb' ich natürlich vorher Wind, wann wir kommen. Er hat mir schon gesagt, daß er die Dinger schärfen will. Zwei Mark gibt er fürs Stück. Macht hundert Mark. Natürlich halb und halb. Und wenn's geklappt hat, machen wir's morgen nacht gleich noch einmal. Die Fabriksleute nehmen immer nur vorn vom Lager. Ehe sie weis kriegen, daß hinten ein paar Reihen fehlen, kann es Wochen dauern. Von verschütt gehen, keine Spur.“

Also was — abgemacht?“

Mit stockendem Atem hatte Karl bisher wortlos zu-

gehört. Er hatte nicht alles verstanden. Daß „Kraut fressen“ in der Sprache der zünftigen Verbrecher so viel hieß wie aus der Gefangenschaft ausbrechen und „die Flebbe kriegen“ entlassen werden, wußte er ebenso wenig wie ihm bekannt war, daß die „Ganoven“ diese Sprache „Rochemer Loschen“ nannten. „Dibbern“ hieß „sprechen“, „Elle“ war die Bezeichnung für Brecheisen, „Sore“ das gestohlene Gut. „Betuke“ hieß „leise“, und der „Pethe“ war der Fehler. Er kaufte die Sore nicht, sondern „schärste“ sie. „Verschütt gehen“ schließlich bedeutet „gefaßt werden“.

„Na also, wie ist's? Machst selbstverständlich mit.“

„Nein — selbstverständlich mache ich nicht mit! Vollkommen ausgeschlossen.“

„Hast du Angst, wir könnten alle werden?“

„Ich weiß nicht, was das heißen soll — aber brauchst dir keine Mühe geben. Ein für allemal: Ich tue nicht mit.“

„Mensch — wo die Sache goldsicher ist! Der Pethe wartet schon. Hat den Ries für die Sore schon bereit liegen. Und du Dussel willst nicht mitmachen! Hast wohl keinen Ries nötig, he?“

„Ob ich Geld nötig habe oder nicht — daß ich mich an einem Einbruch beteilige, kommt nicht in Frage. Jetzt nicht und niemals.“

„Hört einer an“, spottete der Verbrecher. „Da bist du wohl wegen Gebetbuchlesen nach Waldheim gekommen? Stell dich nicht so an und sag ja. Es ist doch bloß, weil der Kölner Jupp nicht in Chemnitz ist. Der wäre froh, wenn ihm so etwas geboten würde. Aber er kommt erst in vierzehn Tagen wieder. Und solange kann ich nicht warten.“

„Es ist mein letztes Wort — nein!“

Rögler faßte Karl unterm Arm.

„Mensch — Koller —“

„Laß mich sofort los oder ich rufe nach der Polizei!“

„Was, du linker Schrappenjunge, du willst Halles machen und mir die Blauen auf den Hals hegen? Wart', Bursche! Wir sprechen uns wieder!“

Rot vor Zorn machte sich der Ganove rasch davon. Er war doch nicht sicher, ob Karl seine Drohung wahr machte.

Dieser überlegte. Was tun? Noch zwanzig Minuten Zeit bis zum Abgang des Zuges! Karl war nicht im Zweifel darüber, daß es seine Pflicht war, über den Gauner Anzeige zu erstatten, damit der Fabriksherr gewarnt werden konnte. Sicherlich würde er dann den Zug verpassen. Es drängte ihn, nach Hause zu kommen. Aber nein — es war die erste Probe, auf die das Schicksal ihn stellte. Er durfte nicht versagen.

Rögler hatte die Bahnhofshalle verlassen. Vorsichtshalber blickte sich Karl nach allen Seiten um, ehe er in den Raum der Bahnhofswache trat. Zwei Polizisten saßen drinnen.

„Was wollen Sie?“ fragte der eine, ohne sich zu erheben.

„Anzeige erstatten, daß ein Einbruch geplant ist.“

„So? Woher wissen Sie das?“

Wahrheitsgemäß berichtete Karl.

„Und woher kennt Sie dieser Rögler?“

Karl zögerte. Aber es mußte sein.

„Aus Waldheim!“

„Aha — und warum, wenn ich fragen darf, haben

Sie nicht sofort die Polizei gerufen und den Burschen laufen lassen?"

Sonderbare Frage! Es klang fast wie ein Vorwurf! Oder — wie Mißtrauen.

„Nun?“ drängte der Polizist. „Sie überlegen recht lange, ob Sie antworten sollen. Hatten wohl anfangs ein Lüftchen, das Ding mit dem Rögler zu drehen? Was?“

Das Blut schoß Karl zu Kopf.

„Herr Wachtmeister — was für eine Verdächtigung!“ rief er entrüstet.

„Na, na — nur immer hübsch ruhig! Und von wegen Verdächtigung — solche Ausdrücke unterbleiben. Verstanden? Sie sind hier im Amtszimmer und sprechen mit einem Beamten.“

Zorn über diese Redeweise quoll in Karl May auf — und Scham. Scham, daß der Polizist es wagte, so mit ihm zu reden. Warum? Weil er — im Zuchthaus gefessen hatte. Schicksal des Vorbestraften, von vornherein mit Verdacht belastet zu sein!

„Wie heißen Sie?“ fragte der andere Beamte und tauchte die Feder ein, um die Anzeige zu Protokoll zu nehmen. „Haben Sie Papiere?“

Wortlos reichte ihm Karl, was er an Dokumenten bei sich hatte — mit einem gewissen Gefühl von Troß auch den Entlassungsschein von Waldheim.

Der Beamte schrieb. Der andere begann zu frühstücken. Für ihn schien die Angelegenheit erledigt zu sein. Das Fenster der Wache ging auf den Bahnsteig hinaus. Seine unteren Scheiben waren von Milchglas. Karl sah einen Zug einfahren — sicherlich der, mit dem er seine Reise hatte fortsetzen wollen!

Nicht lange, und der Zug dampfte ab, indeß der Polizist immer noch schrieb und ab und zu überlegend am Federhalter kaute. Voll Wehmut blickte Karl auf die lange Reihe der vorbeierollenden Wagen. So manches Mal hatte er in den vier Jahren den Augenblick herbeigesehnt, an dem er die Seinen wiedersehen würde — die Eltern, die Geschwister. Und der Zug fuhr. Der nächste ging erst in vier Stunden.

Am Ende war's besser zu laufen! Ob er da nicht früher nach Hause kam, als wenn er auf den Zug wartete? Es waren etwa zwanzig Kilometer von Chemnitz bis Ernstthal. Glatte Landstraße. Wenn er eilte, bergab rannte — vielleicht konnte er's in drei Stunden schaffen!

Doch nein. Ausgeschlossen. Zwanzig Kilometer in drei Stunden. Sonst schon. Nicht aber, wenn man vier Jahre gefangen gefessen hat. Der einzige Gebrauch seiner Beine, der tägliche Lauf im Hof, dauerte eine halbe Stunde. Fünf Schritt Abstand vom Vordermann, schnellen Schrittes, immer in weitem Kreise. Und sonst gerade Sonntags der Weg von der Zelle zur Kirche. Gelegentlich zur Verwaltung, in die Bibliothek.

Des Gehens und der freien Luft entwöhnt, den Körper von der Gefangenschaft geschwächt, würde er den langen Weg nicht in fünf, nicht in sechs Stunden schaffen können!

„Hier — Ihre Papiere.“

Die Worte des Polizisten unterbrachen Karls trübe Gedanken. Der Mann schob Karl May Geburts-, Tauf-, Entlassungsschein zu, sprach weiter:

„Hören Sie zu, was ich geschrieben habe.“

Er verlas mit einer gewissen Wichtigkeit das Protokoll, das er mit vielen Schachtelsätzen kunstvoll zusammengebaut hatte, und forderte am Schluß Karl auf, zu unterschreiben.

„So — es ist gut. Sie können gehen.“

Kein Wort der Anerkennung. Das tat weh. Mit schwerem Herzen und bangen Ahnungen trat Karl in die Bahnhofshalle hinaus. Es dämmerte in ihm die Erkenntnis auf, daß solche und ähnliche Schwierigkeiten, ähnliches Mißtrauen ihm nun oft begegnen würden! Drei Stunden, seit die Pforte des Zuchthauses sich vor ihm geöffnet hatte — und was für bittere Erfahrungen! Der Ganove, der es für selbstverständlich hielt, daß er ohne weiteres zu neuen Straftaten bereit war. Der Polizist, der ihm als entlassenem Zuchthäusler mit unverhohlener Mißachtung entgegenkam. —

Ein schwerer Seufzer rang sich aus Karls Brust. Die Worte des ernstesten, gerechten Direktors von Waldheim kamen ihm in den Sinn. So hatte der alte, erfahrene Beamte gesprochen:

„Denken Sie es sich nicht leicht, als Vorbestrafter auf dem rechten Wege bleiben zu können. Es werden Versuchungen an Sie herantreten. Man wird Sie zurückstoßen, meiden . . .“

Aber auch das klang in Karls Ohr und in seinem Herzen wider, was der menschengläubige Mann weiter gesagt hatte:

„So hart es sein mag — nehmen Sie es als einen Teil der Sühne. Seien Sie stärker!“

Ja, stärker sein! Das wollte er. Dankbarkeit gegen den Direktor durchströmte ihn. Karl erkannte, daß er

von ihm Seelenzehrgeld mit auf den Weg bekommen hatte.

Mit lautem Klingelzeichen ging der Bahnhofspor- tier durch die Halle.

„Zug von Dresden—Freiberg nach Zwickau und Reichenbach fährt in fünf Minuten vom Bahnsteig zwei.“

Wie? Hörte er richtig? Der Zug mußte doch — Blick nach der Bahnhofsuhr — schon vor einer Viertelstunde gefahren sein?

Doch er hatte zu Karls großem Glück Verspätung. Voll Freude eilte er auf den Bahnsteig. Eben fuhr der Zug ein. Der, dem er von der Polizeiwache aus wehmütig nachgeblickt hatte, war nach irgendeinem anderen Ziele gefahren.

Eine halbe Stunde Fahrzeit. Karls anfängliche Freude über seinen ersten Sieg über die Versuchung verslog rasch. Näher, immer näher kam er der Heimat. Immer bekannter und vertrauter wurde ihm die Gegend. Bangigkeit wollte ihn beschleichen. Als verlornen Sohn kehrte er zurück. Wie würden ihn die Seinen aufnehmen? Mit bösen Worten, mit stillem Vorwurf?

Wie war es damals gewesen, als er im November vor sechs Jahren nach dreieinhalbjähriger Gefängnisstrafe aus Zwickau heimgekommen war?

Die Großmutter war nun inzwischen gestorben, seine teure Großmutter, an der er mit soviel Liebe gehangen hatte. Man hatte es ihm damals nicht mitgeteilt, um ihn zu schonen und ihm die Gefangenschaft nicht noch mehr zu erschweren. Großmutter war ge-

storben. Ohne eigentlich krank zu sein, war sie hingenfickt. Aus Gram um ihn.

Das war damals im November achtundsechzig der erste Eindruck bei der Heimkehr gewesen. Aber die Eltern? Kein böses Wort. Verzeihen, wie nach der ersten Gefängnisstrafe. —

Und doch war ihm so schwer ums Herz! Beinahe fürchtete er sich vor dem Wiedersehen. War das nicht begreiflich? Wieviel Leid, Kummer, Schande hatte er den Seinen gebracht! Würde man ihm glauben, wenn er von seinen guten Vorsätzen sprach? Wenn man nicht glaubte — war es nicht verständlich? Damals, nach seiner Rückkehr aus Zwickau, war er ganze acht Monate auf freiem Fuß gewesen, am zweiten Juli des nächsten Jahres schon wieder verhaftet! Wieder straffällig! Wieder Kummer, Leid, Schande über die Eltern gebracht.

Schon Station Wüstenbrand. Der Zug hielt zum letzten Male vor Hohenstein-Ernstthal. Bei der nächsten Biegung kamen bereits die ersten Häuser der Heimatstadt in Sicht. Unten im Tale lief die Landstraße. Dort das Ernstthaler Schießhaus, und drüben am Abhang des Pfaffenberges die Gruben St. Anna und Lampertus. Und die Kirche von Ernstthal! Gleich daneben im Gewirr der Dächer lag das Elternhaus. Der Zug verlangsamte seine Fahrt. Ein kurzer Pfiff. Er hielt!

Fünf oder sechs Reisende auf dem Bahnsteig, die mitfahren wollten. Karl sah sie nicht. Sah nur einen, der an der Tür zum Bahnhofsgebäude stand — den Vater!

„Karl!“

Das war alles, was über seine Lippen kam, als der Sohn vor ihn trat. Beide Hände nahm er in die seinen — hielt sie fest und sagte kein Wort.

Scham und Rührung und Freude wogten in Karls Herz. Er hätte weinen können und zugleich jauchzen.

„Komm, Karl! Wir wollen gehen! Mutter wartet!“

Ruhig war Vaters Stimme, und er sprach mit größter Selbstverständlichkeit. Gerade so, als sei Karl nur ein paar Tage fortgewesen und nicht vier Jahre lang. Und nur irgendwo, wo man beruflich oder vergnügungshalber oder sonst hinfährt.

„Karl“ — es lag unendlich viel Weichheit und Liebe in diesem Wort der Begrüßung. Viel mehr, als von dem sonst jähzornigen und zumeist finsternen Mann je zu erwarten gewesen war.

Ein Gefühl schmerzlicher Dankbarkeit quoll in Karls Herzen auf, und so beengt war seine Brust, daß es ihm unmöglich war, auch nur ein Wort über die Lippen zu bringen. Sein Atem ging schwer und seine Pulse schlugen heftig. Stumm schritt er neben dem Vater her. Faßte scheu nach seiner harten, abgearbeiteten Hand — so wie vor vielen Jahren, als das Familienoberhaupt ihn zum ersten Male heimgeholt hatte. Das war so zugegangen:

Dreizehn Jahre war er damals alt gewesen. Man hatte über seine Zukunft beraten. Aufs Lehrer-Seminar sollte er gehen. Obwohl man das Geld dazu nicht hatte.

„Karl geht, und wenn ich mir die Hände blutig arbeiten soll!“ so hatte Vater damals eines Abends entschieden. Schweren Herzens waren die Eltern zu Bett gegangen. Schweren Herzens auch Karl. Aber er

schloß nicht, sondern rang um einen geheimen Entschluß. Hatte er nicht von dem edlen Räuberhauptmann im fernen Spanien gelesen, der allen Armen und Bedrückten Helfer und Beschützer war? „Die Räuberhöhle in der Sierra Morena oder der Engel aller Bedrängten“ hatte das schmierige Buch mit den vergilbten Seiten geheißt.

Heimlich hatte er sich angekleidet, hatte einen Zettel auf den Tisch gelegt: „Ihr sollt euch nicht die Hände blutig arbeiten. Ich gehe nach Spanien. Ich hole Hilfe.“ Ein Stück Brot, ein paar Groschen Gespartes in der Tasche, hatte er sich leise davongemacht. Über den nächtlich stillen Marktplatz, durch die Niedergasse auf den Lungwitzer Weg, der über Lichtenstein-Callenberg nach Zwickau führt — und weiter nach Spanien.

In Zwickau, wo er bei Verwandten Station gemacht hatte, war er vom Vater eingeholt und wieder heimgebracht worden. Mehr bittend als mahnend hatte Vater zu ihm gesagt: „Daß du mir so etwas nie wieder machst.“

Und gerade so wie damals vor nun fast zwanzig Jahren gingen sie wieder nebeneinander her, oberhalb der Stadt, beide mit ihren Gedanken beschäftigt.

Wie töricht wäre es auch, dachte Heinrich Man, den Sohn zu fragen, wie es ihm ergangen ist. Er soll die graue, trübe Vergangenheit vergessen —

„Münchmeyer ist dagewesen“, unterbricht der Vater das Schweigen. „Er hat einiges von deinen Sachen gedruckt. Und hat mir das Geld dafür bringen wollen. Ich habe es aber nicht angenommen. Er mag es dir selber geben. Freilich hat er nur die minderen Sachen abgedruckt.“

„Das verstehe ich nicht.“

Eifrig redete der Vater fort: „Er hat gesagt, das andere wäre ihm zu hoch.“

„Glaub's gerne, Vater. Er will Schundromane. Vor allen Dingen Liebesgeschichten. Recht aufregend und möglichst schwül. Und solche Sachen, Vater, schreibe ich nicht.“

„Er will aber das, was er gedruckt hat, recht gut bezahlen. Für jede der kleinen Erzählungen drei Taler.“

„Wenn schon. Ich werde trotzdem nichts wieder für ihn schreiben.“

„Du hast mir so etwas geschrieben. Aber verstanden habe ich es nicht. Jedenfalls hat Münchmeyer mir versichert: Ihr Sohn ist der Mann, den ich gebrauchen kann.“

Karl blieb stehen. Erregung sprach aus seinen Mienen.

„Kannst du dir nicht denken, warum und wieso? Er hat alles gehört, was über mein Leben gehobelt und gefaselt wird — und das tolle, ungereimte Zeug soll ich ihm wahrscheinlich zu einem Kolportageroman zusammenslickern.“

„Das glaube ich doch nicht.“

„Na, Vater, ihm ist es zuzutrauen. Aber ganz gleich: Ich tue es ja ohnehin nicht — nicht für tausend Taler! Ich habe andere Ziele.“

„Gut, daß du die hast. Zwar, wie gesagt: Ich verstehe nicht alles, was du in den Briefen über deine Zukunftsabsichten geschrieben hast. Aber das eine habe ich herausgelesen: Daß ich keine Angst mehr um dich zu haben brauche.“

„Vater, lieber Vater!“

Tränen stürzten aus Karls Augen. Kein Vorwurf — und nun gar solche Worte!

„Ich habe dein Vertrauen bisher immer wieder enttäuscht, Vater — es war diesmal das letztemal!“

„Ich weiß, Karl, und ich glaube es dir.“

Die Straße senkte sich hinunter nach dem Markt zu. Noch wenige Schritte, und man war vor dem kleinen, engbrüstigen Haus angelangt.

Mutter saß in der Wohnstube am Tisch, die Hände im Schoß.

„Nun, Karl, da bist du ja. Wirst hungrig sein. Gleich werden wir essen. Es gibt grüne Klöße.“

Armut ist kein Boden für viel Zärtlichkeit. Aber Karl mußte sich die Art der Mutter richtig zu deuten. Er fühlte auch ihre Freude über seine Heimkehr. Und nichts wurde laut, kein Vorwurf. Keine feindselige Stimmung stieg auf —

Weder beim Essen noch hinterher war die Rede von der Vergangenheit. Auch die Schwestern sprachen über nichts, was sich in den vier Jahren daheim oder im Städtchen zugetragen hatte — noch viel weniger von dem, was hinter Karl lag. Nicht daß man sich vorher darüber einig geworden wäre, aber mit dem natürlichen Feingefühl einfacher, unverbildeter Menschen gingen die fünf allen Peinlichkeiten aus dem Weg.

„Wie fahl seine Gesichtsfarbe ist“, dachte die Mutter — hütete sich aber, den Gedanken auszusprechen.

„Ob es Karl wirklich nicht schlechter gehabt hat, als er uns in seinen Briefen schrieb?“ fragte sich Schwester Else im stillen — ohne die Frage laut werden zu lassen.

„Nachher muß ich Papier holen“, sagte Karl, als

Elfe die Teller abtrug. „Tinte und Feder sind doch wohl da? Und, Mutter, bring mir doch die kleine Lampe in Ordnung, die ich früher immer benutzt habe.“

„Auch Tinte wirst du mitbringen müssen. Es ist nur noch ein Restchen da. Willst wohl schreiben?“

„Freilich — und wenn es spät wird, dürft ihr nicht denken, ich wäre über meinen Arbeiten eingeschlafen. Es soll viel fertig werden heute nacht.“

„Es war sehr schön geschrieben, was du uns geschickt hast.“

Die sparsame Anerkennung der Mutter freute Karl.

„Die ‚Geographischen Predigten‘ meinst du wohl? Ja, sie haben mir selber Freude gemacht.“

„Und was Ähnliches willst du wohl auch jetzt wieder schreiben?“

„Vorläufig. Ich habe noch Stoff für ein paar Themen.“

„Das ist gut, Karl“, lobte der Vater. „Mutter hat recht. Es ist schön und erbaulich zu lesen.“

„Woher nur das alles in deinen Kopf kommt!“ bewunderte ihn die jüngste der Schwestern.

„Habt ihr auch das herausgelesen, daß ich über alles natürliche, kosmische und menschliche Leben einzig und allein zum Preise des göttlichen Schöpfers schreibe? Ja? Dann bin ich froh. Denn ich will ja wirken wie der Prediger auf der Kanzel.“

„Mir hat die eine Stelle Spaß gemacht, Karl,“ meinte der Vater, „wo du vom Leben und Treiben der Tiere schreibst, das manchmal so ganz menschenartig anmutet. So ähnlich heißt die Stelle: Es wäre gar nicht so sehr zu verwundern, wenn die Bienen und

Wespen und Ameisen und die Präriehunde und die Biber auch ihre Bebels und Liebknechts, ihre Leskers und Windhorsts, ihre Beusts und Bismarcks hätten.“

Sie lachten darüber — und hoffnungsvoll und erfolgssicher rief Karl aus:

„Seht ihr — wie ich in solcher Form Menschheitsfragen zu beantworten und Menschheitsrätsel zu lösen suche, so will ich's auch weiterhin tun. Reiseerzählungen will ich schreiben, weil diesen von vornherein ein allgemeines Interesse beim Publikum sicher ist und ihnen eine Eindrucksfähigkeit besonderer Art innewohnt.“

„Aber Karl, du kennst doch die fremden Länder nicht alle. Bist gerade bloß in der Schweiz und in Frankreich und in Nordafrika gewesen —“

„Schon richtig, Mutter! Ich kenne nicht alles in der Welt aus eigener Anschauung. Denn wer vermöchte alle Länder und alle Meere zu bereisen und alle Völker zu besuchen. Aber ich kenne schon viel. Tunis, die Wüste Sahara, Ägypten, Griechenland — und ich werde noch manches andere Land sehen. Aber das ist gar nicht so wichtig. Weißt du, Mutter, es hat mancher die halbe Welt bereist — und doch nichts gesehen. Nicht einmal mit den Augen gesehen, noch viel weniger mit dem Verstand, oder gar mit dem Herzen. Und könnte nicht fünf Zeilen über seine Eindrücke niederschreiben. Der andere wieder hat nichts gesehen oder wenig — und weiß doch all die Wunder von Ceylon ebenso anschaulich und lebendig zu beschreiben wie San Francisco, jene unvergleichlich schöne Stadt am Goldenen Tor oder die wilden Gebirge Kleinasiens.“

„Dazu muß man ein Dichter sein.“

„Vielleicht, Vater. Nenne es ‚Dichter‘. Phantasie gehört dazu und vor allem Einfühlungsvermögen. Jedenfalls ist bei Reisegeschichten die Wirkung von vornherein so gut wie sicher — schon der Palmen wegen, oder weil Kakteen und Prärien fern im wilden Westen eine Rolle spielen.“

„Und deine Erzgebirgischen Dorfgeschichten?“ fragte die Mutter. „Willst du sie ganz aufgeben? Sie waren auch schön — und waren Heimat. Die Menschen — ach, du, Karl, ich habe sie doch alle wiedererkannt.“

„Ich auch! Ich auch!“ riefen die Schwestern.

„Jeder Hohnsteiner und Ernstthaler weiß, wer mit dem Seidelmann gemeint ist und mit Hauser und Michalowski —“

„Vorläufig werde ich auch solche Dorfgeschichten weiter schreiben und Humoresken auch. Um bekannt zu werden. Aber dann will ich heran an die Welt, an Menschheitsfragen, an Menschheitsprobleme!“

„Wirst du das auch bewältigen?“

„Ich will und werde, Mutter, denn ich habe in der Einsamkeit der Zelle den Weg auch dazu gefunden. Nicht für den Geist allein, nicht für den bloßen Verstand will ich schreiben, sondern für die Seele und fürs Herz. Sieh, Mutter: Der Geist ist das verzogene, verhätschelte Lieblingskind all der Tausende, die schreiben. Literaten, Gelehrte — und viele Dichter huldigen ihm. Aber die Seele — die ist das Aschenbrödel, zurückgesetzt, hungernd und frierend. Und der, der für die Seele schreibt, der will ich sein! Ich will der Welt predigen, sie möge aus den Tiefen menschlichen Elends aufsteigen zur Edelmenschlichkeit, will predigen, daß sie nach der Erlösung streben möge!“

Keines der Familienleute sprach — die Eltern nicht und nicht die Schwestern. Alle standen sie unter dem Eindruck dieser Worte. Hatte Karl nicht gesprochen wie ein Seher? Noch während seiner Rede hatte er sich erhoben. Als er die Stille merkte, verließ er die Wohnstube, selber im Tiefsten aufgewühlt.

„Hast du gesehen, Else, wie seine Augen leuchteten?“ flüsterte die jüngste Schwester endlich.

„Und einen Menschen wie ihn hat man ins Zuchthaus gesperrt!“

„Mutter!“

„Was da! Hat er nicht geredet, daß einem ganz feierlich zumute wurde? Und glaubt ihr etwa nicht, daß er's erreichen wird, was er sich vorgenommen hat? Wir beiden, Vater, werden's nicht erleben, aber ich bin gewiß, daß ihr Mädels noch einmal stolz sein werdet auf euren Bruder Karl!“

„Es geht nirgends sonderbarer zu als in der Welt“, bemerkte Vater Man philosophisch, und Frau und Töchter wußten sehr gut, daß dieser Ausspruch nichts anderes sein sollte, als die gläubige Bestätigung dessen, was die Mutter gesagt hatte.

Auch darüber lachte niemand, als Vater, ganz ernst und in ruhigem Tone, hinzufügte:

„Vielleicht wird Ernstthal noch einmal berühmt in der Welt als die Geburtsstadt des Volkschriftstellers Karl Man!“

Ein prophetisches Wort: Im Mai 1930 — achtzehn Jahre nach Karl Mans Tod — wurde an seinem Geburtshaus eine Gedenktafel enthüllt, und der Rat von Hohenstein-Ernstthal hat eine Straße der Stadt nach ihrem berühmt gewordenen Sohne genannt — wie

auch die wundervolle Lößnitzstadt Radebeul, Nachbarstadt von Dresden, ihre Karl-May-Straße besitzt. Denn dort, elbabwärts von der sächsischen Landeshauptstadt, in prächtigster Landschaft gelegen, hat Karl May in späteren Jahren in der „Villa Shatterhand“ seine zweite Heimat gefunden. Dort sind zahlreiche seiner Werke entstanden. Dort ist — seit 1926 — das „Karl-May-Museum“ alljährlich das Ziel von vielen Tausenden aus Deutschland und aus allen Ländern der Welt.

Karl-May-Museum — hinter seiner einstigen Villa Shatterhand liegt das Blockhaus „Villa Bärenfett“ in den dichten Baumgruppen, im Gesträuch des Gartens. Wirklichkeit gewordener Traum des Dichters: In seiner Wildwest-Erzählung „Unter Geiern“ beschreibt er anschaulich und ausführlich das Blockhaus des Bärenjägers Baumann. Und diese Beschreibung ist zu der Wildwesthütte im Garten der Villa Shatterhand in Radebeul die Vorlage gewesen. Und ihr absonderlicher Name? Auch er ist einem von Karl Mays Werken entnommen: Eine der eigenartigsten Gestalten seiner Phantasie ist der Westmann Hobble-Frank. Ehemaliger Forstgehilfe aus Moritzburg bei Dresden, bekannt durch das kulturgeschichtlich bedeutsame Jagdschloß der sächsischen Kurfürsten in schönster Lage in Wäldern und Seen, schwärmt „Hobble-Frank“ im Wilden Westen gern davon, nach seiner Rückkehr nach Deutschland sich in seiner sächsischen Heimat einen Alterssitz zu errichten. Und dieser sollte „Villa Bärenfett“ heißen.

*

Familie May, Schwestern und Eltern, sprachen noch lange über Karls Zukunftspläne. Bis Else sagte, sie müsse noch einmal rüber zu Krehers Gertrud. Es war fast sieben Uhr geworden, und für diese Stunde hatte sie sich draußen am Steinberger Weg mit ihrem Max verabredet. Eisenbahngehilfe war er, würde Bahnassistent und sicherlich einmal gar Eisenbahnsekretär werden.

Else war ein hübsches, stattliches Mädchen. Still und ruhig, dabei arbeitsam und anständig, und es gab niemand im Städtchen, der ihr auch nur das geringste hätte nachsagen können. Sie hatte gehalten, was sie einst der Mutter an jenem schrecklichen Tag gelobt hatte — an jenem Weihnachtstag, als Karl zum ersten Male verhaftet wurde.

„Mutter, wenn dir Karl so großen Kummer macht, so will ich mich um so mehr mühen, brav zu bleiben und mich auf dem rechten Weg zu halten!“

Wie kam es, daß sie jetzt, als sie das elterliche Haus verließ, an jene Stunde denken mußte? Heimlich traf sie sich mit Max. Außerhalb der Stadt. Ach, schon längst hätte er sie rechtens und in aller Öffentlichkeit als seine Braut bekannt. Wenn — ja, wenn Karl nicht gewesen wäre. Es war für einen künftigen königlich sächsischen Eisenbahnsekretär keine angenehme Verwandtschaft — ein Schwager, der, zweimal vorbestraft, in Waldheim im Zuchthaus saß!

Nun, über kurz oder lang würde Max versetzt werden, wie das bei den Bahnbeamten üblich war. Namentlich bei den jüngeren. Er wäre vergangenen Herbst schon beinahe von Hohenstein-Ernstthal weggekommen, nach Zittau. Aber es hatte sich noch einmal zerschlagen.

Doch wenn er einmal in einen anderen Ort des Landes kam — wer kannte dort schon den Bruder seiner Braut. Ja, sobald er verfehrt wurde, das war fest abgemacht, wollten sie sich verloben und bald heiraten.

Mag wartete schon. Else sah ihn trotz der sinkenden Dämmerung von weitem kommen.

Als er näherkam, merkte sie, er war heute bedrückt.

„Hast du Ärger gehabt, Mag? Oder ist dir nicht gut?“

„Laß nur! Laß! Es ist nichts, Else. Ich bin müde. Du weißt doch, ich habe zweimal hintereinander den Nachtdienst übernehmen müssen, weil Assistent Feulner krank ist.“

„Ach, Mag, ich mache mir ja über alles gleich Gedanken.“

„Das sollst du nicht. Sollst doch immer mein tapferes Mädchel sein und immer wissen, daß dein Mag fest und treu zu dir hält.“

„Du bist ja so gut zu mir — wenn ich dir deine Gefühle vergelten könnte . . .“

Sie schmiegte sich hingebungsvoll an ihn. Er legte seinen Arm um ihre Schultern, und schweigend gingen sie eine Weile nebeneinander her. Else dachte an Karl, an seine so zuversichtlich gesprochenen Worte.

Für die Seelen wollte er schreiben, hatte er gesagt. Else hatte nicht so recht verstanden, was er damit meinte. Und auch jetzt konnte sie sich nichts Greifbares darunter vorstellen. Ob sie Mag einmal fragen sollte? Er war ein kluger, aufgeschlossener Mensch. Sicherlich würde er ihr erklären können, was Karl mit seinen Reden gemeint hatte. Aber eine unbestimmte Scheu hielt sie vor Fragen ab.

Und doch hätte sie Max gar zu gern davon erzählt, wie Karl gesagt hatte: „Ich will der Welt predigen, daß sie aus den Tiefen menschlichen Elends zur Edelmenschlichkeit aufsteigen und nach der Erlösung streben soll.“

Nach der Erlösung? Der Pfarrer sprach auf der Kanzel auch von ihr. Aber sicherlich meinte Karl eine andere Erlösung. Welche wohl? Und was bedeutete „Edelmenschlichkeit“?

Else hatte vorher Max noch nichts gesagt, daß ihr Bruder heimkommen würde. Er war erst seit andert-halb Jahren in Hohenstein-Ernstthal und hatte nur zufällig erfahren, wo Else Maxs Bruder sich befand. Es war eine schwere Belastungsprobe für seine Liebe gewesen — aber sie hatte standgehalten.

Jetzt dachten beide Brautleute an Karl. Else irrte, wenn sie annahm, Max wisse von der Heimkehr ihres Bruders nicht. Die Schwesterstädte Hohenstein und Ernstthal sind nicht so groß, daß sich eine solche Neuigkeit nicht schnellstens herumspricht. Besonders, wenn — ja, das war's, was Max heute so schwer bedrückte!

Es half ja nichts! Else mußte es doch erfahren. Besser durch ihn, als von anderer Seite — schonungslos gesagt vielleicht oder gar aus gehässigem oder schadenfreudigem Mund. Man wußte, wie die Menschen waren.

Es war schwer, von solchen Dingen sprechen zu müssen! Max scheute immer wieder davor zurück. Wie schon ein Duzend Mal, bereitete er sich auch jetzt im Geiste vor, wie er anfangen wollte — und konnte doch den Mut zur Sprache nicht finden.

Er erschrak beinahe, als er sagte:

„Dein Bruder ist wieder zurück.“

„Ja — weißt du es schon?“

Wieder sank ihm der Mut. Wie bitter weh würde es Else tun, was er ihr sagen mußte. Sie hatte nie ein hartes Wort über ihren Bruder geäußert, hatte ihn im Gegenteil immer entschuldigt und ihn zu rechtfertigen versucht.

Aber gerade deshalb! Weil sie so edel denkend und gutherzig war, mußte er sprechen. Ehe ihr andere erbarmungslos mitteilten, was er erfahren hatte.

Else wurde es schwer ums Herz. Deshalb das gedrückte Wesen, das sie heute sogleich an Max bemerkt hatte. Sie glaubte ihn zu verstehen. Sicherlich war ihm der Gedanke peinlich, mit Karl zusammenzutreffen.

Aber nein! Was Max jetzt sprach, paßte zu solchen Gedanken nicht.

„Er soll klug sein und sich nicht hinreißen lassen“, sagte Max, und es war Else, als wenn er diese Worte mehr zu sich selber gesprochen hätte als zu ihr. Auf keinen Fall konnte es etwas Gutes bedeuten. Angst um den Bruder stieg in ihr auf. Drohte ihm schon wieder Gefahr — oder gar Versuchung?

Max ermannte sich. Es mußte sein.

„Er soll klug sein und sich nicht hinreißen lassen“ wiederholte er denn nach einem tiefen Seufzer. „Das kannst du ihm bestellen.“

„Wozu soll er sich nicht hinreißen lassen? Rede doch, Max!“

Der Beamte zog das Mädchen fester an sich:

„Du weißt, daß ich heute bis fünf Uhr Dienst gehabt habe und erst nachher in die ‚Garküche‘ Mittagessen gegangen bin.“

„Ja — und was war da?“ drängte Else angstvoll, als er eine Pause einschob.

„Der Ortswachtmeister saß in der Gaststube. Glücklicherweise war niemand da außer mir. Er mußte wohl ein bißchen viel getrunken haben und sprach mit dem Wirt. Prahlte, wie er deinen Bruder empfangen würde. Keinen Tag wollte er ihn aus den Augen lassen — dein Bruder dürfe sich gratulieren. Er — der Wachtmeister — werde ihm jetzt überall auf die Finger sehen —“

Er brach ab. Wie der Polizeibeamte sich weiter geäußert hatte — nein, das konnte er Else nicht erzählen. Empört hatte er selbst die Gastwirtschaft verlassen. Nicht nur, weil es Karl May war, über den der Wachtmeister sich derartig ausgelassen hatte. Es wäre ihm ein solches Gebaren überhaupt zuwider gewesen — wie jedem Menschen von Anstand und von etwas Zartfönn. Mochte Karl sich auch vergangen haben, mochte er bestraft worden sein und unter Polizeiaufsicht stehen — eine solche Behandlung, wie dieser Ortsgezwaltige sie ihm zuteil werden lassen wollte, stand im Widerspruch zu Recht und Gesetz.

Mit wachsender Beklemmung hatte Else zugehört. Sie kannte den Wachtmeister und wußte, daß er ebenso überheblich wie hartherzig war, ein richtiger Ortschrecken.

Und einem solchen Menschen sollte Karl ausgeliefert sein — zwei Jahre lang!

„Rede ihm gut zu, Else“, drängte Max. „Vielleicht wird es besser sein, Karl sucht in einem anderen Ort unterzukommen. Denn auf die Dauer wird er die Schikanen des Wachtmeisters nicht ertragen.“

Traurig stimmte Else zu.

„Ich weiß eigentlich gar nicht, was man sich unter Polizeiaufsicht vorzustellen hat“, bekannte sie.

Mar konnte ihr Aufschluß geben und fügte seinen Erklärungen hinzu:

„Die Maßnahme ist sicherlich in vielen Fällen angebracht, um die Menschheit vor solchen zu schützen, die geneigt sind, immer wieder gegen Recht und Gesetz und gegen die Gemeinschaft zu verstoßen. Aber nur dann, wenn sie gerecht und menschlich ausgeübt wird. Sonst —“

„Sonst? Was wolltest du sagen?“

„Sonst kann es leicht geschehen, daß das Gegenteil erreicht wird, daß man den Menschen erst recht zum Verbrechen treibt.“

Else brach in Tränen aus. Das war es ja, was sie befürchtete. Nicht auszudenken, wenn Karl von neuem auf die Bahn des Verbrechens gedrängt wurde. Mit Entsetzen erinnerte sich Else an einen Nachmittag vor Jahren, als Karl zum erstenmal aus dem Gefängnis gekommen war.

An einem schwülen Sommerabend waren Karl und sie allein zu Hause gewesen. Ein Gewitter zog herauf. Stumm und völlig in sich verloren hatte Karl auf der Bank neben dem Fenster gesessen wie so oft seit seiner Rückkehr.

Plötzlich hatte er zu reden angefangen, mit sich selbst, halblaut — aber doch verständlich.

„Ich habe unsichtbare Verbrecherexistenzen aus der Zelle mitgebracht. Oh, so viele! Sie haben sich eingenistet in mir und sie wollen mich ihnen gleichgesinnt machen. Ich sehe sie nicht, aber sie reden auf mich ein

— unablässig. Ich weiß es — es sind Gestalten aus einst gelesenen, längst vergessenen Schundromanen. Sie wollen mich hörig machen — sich, dem Verbrechen. Sie beeinflussen mich. Und wenn ich mich sträube, dann reden sie lauter und lauter und fangen an zu schreien und zu brüllen und zu toben. Und das betäubt mich, und ich beginne müde zu werden, so daß ich die Kräfte zum Widerstand verliere!“

„Karl!“ hatte Else in ihrer Angst damals gerufen. Aber er hatte sie nicht gehört. Hatte weiter gesprochen wie einer, der im Fieber liegt:

„Ich soll mich rächen, verlangen die Stimmen. Rächen soll ich mich an dem Buchhalter, der mich wegen der Uhr angezeigt hat. Rächen an der Polizei, am Staate, an dem Seminardirektor, an dem Mitschüler, der meinen ‚Diebstahl‘ jener drei Lichtstümpfchen angezeigt hat! Rache nehmen an der Menschheit soll ich. Dafür, daß die Welt mich um meine Zukunft, um mein Lebensglück betrogen hat!“

Seine Stimme war herabgesunken zu kaum verständlichem Murmeln. Else wagte sich nicht zu rühren. Es war finster geworden. Finster von dem Unwetter, das am fahlen Himmel heraufzog.

Plötzlich war Karl aufgesprungen. Die geballten Fäuste gegen die Schläfen gepreßt, hatte er gellend aufgeschrien:

„Ich will mich rächen. Rächen, rächen! An euch allen! Ich will bleiben, was ihr aus mir gemacht habt! Verbrecher! Verbrecher bleiben, das soll meine Rache sein! Ewige Verdammnis für die Schurken, die mich zum Verbrecher gemacht haben!“

Und dann — hatte er sich über die Bank geworfen und hatte leise geschrien wie ein weidwundes Tier.

Und das Furchtbarste — er hatte seine Vermü-
schung wahrgemacht! Von Verbrechen zu Verbrechen
war er getaumelt, gehegt von den finsternen Nachtge-
stalten, die sich seiner Seele dereinst bemächtigten. Frei-
heit. Wieder ins Gefängnis. Neue Verbrechen nach der
Entlassung — bis er wieder ergriffen worden war.

War es nicht schrecklich? Von den letzten zwölf Jah-
ren seines Lebens acht im Gefängnis und im Zucht-
haus. Und dazwischen Straftaten über Straftaten.
Diebstahl, Betrug, Urkundenfälschung, Widerstand ge-
gen die Staatsgewalt! Ein Mensch wie ihr Bruder,
der Verse gedichtet hatte wie diese — von „Weih-
nachten in der Gefängniszelle“:

„Zitternd lehnt er an der Mauer
Von des Fiebers Angst umkrallt,
Und es fliegen jähe Schauer
Durch die zuckende Gestalt.

Seine bleichen Lippen beben,
Fieberhaft erglüht das Hirn,
An den kalten Eisenstäben
Kühlt er seine heiße Stirn.

Betend faltet er die Hände,
Hebt das Auge himmelan:
Vater, gib ein selig Ende,
Daß ich ruhig sterben kann.

Blicke auf dein Kind hernieder,
Das sich sehnt nach deinem Licht.
Der Verlorne naht sich wieder —
Geh' mit ihm nicht ins Gericht.“

Else kann sich der anderen Strophen nicht mehr erinnern: Nur das weiß sie noch, daß darin auch die Worte stehen:

„Selig, wer bis an sein Ende an die ew'ge Liebe glaubt.“

Aber das ist ja so ganz und gar gleichgültig! Karl ist gebrandmarkt. Und wird es bleiben! Seine Pläne, seine Hoffnungen, sein Streben und Ringen — Tränen rinnen Else über die Wangen. Vergeblich wird alles sein! Karl wird bleiben, was er geworden ist — ein Gestrandeter, Entwurzelter. Ausgestoßen von der Gesellschaft. Mit dem Makel der Ehrlosigkeit behaftet. Und dagegen ankämpfen? Stärker sein als diese übermächtigen Gewalten? Ach Karl, das ist mehr, als ein Mensch vermag!

Liebevoll sucht Max das weinende Mädchen zu trösten. Und als sie sich endlich trennen, sagt er zu ihr:

„Also abgemacht, du richtest deinem Bruder aus, daß ich ihn als meinen künftigen Schwager gern kennenlernen würde. Er soll morgen abend mitkommen. Du gehst dann unter einem Vorwand weg und sagst, du wärest in einer halben Stunde zurück — und inzwischen rede ich einmal mit Karl. Mann zu Mann!“

*

Am anderen Vormittag.

Karl zündete das Licht an, hielt die braune Siegelackstange hinein und ließ den flüssig gewordenen Stoff auf die Rückseite der Briefumschläge tropfen. Drei dickleibige Briefe — drei Manuskriptsendungen. Er war fleißig gewesen, gestern abend und heute nacht.

Drei Uhr hatte es geschlagen, als er endlich sein Bett aufsuchte. Und am Morgen hatte er die Begleitbriefe geschrieben, seine Erzählungen noch einmal überlesen — und nun —

„Ich gehe zur Post, Mutter! In einer Viertelstunde bin ich wieder zurück!“

Seine Briefe in der Hand, mied er die Hauptstraße. Lieber einen Umweg durch weniger belebte Seitenstraßen, als den Blicken der Enstthaler ausgesetzt zu sein!

Es war schwerer, viel schwerer, als er es sich gedacht hatte! Die schönen Stützen, die er sich in der Stille der Zelle konstruiert und für durchaus tragfähig gehalten hatte, erwiesen sich der Wirklichkeit gegenüber doch als recht unsicher. Wenn sie ihm entgegenkamen, Männer, Frauen, Burschen, Mädchen — sie kannten ihn alle. Und wußten alles von ihm.

Wußten das, was ihm anhing wie schweres Pech. Das äußerliche Mißgeschick. Aber sie wußten nichts von dem, was in seinem Innern vor sich gegangen war. Wußten nichts von den felsenfesten Vorsätzen in seiner Brust, nichts von den siegreichen Kämpfen gegen die Mächte der Unterwelt.

Ja, wenn er es ihnen allen hätte zurufen können — schon von weitem, dieses „Ich habe gefehlt und bereue!“ — „Ich habe gebüßt — nun will ich sühnen!“ Wenn er es ihnen allen hätte sagen können, welche Kraft er im Herzen verspürte, eine so starke, daß sie für alle Zeit alle Stimmen der Versuchung würde zum Schweigen bringen können. Eine Kraft, die sein Streben nach einem großen, fruchtbaren Wirken als Volks-

erzieher verlässlich tragen würde bis zum endgültigen, herrlichen Erfolg!

Aber die Menschen sahen nur Karl May, den Vorbestraften, den Zuchthausentlassenen in ihm. Ob er wollte oder nicht — dieser Gedanke zwang seine Augen zu Boden, senkte seine Stirn. Und wenn er die Blicke auf sich ruhen fühlte, flammte Röte über sein Gesicht.

War das Bewußtsein seines neuen guten Willens so schwach?

Er versuchte sich zu trösten: es sei jetzt nur zum Anfang, dieses Bedrücktsein, diese Scham. Wenn die Leute erst sahen, daß er sich wirklich einwandfrei hielt, und wenn er gar erst mit schriftstellerischen Erfolgen würde aufwarten können, dann wollte man sehen! Nur nicht bange machen lassen! Wie hatte der Direktor in Waldheim gesagt?

„Stärker sein!“

*

Frau May, Karls Mutter, mußte ihre Arbeit unterbrechen.

Ohne anzuklopfen war der Ortswachtmeister in die Wohnstube eingetreten.

„Wo ist der Karl May?“

„Guten Tag zuvor, Herr Wachtmeister!“

Das absichtsvoll verletzende Benehmen des Beamten rief Widerspruch in der Frau wach.

„Ich habe keine Zeit zu unnützen Begrüßungen. Antworten Sie lieber: Wo ist Karl May?“

„Zur Post gegangen.“

„Wann?“

„Vor zehn Minuten.“

„Ist das wahr?“

„Nein.“

„Sie haben mich angelogen? Unerhört!“

„Nein.“

„Was — nein? Ist ihr Sohn auf der Post oder nicht?“

„Doch.“

„Warum sagen Sie dann nein?“

„Weil Sie mir von vornherein keinen Glauben schenken wollen, Herr Wachtmeister! Was verschlägt's da, ob ich die Wahrheit sage oder nicht.“

„Unverschämtheit! Warten Sie, Frau May — ich werde auch Ihnen einen Respekt beibringen! Sie sollen lernen, wie man mir entgegenzukommen hat.“

„Oh, Herr Wachtmeister, das weiß ich sehr genau. Seid untertan der Obrigkeit, so Gewalt über euch hat, heißt es in der Bibel. Und die Gewalt hat der, der den Säbel an der Seite hat. Das heißt, das steht nicht in der Bibel. Das mache ich von mir aus dazu.“

„Behalten Sie Ihre Weisheit gefälligst für sich. Also: Ihr Sohn ist vor zehn Minuten zur Post gegangen?“

„Inzwischen werden es zwölf oder dreizehn Minuten geworden sein.“

„Lassen Sie solche Albernheiten. Ich bin dienstlich hier.“

„Aha — deshalb vergaßen Sie das Anklopfen?“

Niemand im Ort mochte den hochfahrenden Wachtmeister leiden — und Christiane May fühlte dazu heraus, daß er der Feind ihres Sohnes war. Deshalb

ihr hohnvoller Widerstand. Der Wachtmeister überhörte den Hohn und setzte seine Befragung fort:

„Wann wird der Man wieder zurück sein?“

„Vielleicht um zwei. Oder um vier. Vielleicht auch erst um sechs oder um acht. Oder gar erst um zehn! Darf man fragen, was der Herr Wachtmeister von meinem Sohn will?“

„Haha — es wird immer schöner! Als wenn Sie das nicht genau so gut wüßten wie ich, Frau Man. Er steht unter Polizeiaufsicht! Und er wird es sich gefallen lassen müssen, daß ich als Ortswachtmeister und Vertreter der Staatsgewalt ihn sehr häufig mit meinem Besuche beehre. Verstehen Sie, Frau Man? Sehr häufig. Denn ich trage die Verantwortung, daß dem werten Herrn Sohn von vornherein Lust und Gelegenheit zu neuen Straftaten vergeht!“

„Da können Sie ruhig schlafen, Herr Wachtmeister! Ich kann Ihnen sagen: Sie werden staunen, wie mein Karl sich halten wird! Und wenn's bloß darum wäre, daß er Ihnen den Triumph nicht gönnt!“

„Ihnen wird das dreiste Reden bald vergehen! Eingeborener Verbrecher bleibt ein Verbrecher. So lang', bis er lebenslänglich kriegt.“

Christiane Man konnte nur mit Mühe ihre Beherrschung bewahren. Es bedurfte einiger Zeit, ehe sie sich wieder in der Gewalt hatte.

„Herr Wachtmeister — soll ich Ihnen mal was sagen?“ Sie stellte sich in voller Größe vor ihn hin, die Arme in die Hüften gestemmt. „Nicht jeder ist darum ein Ehrenmann, weil er noch nicht im Gefängnis gefessen hat.“

Es dämmerte dem Wachtmeister zwar, daß diese

Worte eigentlich eine Beleidigung enthielten — aber er begriff nicht so recht, wie und wieso.

Frau Man kam ein neuer Gedanke. Jetzt bereute sie beinahe, den Wachtmeister so lange aufgehalten zu haben. War es nicht gut, daß er Karl nicht angetroffen hatte? So konnte sie ihren Sohn vorbereiten. Er würde sich mit dem Gedanken vertraut machen, daß der Wachtmeister ihn beaufsichtigen würde —

Ja, so schnell als möglich fort mit dem Säbelmann!

„Wie gesagt, Herr Wachtmeister: Zwei kann's werden oder auch noch später, ehe Karl nach Hause kommt. So lange werden Sie nicht Zeit haben. Besser, Sie kommen am Nachmittag noch einmal wieder.“

Der Wachtmeister sah nach seiner Uhr, zog seine dicke Briestasche hervor, die er zwischen den Knöpfen seines dunkelblauen Waffenrockes stecken hatte. Er leckte den Bleistift an und begann zu schreiben:

„Zehn Uhr fünfunddreißig Minuten. Die pp. Man erklärt auf Befragen, der pp. Man sei auf der Post. Über seine Rückkunft vermag die pp. Man keine sichere Auskunft zu geben.“

Mit einem bösen Blick brachte der Wachtmeister seine Briestasche wieder an ihren Fleck, und zu Christiane Mans Freude sagte er barsch:

„Um vier Uhr bin ich wieder hier. Wenn der Man vorher kommt, sagen Sie ihm, daß er um vier Uhr hier zu sein hat.“

Ohne Gruß wandte er sich zur Thür. Gut so! So würde sie Karl wenigstens ein unerwartetes, erstes Zusammentreffen mit dem Wachtmeister ersparen.

Noch war der Beamte in der Stube, streckte die Hand nach der Klinke aus. Mutter Mans Herzschlag

stockte. Zu spät! Rasche Schritte wurden im Flur laut. Karl öffnete die Tür — und stand dem Wachtmeister gegenüber!

„Aha — da ist er ja!“ rief der Polizeibeamte mit sichtlicher Befriedigung. Er trat in die Stube zurück. Frau May nickte Karl aufmunternd zu und setzte sich in die Ecke neben dem Ofen. So, daß Karl sie sehen konnte, nicht aber der Wachtmeister.

„Hierher, May!“

Der Finger des Wachtmeisters deutete auf den Fußboden dicht vor ihm. Wieder nickte Frau May — „Geh doch“, hieß dieses Nicken. Und Karl gehorchte. Der Wachtmeister setzte sich großspurig auf einen Stuhl, nahm den Säbel zwischen die Beine.

Auch Karl May rückte sich einen Stuhl heran.

„Sie bleiben selbstverständlich stehen. Verstanden? In Gegenwart Ihres Vorgesetzten haben Sie sich nicht zu setzen.“

„Meines Vorgesetzten?“

„Allerdings. Dieses Licht wird Ihnen schon noch aufgehen, May.“

„Sie dürfen ‚Herr May‘ zu mir sagen, Herr Wachtmeister! Ich bitte darum.“

„Einen Dreck werde ich tun! Ich bin im Dienst und bin Ihr Vorgesetzter. Zwei Jahre lang. Oder haben Sie etwa vergessen, daß Ihr Urteil auch auf zwei Jahre Polizeiaufsicht lautet?“

„Das weiß ich.“

„Na also. Und diese Polizeiaufsicht habe ich auszuüben.“

Karl fügte sich in das Unvermeidliche. Der Wachtmeister begann ein förmliches Verhör.

„Um welche Stunde sind Sie aus dem Zuchthaus entlassen worden? Wann in Ernstthal eingetroffen? Was gedenken Sie zu tun, wovon Ihren Unterhalt zu bestreiten?“ Und was derlei Fragen mehr waren.

Die Antworten Karls trug er in seine Briestafche ein.

„Sie haben sich täglich um 9 Uhr bei mir im Rathhaus zu melden, verstanden? Wenn ich nicht da bin, haben Sie um zehn Uhr noch einmal zu kommen. Bin ich noch nicht zurück, dann wieder um elf, und so fort, alle Stunden, bis Sie mich antreffen.“

„Dazu habe ich die Zeit nicht.“

„Die Zeit müssen Sie haben. Zuwiderhandlungen gegen meine Anordnungen werden mit Haft bis zu sechs Wochen geahndet. Haben Sie verstanden? Mit Leuten Ihres Schlages machen wir keinen langen Ruß. Merken Sie sich das!“

„Herr Wachtmeister — es steht bestimmt nicht in Ihren Instruktionen, daß Sie das Recht haben, in einem solchen Tone mit mir zu reden!“

„Da hört sich doch alles auf! Vier Jahre im Zuchthaus gefessen und will sich hier aufspielen!“

„Herr Wachtmeister — dort ist die Thür! Und wenn Sie mich heute noch abführen — beleidigen lasse ich mich von Ihnen nicht!“

„Das könnte Ihnen so passen, Man! Nein, ich denke gar nicht daran, zu gehen! Ich habe Sie noch über Ihre Pflichten zu instruieren.“

Er entnahm seiner Briestafche das Reglement des Königlichen Ministeriums des Innern über die Durchführung der Polizeiaufsicht im Königreich Sachsen und begann es mit großer Wichtigkeit zu entfalten.

Mit zwei Sprüngen war Karl an der Tür.

„Nun gut, Herr Wachtmeister. Wenn Sie nicht gehen, dann gehe ich!“

Und ohne auf die Proteste des Beamten zu achten, verließ Karl eilig das Haus.

„Na — warte Bürschchen! Die sechs Wochen Haft sind dir sicher!“

Auch er ging. Verfolgte aber nicht etwa Karl und begab sich auch nicht ins Rathaus. Sondern — ins „Braune Roß“. Er hatte mit dem Wirt dienstlich zu sprechen, und hoffte, dabei außerdienstlich einen Korn gespendet zu erhalten.

Ein Glücksumstand für Karl.

Seine Scheu von vorhin war verflogen. Er eilte quer über den Markt zum Rathaus — spornstreichs zum Bürgermeister, verlangte die Ausstellung eines Auslandspasses.

„Auslandspaf? Ja, mein Lieber, das geht nicht so ohne weiteres. Sie stehen unter Polizeiaufsicht. Ob Sie da überhaupt einen Auslandspaf bekommen, ist sehr fraglich. Reichen Sie ein schriftliches Gesuch an den Magistrat ein. Es wird der Amtshauptmannschaft zur Entschlieung vorgelegt werden. Aber ich vermute, da auch die Amtshauptmannschaft darüber nicht wird entscheiden können. Wahrscheinlich wird sie das Gesuch an die Kreishauptmannschaft weiterleiten — wenn es nicht gar bis vor das Königliche Ministerium des Innern kommt. Am Ende muß auch das Königliche Ministerium der Justiz gehört werden. Bis zur Bescheidung auf Ihr Gesuch werden Sie sich gedulden müssen.“

Aber damals, im Jahre 1874, konnte man es ungeschweigt wagen, auch ohne Paß ins Ausland zu gehen! Und so fuhr Karl May am anderen Tag bereits über die Grenze — hinaus in die Welt!

Wohin die Reise gehen sollte — er wußte es nicht. War auch gleichgültig. Hauptsache: Fort, weit fort. Fort von der Heimat. Fort von Deutschland.

Sollte er wieder wie vor Jahren nach dem Wilden Westen gehen, nach den Vereinigten Staaten? Hatte es ihn nicht schon so oft mit allen Fasern seines Herzens nach dem Westen gezogen? Nach dem Felsengebirge, nach den Prärien? Nach den weiten Jagdgründen des roten Mannes?

Draußen vor den Fenstern des Eisenbahnzuges sank die Dämmerung hernieder. Der trübe Schein der Lampe im Abteil machte müde. Karl schloß die Augen — und sah im Halbschlaf, im Wachtraum, alles vor sich, was einst gewesen war. Einst, vor mehr als zehn Jahren. Das Seltsame seiner Anlage — Glück oder Verhängnis? — wurde wieder wirksam in ihm. Wieder befand er sich in dem Zustand, in dem alle Grenzen sich verwischten, Wirklichkeit und Traumvorstellungen in eins verschwammen. So klar und lebendig stand alles vor seiner Seele, als wenn er in diesem Augenblick jene Fahrten und Fährnisse von damals erstmals erlebte.

Fahrten und Fährnisse. Wahrhaftig, das waren jene Monate gewesen. Er sah sich wieder, wie er — damals — alles zusammenraffte, was er an Geldmitteln nur hatte aufreiben können. Ein paar Ersparnisse, rückständige Honorare, einige kleine Schuldbeträge, etliche Taler von der Mutter. Deren Notgroschen.

Lächerlich wenig für einen, der eine Reise in die Welt vor hat. Aber fürs erste genug. Zunächst nach Hamburg. Die ausgedehnten Hafenanlagen mit all den Schiffen der verschiedensten Nationen. Welch Erlebnis für den jungen Menschen von zwanzig Jahren, der seit seiner Jugend sich hinaussehnte in die weite, bunte Welt! Hier war das Tor zu dieser Welt. Hier, wo die weiße Fahne Japans mit dem roten Sonnenball neben der italienischen, der brasilianischen, der schwedischen Flagge am Stock wehte. Wo Seeleute von allen Meeren und aus allen Teilen der Welt sich trafen.

In vollen Zügen genoß Karl Man diese einzigartige Romantik. Genoß sie nicht bewußt, sondern wie in einem schönen, schweren Traum — und manchmal im Zweifel, ob das alles Wirklichkeit sein könnte, was er sah, was er hörte.

Wirklichkeit, daß er mit O'Brien, dem irischen Steuermann, in einer der zahllosen Schenken von St. Pauli saß und von Hawaii, Bangkok, San Franzisko, vom Feuerland und Madagaskar erzählen ließ. Daß der Schiffskoch, Senior Enriquez, ihn in glühenden Schilderungen erleben ließ, wie er sich nach schlimmem Schiffbruch an der Küste von Peru durchgeschlagen hatte über die Cordilleren hinweg, durch wildes, eisstarrendes Hochgebirge, hinweg über reißende Gebirgsflüsse nach der Goldgräberstadt Las Paz in Bolivien. Die wetterharten Montaneros im Kampf mit räuberischen Horden — und Karl Mans eigenes Erlebnis wurde es, was der Schiffskoch von jener wilden, abenteuerlichen Fahrt in den Anden erzählte.

All das selber sehen, solches und Ähnliches erleben! Weiter! Es hielt Karl nicht länger in Hamburg. Bis

London und noch um einiges weiter würde seine Barschaft reichen. Und dann? Das würde sich finden. Fürs erste einmal über das Meer! Und wenn es nur die Fahrt bis nach London war. —

Und er kam in London an, nach stürmisch bewegter Überfahrt, mit siebenundzwanzig Schilling in der Tasche. So viel war ihm nach Zahlung der Reise geblieben. Mit siebenundzwanzig Schilling in einer Weltstadt von der Größe Londons. Pah — es würde sich Gelegenheit finden, Geld zu verdienen. So viel zu verdienen, daß er leben konnte. Brotreste und gekochte Kartoffelschalen in der Jugend, jahrelange Gefängnis- kost — wer das gehabt hat, ist nicht verwöhnt. Nur keine Angst! Es gehört viel dazu, ehe ein Mensch verhungert. Guten Mutes war er am 24. März 1862 an Bord des holländischen Dampfers „Graf Hoorn“ gegangen, hatte sich mit geschwellter Brust in die Passagierliste eintragen lassen: „Karl May aus Ernstthal in Sachsen, Schriftsteller“. Auf Reisen. Zum ersten Male eine Reise übers Meer! Zum ersten Male hinaus über die Grenzen des Kontinents. Ein Hochgefühl wie nie überkam Karl May, als er seinen Fuß auf Englands Boden setzte. In seiner Rocktasche klimperten neun Taler, neun Taler gleich 27 englische Schillinge. Bereitschaft ohnegleichen erfüllte Karl May, Bereitschaft zu erleben — und zu entbehren. Nur möglichst weit kommen! Nach den Vereinigten Staaten stand ihm der Sinn. Nach den Prärien, wo rote Männer die Friedenspfeife am Lagerfeuer kreisen ließen, wo blutiger Skalp und Colt und Bowiemesser eine Rolle spielten. Wo der riesenhafte Grisly Tod für den unerschrockenen Trapper bedeutete. Über die endlose, wellige Grassteppe

auf feurigem Mustang dahinfliegen in der Verfolgung schurkischer Gesellen! Scharf wie Peitschenknall die Schüsse! Durchdringend das Kampfgeheul der Rothäute!

Über wie hinkommen? Ein Weltmeer, ein halber Erdteil lag zwischen ihm und diesen lockenden Jagdgründen!

„U bent welkom, mijnheer“, sagte Kapitän Graach, als Karl in die Schenke trat, um einen kleinen Abendimbis einzunehmen. Kapitän Graach vom „Graf Hoorn“, dem Dampfer, mit dem Karl die Überfahrt nach England hinter sich gebracht hatte. Welcher Zufall, daß sie einander hier wiedertrafen! Ein Zufall, der entscheidend werden sollte. Man sprach von der stürmischen Fahrt. Selbst der Kapitän mußte zugeben, daß derartiger Sturm mit solch hohem Seegang eine Seltenheit sei. Und eine Seltenheit, daß einer von den Passagieren sich trotz aller Sturzseen und trotz Schlingern und Stampfen des Schiffes sich so wacker hielt, wie der Jongheer aus Sachsen.

„Wollen hoffen, lieber Man, daß wir einander einmal wiedersehen“, rief ihm der Kapitän zu und streckte ihm das Glas entgegen. „Seltsam, wie manchmal der Zufall spielt, warum sollten sich unsere Wege in unserem kurzen Leben nicht noch einmal kreuzen?“

„Kurzes Leben?“ Hatte der Kapitän nicht so gesagt? Das Wort berührte Karl May tief. Er wußte selbst nicht warum, aber es beschäftigte ihn.

Kapitän Graach fragte ihn nach seinen weiteren Plänen. Karl gestand ein, daß er Gelegenheit zu kostenfreier Überfahrt nach Amerika suchen wolle.

„Suchen? Nicht nötig, Jongheer. Gehen Sie zum Käpten George auf der „Endvoour“. Sagen Sie ihm

einen schönen Gruß von mir und Sie wollten bei ihm anheuern. Ist zwar ein alter Kasten, der Steamer, aber Käpten George ist in Ordnung. Fährt von hier nach Cardiff und dann nach Boston."

"Nach Boston? In den Staaten?"

"Selbstverständlich. Wo sonst?"

Karl jubelte auf, streckte dem Kapitän die Hand hin. Es drängte ihn, nach der „Endavour“ zu gehen. Er ließ sich deren Liegeplatz beschreiben und ging, nachdem er sich herzlich von dem Kapitän verabschiedet hatte.

Wie glücklich war ihm der Zufall gewesen! Das Herz voller Hoffnung schritt er aus. Doch an der Towerbrücke verhielt er plötzlich den Schritt, bog hastig in die Seitenstraße ein. Kein Zweifel: Es war der Fabrikant Heger aus Hohenstein, der ihm, eine zierliche, elegante Frau am Arm, entgegenkam. Fabrikant Heger, der in Karls Jugend der Familie May so manches Mal aus seinem Überfluß gegeben hatte. Karl erinnerte sich, daß die Mutter ihm daheim von der kürzlichen Heirat des Fabrikanten mit der Tochter eines Chemnitzer Spinnereibesitzers gesprochen hatte. Also Hochzeitsreise nach England.

Peinlich berührt durch diese Erinnerung an die Vergangenheit seufzte Karl tief auf. Aber er schüttelte diese Regung ab. Die graue Straße vor ihm, die hohen Häuser — das war London! Das war Wirklichkeit, nicht das, was einst gewesen war! In langgezogenen Tönen heulte die Sirene eines ausfahrenden Dampfers. Vorwärts! Hin zur „Endavour“.

Kapitän George empfing Karl nicht eben freundlich. Als er aber den Gruß von seinem Freunde Braach

hörte, wurde er zutraulicher. Ob Karl schon zur See gefahren sei?

„Zur See gefahren? Natürlich. Von Hamburg hierher.“

Käpten George lachte, daß es ihn schüttelte.

„Als Passagier, jamoll. Aber, junger Mann, zur See gefahren, das will heißen als Matrose, Heizer, Koch oder was sonst Teerjacke trägt.“

Das, mußte Karl zugeben, war er noch nicht. Und doch erklärte sich der Kapitän bereit, Karl anzuheuern. Bis Boston würde er schon durchhalten.

„Und vielleicht gefällt's Euch so gut auf meinem Rahn, daß Ihr in den Staaten nicht abmustert und weiter bei mir bleibt. Komm mit, Jung. Sag, sind die Papiere in Ordnung?“

„Sind in Ordnung, Kapitän.“

Karl erhielt Handgeld. Ein Fünfschillingstück. Wie im Traum folgte er dem Quartermeister, dem er überantwortet wurde. Er ahnte nicht, welch schwere sieben Wochen vor ihm lagen. Sieben Wochen harter Arbeit, schmaler, mehr als mäßiger Kost, schweren Stürmen.

Ein harter Weg, den schon mancher Abenteuerlustige vor ihm gegangen war. Mit Kohlenlöschern in Cardiff hatte es angefangen. Es galt, die Kohlen, die zur Decksluke hereingeschüttet wurden, in den Bunker zu schaufeln. Nach einer Stunde meinte Karl, die Schaufel nicht mehr halten zu können, aber der Quartermeister, der die Aufsicht führte, trieb ihn an. Mit Fluchen und Drohen. Und er biß die Zähne aufeinander, überwand den Schmerz der blutenden Hände — wie Tausende vor ihm, Tausende nach ihm, die auf diese Weise ihrer Abenteuerlust harten Tribut zollten. Und wie sie

wankte Karl, als endlich Feierabend gepfiffen wurde, zu seiner Hängematte in lustarmem, stickigem Raum, tief unten im Inneren des Schiffes.

Seereise? Von dem freien Meere, der frischen Seeluft bekam er kaum je etwas zu verspüren. Er schleppte Kohlen, die die Heizer in den glühenden Schlund unter den Kesseln jagten. An langen Tagen, in langen Nächten. Nach sechs Stunden Ruhe der schrille Pfiff des Quartermeysters, der den Unglücklichen wieder heraustrrieb zu neuer Arbeit, zu neuer Pein.

Wie anders, als er sich's erträumt! Auf der Überfahrt nach London, ja das war Seefahrt gewesen! Auf dem vordersten Vorschiff stehen, war es ihm geradezu eine Offenbarung gewesen, wie die Sturzseen den Dampfer überfluteten. Mit all seiner Kraft hatte er sich an der Reeling anklammern müssen, um nicht weggespült zu werden. Alte Seegeschichten kamen ihm in den Sinn, die er einst in seiner Jugend gelesen hatte — vom „Roten Freibeuter“, vom „Peter Simpel“. Und er selber war einer jener hochgemuten Piraten, einer jener Piraten in Kavaliersform, wie sie der selige Kapitän Marrnat hinreißend für ein Jungenherz geschildert hatte. Eine Seegeschichte, ja, eine Seegeschichte wollte auch er schreiben!

Der Mensch gewöhnt sich an alles. Auch an das Kohlentrimmen. Und auch vier Wochen Überfahrt über den Atlantik gehen vorüber.

Und auch für Karl May kam der Augenblick, da durch das Sprachrohr in den Maschinenraum der Befehl kam „Maschine stopp“. Und draußen rasselte der schwere Anker auf den Grund des Hafens. Boston.

Amerika. Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Land der Hoffnung. Land der Zukunft. —

Was tut einer, der mit nur ein paar Cents in Amerika an Land geht? Der Möglichkeiten sind nicht viele: Tellerwäscher in einem Hotel. Oder Zeitungsverkäufer. Stiefelpuzer. Und — Karl May war alles. All das nach einander. Bis er auf einem Rüstendampfer schließlich nach der Stadt der Städte kam, nach New York.

Er setzte das Leben fort, das er in Boston begonnen hatte. Aber Cent um Cent legte er zurück. Solange, bis er die Reise nach Buffalo wagen konnte. Dort wieder Arbeit, harte Arbeit um den Cent. Und eines Tages reichten die Ersparnisse wahrhaftig bis St. Louis. Karl hatte Glück: Hauslehrer bei einer deutschen Familie wurde er, und ein Leben begann, wie er es noch nicht geführt hatte. Vortrefflich aufgenommen, Mitglied der Familie.

Und doch —

Er schämte sich hernach und kam sich vor wie ein Deserteur, wie ein Pflichtvergessener, als er eines Tages zu Schiff den Mississippi hinab nach New Orleans fuhr. Heimlich, geradezu bei Nacht und Nebel hatte er sich davongemacht, die Freundlichkeit der deutschen Familie mit Undank vergolten. Nicht mit einer Silbe hatte er am Abend vorher angedeutet, daß er die Absicht hatte, das Haus zu verlassen und hatte es doch getan. Aber übermächtig war der Drang nach dem Westen. Um zwei Kindern das große Einmaleins beizubringen und sie das Deklinieren zu lehren, am Abend mit dem Hausherrn und seinem Schwager aus Magdeburg Sechsendsechzig zu spielen — war er dazu nach USA. gegangen?

Mehr als einmal waren Karls Gedanken beim abendlichen Spiel abgeirrt — draußen New Orleans, die Großstadt, mehr als 200 000 Einwohner zählend. Eine Stadt mit breiten Geschäftsstraßen, hohen Häusern, glänzenden Läden, Vergnügungsstätten aller Art. Und wenn auch manches romantisch an die einstige Franzosenzeit von New Orleans und an die französischen Einwanderer vergangener Jahrhunderte in dieser Stadt erinnern mochte — das Amerika, das Karl May in seiner Sehnsucht daheim gesucht hatte, war es nicht. Seine Gedanken und seine Wünsche wanderten weiter. Westlich des Staates Louisiana, dessen Hauptstadt New Orleans ist, liegt der Staat Texas. Wie oft hatte Karl May nicht über Nacht in seinem Zimmer, wie schon daheim in Ernstthal, die Karte der Vereinigten Staaten vor sich liegen gehabt. Und das Kartenbild war ihm zur lebendigen Wirklichkeit geworden. Mit aller Deutlichkeit hatte er das Land vor sich gesehen — nicht mehr das Kartenbild mit der Schummerung für das Gebirge, den großen und kleineren Ringen an Stelle der Städte, nicht mehr die Schlangenlinien, die die Flüsse darstellten. Nein, die Flüsse selbst sah er, den Red River, den Rio Grande mit seinem Nebenfluß, dem Rio Pecos. Endlos sah er vor sich die Staked Plains, wie die Amerikaner den Llano Estacado der Mexikaner nennen. Eine endlose, wellige Hochfläche, teils Sandwüste, teils dürre Steppe. Wehe den Reisenden, die vom Wege abkommen und sich in den Dünenhügeln des Llano Estacado verirren. Der Tod des Verdurstens ist furchtbar — und dieser Tod war das Los solcher Unglücklicher. War das Los auch derjenigen, die von den verwegenen Staked man absicht-

lich in die Irre gelockt wurden. Die hohen Stangen, die den Weg durch die Weiten der Einöde zeigen und der verlassenen Gegend den Namen „Stangenebene“ — englisch „Staked Plain“, spanisch „Llano Estacado“ gegeben haben — steckten jene Desperados um und statt nach einer der spärlichen Wasserstellen führten sie in den sicheren Tod. Colt und Bowiemesser der Stakemen taten ein letztes grausames Werk — und Stunden darauf deuteten nur die Schwärme der Geier noch an, daß sich wieder einmal in der Staked Plain eine Tragödie abgespielt hatte —

Weiter, weiter! Nach den Staaten New Mexico und Arizona wanderten auf der Karte Karl Mays Gedanken. Dorthin, wo in ihren Reservationen die Indianerstämme der Apachen, der Navajos und der Moqui noch nach alter Väter Gewohnheit hausten. Den berühmten Gran Canon des Rio Colorado einmal sehen, eines der größten Weltwunder dieser Erde! Oder nordwärts vorstoßen durch den Staat Utah, wo die Utah- und Krähen-Indianer noch ihr ruheloses Dasein führen! Der große Salzsee, mit Salt Lake City, der seltsamen Stadt der Mormonen! Hinein in die Majestät der Felsenwelt der Rocky Mountains!

Solche Wachträume sind gefährlich! Doppelt gefährlich für einen Karl May — und die alte vergilbte Karte von Nordamerika war schuld, daß er das gastliche Haus des Herrn Bäuerle aus Freiburg im Breisgau in New Orleans verließ.

Bis Memphis gedachte er mit dem Dampfer den Mississippi hinauf zu fahren. Dort würde sich alles weitere finden. Welches interessante Leben an Bord! Trapper, verwegen aussehende Gesellen, waren ebenso

gerngesehene Fahrgäste wie die reichen Baumwollpflanzler der Südstaaten. Zahlten diese mit guten Dollars, so manch einer von den Trappern mit glitzernden Goldkörnchen. Oder mit ein paar Opposumfellen, ja, das war die Romantik des Wilden Westen! Karl gab sich ihr mit voller Seele hin. Selbstvergessen lauschte er den Erzählungen der gebräunten, wetterharten Männer. Welch seltsamer Typ war zum Beispiel dieser kleine, krummbeinige Westmann mit der unmöglichen großen roten Nase! Und — seltsames Gespann: Sein Freund und Fahrtengenosse war dürr und schier endlos lang. Dieser wortkarg bis zur Lächerlichkeit und jener redselig und mittheilsam wie kein anderer.

Als Karl Man sich nach Tagen ihm endlich anvertraute und ihm seine Sehnsucht nach dem Wilden Westen eingestand, lachte der Kleine. Lachte sein seltsames meckerndes Lachen. „Hihihi.“

Nach den dark and bloody grounds? O, Greenhorn, das Ihr seid — da laßt die Finger davon. Bleibt weg, weit weg. Da sind schon andere um ihren schönen, sorgfältig frisierten Skalp gekommen.“

„Greenhorn? Ich . . .?“

„Shure, Sire — ein Greenhorn und nichts anderes seid Ihr —“

Und eine Reihe gut gemeinter Warnungen folgten. Karl schlug sie in den Wind. Mochte übertrieben sein oder nicht, was der komische Kauz von einem Trapper erzählte — er, Karl Man, fühlte sich allen Fährnissen und Abenteuer gewappnet.

Und er hatte Glück. Nach herzlichem Abschied von dem kleinen Westmann, dem Urbild des unsterblichen Sam Hawkens, in Memphis an Land gegangen, fand

er Unterkunft in einem Gasthause, das einem Deutschen gehörte. Einem Sachsen sogar, aus Zittau, der schönen, alten Stadt am Fuße des vielgestaltigen Zittauer Gebirges.

Ob er wohl Lust habe zum Bahnbau zu gehen. Männer wie er, die sicher rechnen und gut schreiben können und auch sonst anständig wären, würden gerade gebraucht. Von Kansas City nach Denver sollte eine Eisenbahn gebaut werden und mit echt amerikanischer Beschleunigung sei man schon am Bau.

Acht Tage später war Karl May bei diesem Bahnbau eingestellt. Als Geometer. Zu Schiff war er stromaufwärts gefahren bis nach Kairo, wo Mississippi und der mächtige Ohio sich vereinigen. Dann mit der Eisenbahn über St. Louis nach Kansas City.

Der Landsmann aus Sachsen hatte nicht zu viel gesagt. Man empfing Karl geradezu mit offenen Armen. Ein Deutscher. Ein gewesener deutscher Lehrer. Einer, der sicher rechnen und gut schreiben konnte! —

Gelegenheit, noch weiter ins Innere des amerikanischen Kontinents zu kommen. Im Angesicht des selbst in der Ferne gewaltigen Felsengebirges, der Rocky Mountains, arbeitete Karl May mit seinem Trupp in den endlosen Prärien an der Trassierung der künftigen Eisenbahnlinien. Vom Long Peak im Norden bis zu Pikes Peak schneebedeckten alpinen Gipfeln von mehr als 4300 Metern Höhe — erstreckte sich das Gebirge, eine Kette von eindrucksvoller Gewalt. Den „Garden of the Gods“, Colorado Springs und so manches Bemerkenswerthes und Großes des amerikanischen Westens bekam Karl May zu sehen — bei anstrengender Tätigkeit, in mittäglicher Glut, frostkalten Nächten,

manchem Unwetter. Auch — Indianer bekam er zu sehen. Indianer —

Sein Herz krampfte sich zusammen bei der ersten Begegnung. — Also das waren die stolzen rothhäutigen Krieger, von denen er geträumt! Die, von denen Chateaubriand und Cooper so begeistert erzählt hatten!

Gewiß — dann und wann hatte er schon in den Städten am Mississippi einen Roten gesehen — Menschen, die schon völlig ihrem alten Volkstum verloren gegangen waren. Proletariat unter Proletariern der Oststaaten. Aber hier draußen, am Rande der Zivilisation!

„Pshaw“, lachte der Engeneer Turner, Karls Vorgesetzter, als sie zum ersten Male davon sprachen. „Was wollen Sie, Charley! Sie sind zum Aussterben reif, diese Indsmen. Auch besser für sie, wenn sie bald, recht bald aussterben. Können Sie nicht brauchen im Lande USA. Ihre Zeit ist vorüber. Endgültig vorbei. Je eher sie verschwinden, desto besser für sie und uns!“

Es machte Karl May Ehre, daß sich alles in ihm gegen diese Auffassung aufbäumte. Aber — in der Folgezeit mußte er einsehen, daß Engeneer Turners Worte der Berechtigung nicht entbehrten. Von Schnaps und von früher unbekanntem Seuchen zermürbt waren sie, die einst die Beherrscher der Prärien und der Jagdgründe im Felsengebirge gewesen waren. Eine sterbende Rasse. Ein Volk von Bettlern. Sie, die einst Könige gewesen waren.

Durch wessen Schuld? Warum war es so gekommen? Hätte die Entwicklung nicht auch einen anderen Lauf für den roten Mann nehmen können? Fragen, die Karl May sich in jenen Tagen, in jenen Wochen immer

und immer wieder stellte. Und immer wieder kam er zur gleichen Antwort: Die Indianer Nordamerikas — was waren sie bis ins 19. Jahrhundert hinein anderes gewesen als eine Rasse in einem Zustand, vergleichbar mit dem europäischen frühen Mittelalters? Glücklicherweise, weil in ausgeglichenen, wenn auch grob primitiven Lebensverhältnissen — solange, bis Menschen einer um Jahrhunderte weiteren Zivilisation in ihr Gebiet eindrangen, sie unterwarfen, die indianische alte Kultur und das naturhafte Volkstum der Roten schändete.

Ungerecht, wer sie hätte deswegen schwächlich oder schwach nennen wollen! Ungleich war ihr Kampf. Ein Kampf, der ums Sterben nicht des Einzelnen nur, sondern ums Sterben einer Rasse ging! Ein Kampf von wilden Naturkindern gegen die Giftkampfstoffe eines skrupellosen Gegners — ein Kampf, der von der Gegenseite, vonseiten der Engländer, Franzosen, Amerikaner, unter der heuchlerischen Fahne der „Kultur“ geführt wurde. Ein bleibender Schandfleck für die weiße Rasse, wie sie gegen die Indsman vorgegangen ist! Ein Schandfleck, vergleichbar nur jenen unmenschlichen, menschenunwürdigen Methoden, wie England sie allezeit in allen Teilen seines Kolonialreiches angewandt hat! —

Karl strebte weiter. Nicht die Strapazen der schweren Arbeit waren es, die ihn veranlaßten, eines Tages — nach zwei Monaten — die Arbeit bei Ingenieur Turner niederzulegen. Nein, nur deshalb, weil er die Möglichkeit hatte, mit einer Reisegesellschaft ins Felsengebirge zu kommen.

Ein Fehlschlag, wie sich nur zu bald herausstellte. Uneinigkeit, Streitigkeiten innerhalb der Gruppe — Karl verließ sie, angewidert von den andauernden Ge-

hässigkeiten, in Fort Lanami am Platte-River. Von dort aus schlug er sich allein durch bis zum Yellowstonepark — „Amerikas Wunderland“, wie man es später genannt hat. Ungefähr so groß wie das einstige Großherzogtum Hessen, hat dieses Gebirgsland eine durchschnittliche Höhe von 2400 Metern, und von tiefen Schluchten der Täler durchschnitten, umrahmen den „Park“ Bergketten, bis über 4000 Meter hoch. Geiser, Schlammvulkane, versteinerte Bäume und andere Merkwürdigkeiten finden sich in diesem eigenartigen Gebiet der Vereinigten Staaten, dazu eine Tierwelt von erstaunlichem Reichtum.

Es war am Eingang zum ersten Canon des Yellowstoneflusses. Fast zwei Kilometer lang hat der reizende Fluß sich einen Durchbruch durch die Felsen geschaffen, dessen Wände 600 Meter und höher fast senkrecht aufsteigen. Karl hatte sich mit seinem damaligen Reisegefährten, einem jungen Schweizer, ein Lagerfeuer entzündet und sie waren im Begriff, sich zur Ruhe zu legen, denn die Nacht begann aus den blauen Tiefen der Talschlucht aufzusteigen.

Ihre Ruhe wurde unterbrochen. Hufschlag schallte durch die Stille. Eine größere Gesellschaft zu Pferde kam heran. Eine Gesellschaft, aufs Beste ausgerüstet mit Zelten, Schlafsäcken, Spirituskochern und allem, was man mit sich führen kann, um sich das Leben am Rande der Zivilisation angenehm zu machen. Auf Geld schien es bei der Ausrüstung der Gesellschaft nicht angekommen zu sein. Drei ortskundige Führer hatte man bei sich, die langen Rifles schußbereit aufs Knie gestützt, obwohl — Karl wußte es nur zu gut — keinerlei Gefahr war. Aber es sah gut und nach Abenteuern aus —

und die schlauen Scouts konnten ihren Führerlohn unter Hinweis auf erdichtete Gefahren höherschrauben. Die Teilnehmer solcher Gesellschaften waren erfahrungsgemäß gern bereit, ein paar Dollars je Tag mehr zu bezahlen im Bewußtsein, sichersten Schutz zu genießen.

Auch die herangekommene Gesellschaft ging zur Ruhe über. Unweit von dem Platz, den Karl und sein Gefährte sich ausgesucht hatten. Noch lange hörten die beiden das laute Lachen und das Gewirr zahlreicher Stimmen. Am Morgen, eben als Karl und der Schweizer aufbrechen wollten, standen die von der Reisegesellschaft auf.

Das Blut schoß Karl ins Gesicht. „Tramps“ — er hatte das Wort wohl gehört, das unter der Gesellschaft gefallen war. „Tramp“ — zu deutsch „Landstreicher“. Ein älterer Herr hatte es geäußert, und die Blicke, die man auf Karl May und seinen Gefährten warf, schlossen jeden Zweifel aus, wer gemeint sei.

Das Wort wurmte ihn noch am Abend, als sie sich unterhalb des großen Yellowstone-Falls erneut zur Ruhe begaben. Und doch sollte der nächste Tag Karl eine unerwartete Genugtuung bringen.

Der Yellowstonepark ist u. a. auch von Bären bevölkert. Schwarzen, braunen, grauen Bären, die aber samt und sonders völlig harmlos sind. Vor allem die Schwarzbären sind zahm — so zahm, daß sie sich an den Wegen aufstellen und nach allen Regeln der Kunst — betteln.

Ein selten großes, schönes Exemplar von Schwarzbär stand an der Wegbiegung im Schatten buschiger Koniferen. Karl und der Schweizer verweilten bei dem prächtigen Gesellen, als unvermutet die Ravalkade der

Reisegesellschaft von gestern anlangte. Ein junges, blondes Mädchen — „Mabel“ wurde sie angesprochen — sprang vom Pferde und eilte entzückt auf den Bären zu. Doch — Entsetzen! Das eben noch gutmütig dreinblickende Geschöpf ließ — erschreckt vielleicht von dem hell leuchtenden Kleid des Mädchens — ein zorniges Brummen ertönen. Seinen Oberkörper hin- und herwiegend schlug er im nächsten Augenblick mit seiner gewaltigen Pranke nach Mabel — und ohne selbst zu wissen, was er tat, sprang Karl dazwischen. Ein kräftiger Schlag mit seinem Wanderstecken auf die schwarze Pranke — der Bär wandte sich um und lief laut schreiend davon.

Man sprang von den Pferden, umringte Karl, überhäufte ihn mit lauten Lobsprüchen. Die Eltern des Mädchens wußten sich nicht zu lassen vor Dankbarkeit.

„Da, nehmt! Scheint, daß Ihr's brauchen könnt“, sagte der ältere Herr, der gestern das fatale Wort „Tramp“ gebraucht hatte, und reichte Karl eine Anzahl von Banknoten. Doch Karl lehnte ab. Er lasse sich für solche Hilfeleistung nicht belohnen, gab er stolz zur Antwort. Das Bewußtsein, im rechten Augenblick zur Stelle gewesen zu sein, sei ihm Lohn genug.

Bisher ungesehen, war ein Indianer Zeuge dieser Szene gewesen. War er eben erst aus dem dichten Gebüsch zur Linken oder hinter jenem Felsblock hervorgetreten? Ernst waren seine Augen, und seine Züge verrieten nichts von dem, was in ihm vorging, da er die handelnden Personen dieser kleinen Episode vor sich sah. Das Mädchen in ihrer jugendlichen Lieblichkeit, die aufgeregten Erwachsenen, die Scouts, die ihre nicht unbegründete Verlegenheit über ihre mangelnde

Wachsamkeit durch eifrigstes von vielem Gestikulieren unterstütztes Reden zu vertuschen suchten.

Karls Blick traf sich mit dem des Indianers. Nur Bruchteile einer Sekunde, denn im selben Augenblick wandte der Indsman sich um und verschwand geräuschlos im Gebüsch.

Karl hatte für alles andere mehr weder Augen noch Gehör. Eigenartig zitterte in ihm der ernste, fast schwermütige Blick des Indianers in ihm nach. Zutiefst von diesem schwarzen Augenpaar berührt, zog Karl seinen Gefährten mit ein paar hastig geflüsterten Worten davon. Die Teilnehmer der Gesellschaft, mit sich selber beschäftigt, bemerkten seinen Abgang kaum.

Es war Karl wie ein Traum. Wieviel Indianer hatte Karl nicht schon in diesen Wochen und Monaten gesehen — doch keinen wie diesen. Er konnte das für einen von der roten Rasse selten feingeschnittene Gesicht des Indsman nicht vergessen — und immer sah er die Tiefe dieser schwarzen Augen. Wenn er hinabblickte in die dunklen Wasser des Yellowstone, wenn er in die grüne Dämmerung der dichten Tannen hineinsah.

Den ganzen Tag über ließ ihn die Erscheinung des Indianers nicht los. Karl sah von all den Herrlichkeiten des Nationalparks weniger denn sonst. Und sein Reisegefährte mußte es sich gefallen lassen, daß er stundenlang ging, ohne auch nur ein Wort zu sprechen.

Konnte es anders sein, als daß Karl die Nacht über, in einer Höhle an steilem Hang verbracht, schier ununterbrochen in seinen Träumen sich mit diesem Indianer beschäftigte? Er sah ihn und sich in treuer Freundschaft verbunden in Abenteuern und Gefahren, sah ihn — seltsame Verkettung des Traumes — in der

deutschen Heimat. Auf dem Marktplatz von Ernstthal. In den Wäldern des heimischen Pfaffenberges. Und Erinnerungen an seine Arbeit bei der Bahnvermessung in den Prärien woben sich in die Träume. Und am anderen Morgen, bei Fortsetzung des Marsches, schritt Karl in tiefer Benommenheit vor sich hin. In jenem Zustand des Wachtraumes, der ihn mitunter befiel, verschwammen ihm Traum und Wirklichkeit ineinander. Traum — der Indianer, Wirklichkeit die heroische, gewaltige Landschaft der Rocky Mountains. —

Es war am Abend des folgenden Tages. Karl, für Minuten zur Realität des Lebens zurückgekehrt, dachte daran, zurückzukehren nach der Stelle, da er den Indianer getroffen hatte. Ja, das wollte er tun! Heute zur Nacht hier in der Blockhütte, deren Inhaber die Beherbergung Fremder gewerbsmäßig betrieb. Und morgen — zurück. Zurück, den indianischen Krieger suchen!

Zeitig ging Karl zur Ruhe. Sein Entschluß — sie hatten es bereits besprochen — bedeutete Trennung von dem Schweizer, der weiterstreben wollte. Karl erhob sich am Morgen zu zeitiger Stunde, aß einige Kleinigkeiten und brach auf.

Tief senkte der Weg sich in steilen Rehren ins Tal, über Geröll, durch niedriges Unterholz. Hinunter in den Talgrund, wo zwischen den Stämmen urwüchsigem Hochwaldes der Fluß rauchte.

Jäh verhielt Karl seinen Schritt. Unmöglich! Eine Sinnestäuschung, begreiflich, nachdem er sich seit gestern so intensiv in seinen Gedanken mit dem Indianer beschäftigt hatte! Es war Karl, als habe er zwischen den Stämmen unten im Tal für einen Augenblick die hochgewachsene, schlanke Gestalt des roten Mannes ge-

sehen. Vergeblich hielt Karl Ausschau — wohl nichts als Täuschung.

Ob er ihn wohl auffinden würde? Wer weiß, welche Richtung er eingeschlagen hatte! Vielleicht gar entgegengesetzt, ostwärts, nach den Prärien zu. Und so rasch Karl auch ausritt — wenn der Indianer einen Tag Vorsprung hatte, würde er ihn, der nach Art seiner Rasse ein wesentlich rascheres Tempo entwickelte, kaum je einholen.

Betrübnis wollte Karl bei diesem Gedanken erfassen. Er fühlte, daß er Hunger habe, ließ sich auf einen Felsblock nieder und begann seinen Reisesack auszupacken.

Da — das war keine Täuschung mehr, kein Traumgesicht. Mit kräftig ausschreitenden Schritten kam er heran, der Indianer, der seit gestern von Karls Denken Besitz ergriffen hatte. Auch er erkannte ihn sicherlich.

Karl stand auf und ging dem roten Manne ein paar Schritte entgegen. Dieser blieb stehen, sprach in fließendem Englisch ein paar Worte höflicher Begrüßung. Mit stockender Stimme antwortete Karl, schloß die Frage an, wohin der „rote Krieger“ sich begeben.

Ein Widerschein wie von unterdrücktem Lächeln glitt über des Indianers Gesicht. Ernst erwiderte er:

„In das Land der grauen Berge, jenseits des Lake Wellington. Nach Mr. Rooners Ranch.“

Beklommenen Herzens wagte Karl die Frage, ob sie den Weg nicht zusammen gehen wollten. Doch der rote Mann antwortete mit verneinender Gebärde.

„Entschuldigen Sie, Sir. Ich bin Gesellschaft nicht gewöhnt.“

Damit ging er weiter, sich nach östlicher Sitte durch ein leichtes Verneigen des Kopfes verabschiedend.

„Hoheitsvoll“ — dachte Karl, indem er dem Fortschreitenden nachblickte. Bedauern und doch zugleich tiefes Glücksgefühl im Herzen blieb Karl zurück. Er versank in tiefen Schlummer. Und in den folgenden Tagen und Nächten gewann unter der Sonne des Felsengebirges, unter den Sternen des fernen Westens jene Gestalt Leben in Karl May, die ihn, den Webersohn aus Ernstthal, dereinst berühmt machen sollte in aller Welt — Winnetou, der rote Gentleman.

*

Dreiviertel Jahr später war er wieder im Land. Er begann seinen Schritt zu beschleunigen. Bog in die Burgstraße ein, begann zu laufen.

Torheit! Als wenn er damit den peinvollen Erinnerungen entgehen könnte!

Warum überhaupt hatte er nach Leipzig gehen müssen? Ausgerechnet nach Leipzig, wo er die schwerste Zeit seines Lebens zugebracht hatte? Wo ihn auf Schritt und Tritt die Vergangenheit verfolgte —!

Welche Vergangenheit! Er sah sich wieder wie damals — vor fünf Jahren —, wie er von dunklen, furiengleichen Mächten getrieben, gehezt durch diese Straßen geeilt war. Ein fremder Mensch — und doch er selber. Ein Mensch, der von Furcht und von bitterster Not hin- und hergerissen mit leerem Hirn und bleischwerem Herzen wie unter unwiderstehlichem Zwang jene Taten beging, die ihn ins Zuchthaus gebracht hatten. Diebstahl, Betrug, Urkundenfälschung —

Sein Fuß stockte. Er wandte sich jählings um und stürzte davon in der gleichen Richtung, aus der er so-

eben gekommen war. Fort, nur fort aus dieser Straße, aus diesem Stadtviertel!

Narr, der er gewesen war, nach Leipzig zu kommen! Unversehens stand er vor jenem Kürschnergeschäft, in dem er einst einen wertvollen Pelz erschwindelt hatte. Wenn nun der Geschäftsinhaber vor die Tür trat, ihn erkannte —!

Er lief, lief, ziellos, planlos. Fand sich plötzlich auf dem Augustusplatz. Dort die Grimmaische Straße. Ja, dorthin! Da war Gewühl, Menschen, Ablenkung!

Karl wurde ruhiger. Die schamvollen, peinigenden Erinnerungen begannen von ihm zu weichen. Lichter wurde es in seiner Brust. Leiser Flockenwirbel setzte ein — und auch auf ihn wirkte das stille, weiche Rieselndes des weißen Schnees lindernd. Auch ihm wurde zumute, als sei er plötzlich heiter gestimmt.

Seine Haltung straffte sich, fester wurde sein Schritt. Am Markt ging er entlang, bog an der jenseitigen Ecke links ein. Kam er dort nicht wieder an jenes Kürschnergeschäft, bei dessen Anblick er vorhin sich zur Flucht gewandt hatte?

Allerdings. Aber jetzt konnte ihn der Gedanke daran nicht mehr schrecken. Im Gegenteil! Er wollte absichtlich daran vorbeigehen. Wollte sich sogar zwingen, vor dem Schaufenster stehen zu bleiben.

Zwar ging sein Atem schwer, und unbewußt preßte er die Lippen fest zusammen. Aber mit gleichmäßig raschem Schritt ging er voraus. Das Herz klopfte ihm. So sehr er sich davor fürchtete — er hoffte jetzt geradezu, der Kürschner möchte just in dem Augenblick herauskommen, wenn er vor dem Laden stand.

Das dritte Geschäft nach der Ecke! Das war es!

Der Mut wollte Karl verlassen. Aber er nahm sich zusammen und ging weiter. Rasch wie in einem Kaleidoskop wandelten sich die Bilder, die er sich ausmalte.

Wie der Geschäftsmann heraustreten, ihn mit scharfem Blick mustern — ihn — erkennen würde!

Schon hörte Karl seine Stimme, jene seltsam dunkle, etwas belegte Stimme, deren Klang er bis ins höchste Alter nicht vergessen würde!

„Nun — das ist doch der Herr Man?“ hörte Karl ihn sprechen. Hörte ihn fortfahren: „Welch' unglaubliche Dreistigkeit, sich vor meinen Laden zu stellen! Wart' Er! Ich werde sofort die Polizei holen! Wer weiß, was Er wieder für ausgefeimte Pläne hat!“

Ja, so würde der Kürschner sprechen. Und er? Er würde ihm fest ins Auge sehen und ruhig und mit fester Stimme antworten:

„Werter Herr — ich habe einmal schwer unrecht an Ihnen getan. Aber, mein Herr: Vergessen Sie nicht, daß ich meine Strafe auf Tag und Stunde genau abgegessen habe. Ich habe gefehlt, habe gebüßt — und bereue. Sobald ich Geld verdiene, werde ich Ihnen den entstandenen Schaden auf Heller und Pfennig ersetzen. Wir sind quitt — und Sie haben kein Recht, mich zu schmähen.“

So lebhaft hatte sich Karl in diese Gedanken hineinversetzt, daß er förmlich danach gierte, die Ladentür möchte gehen und der Kürschner herauskommen.

Aber so lange Karl vor dem Schaufenster stand — der Kürschner kam nicht. Und so blieb ihm nichts anderes übrig, als seinen Weg fortzusetzen.

Der Absturz nach diesem Hochflug seiner Stimmung ließ nicht auf sich warten. Sein Magen meldete sich.

Außerdem verspürte er plötzlich starke Müdigkeit. Wo etwas essen? Wo zur Nacht bleiben? Es durfte beileibe nicht viel kosten. Seine Barschaft belief sich auf knapp zwei Taler! Und nicht die geringste Aussicht, irgendwoher Geld zu erhalten!

„Hallo Bruder — dich müßt' ich kennen!“

Karl schrak zusammen. Der ihn so angesprochen hatte, stand seitlich auf dem Fußsteig — groß und hager von Gestalt, mehr als dürftig gekleidet. Und doch lachenden Gesichts. Ein Mann, der längst über die Jugend hinaus war.

„Ich wüßte nicht“, stotterte Karl und wollte seinen Weg rasch fortsetzen.

„Harr'ock! Wer wird's so eilig haben, wenn er einen alten Bekannten trifft! Hast zwar immer getan, als wenn du was Besseres wärest — Nummer 171!“

Flammende Röte stieg Karl ins Gesicht. Vor Betroffenheit vermochte er kein Wort zu sprechen.

„Hihi“, kicherte der andere. „Ich war Nummer 98 damals in Waldheim. Ich wurde im Dezember entlassen — und du hattest noch so vier, fünf Monate Knast wegzumachen!“

„Freilich — jetzt weiß ich wieder. Sie sind der Hütt.“

„Sie? Du, meinst du wohl. Wenn zwei Leute drei Jahre lang Wand an Wand im gestreiften Kamisol gesteckt haben, dann kommt kein ‚Sie‘ in Frage.“

„Nun ja! Schon gut. Aber, Hütt, ich habe wirklich keine Zeit. Ich muß weiter.“

„So? Müßt du? Dann hast du wohl wieder einen Posten?“

Es lag nichts Lauerndes in seinem Blick — und

Karl widerstrebte es, ihm mit einer Unwahrheit zu antworten.

„Nein, einen Posten habe ich nicht —“

„Wirst so leicht auch keinen erlangen. Der Entlassungsschein von Waldheim ist nicht der richtige Empfehlungsbrief.“

„Trotzdem, Hütt! Ich werde es schaffen.“

„So? Das denkst du. Wirst dich aber täuschen, Junge. Ne, ne — wer vier Jahre in Waldheim in fester Stellung war, kommt nicht wieder unter.“

„Aber, Hütt, was soll dann aus mir werden? Ich habe meine Strafe verbüßt, bin frei — und habe den festen Willen, wieder ehrlich zu werden. Meine Vergangenheit soll begraben sein —“

„Ach du dummer Willy! Oder wart — Karl hast du woll geheißten. Is ja egal! Zuchthaus ist Zuchthaus — und wer da drin gewesen ist, dem hängt es zeit-lebens an.“

„Aber das wäre ja grausam! Das wäre die unbedingte Vernichtung —!“

„Gott, was regst du dich unnütz auf, lieber Karle! Du wirst es nicht ändern. Und wegen dir wird's nicht geändert werden. Das ist der Lauf der Dinge, das ist der Lauf der Welt. Außerdem hast du, wenn ich mich richtig erinnere, zwei Jahre Polizeiaufsicht. Wirkt auch verstimmend aufs Gemüt der Herren Prinzipale, wenn so 'ner mit Pickelhaube und Schnauzbart erscheint und freundlich Nachfrage nach dem neuen Herrn Buchhalter oder Kopisten hält!“

Karl atmete schwer. Alles in ihm stürzte zusammen. Alle Hoffnungen, alle Pläne, Träume. Ohne darauf

zu achten, waren sie ein Stück zusammen gegangen. Jetzt blieb Hütt stehen.

„Karl, Karlemann — du tust mir leid. Aber was . . . Dreck ist, muß . . . Dreck genannt werden. Da hilft alles Drumrumreden nicht! Vorbestraft — und du bist erledigt. Bleibt bloß eins, lieber Bruder: Weitermachen in der alten Leier — bis man das nächste Mal geklappt wird und man wieder auf ein paar Jährchen im Bau verschwindet.“

„Nein, nein! Nie wieder zurückgestoßen werden in euren furchtbaren Sumpf!“ schrie Karl in tiefster Qual auf.

„Bist du tälsch, Bruder? Mach nicht so 'n Geschrei! Die Leute werden aufstüzig. Und dort an der Ecke steht ein Polizist!“

„Polizist? Polizist? Mag er mich doch gleich wieder hinter die eisernen Gitterstäbe bringen — was verschlägt's.“

Hütt mißverstand diese Antwort. Sein grober Kopf konnte nicht ahnen, was in Karl Man, dem ehemaligen Lehrer, vorging.

„Laß mich! Fort von mir!“

Kopfschüttelnd blickte Hütt dem Davonstürzenden nach.

Auf einer Bank im Johannapark fand Karl sich wieder. Wie aus völliger Bewußtlosigkeit erwachend blickte er um sich. Die Dämmerung senkte sich hernieder. Schnee ringsum. Schnee auf seinem dünnen Mantel. Der Frost schüttelte ihn. Oder war es der namenlose Schmerz, der in seiner Brust wühlte, daß Karl an allen Gliedern zitterte und bebte? Mit klappernden Zähnen stieß sein Mund wirre, zusammenhanglose

Worte hervor. Worte, über die er sich hätte keine Rechenschaft ablegen können.

Hatte Gütt recht? War es nicht besser, dem verfehlten Leben ein Ende zu machen?

Er fühlte, wie ihm die Kälte in den Gliedern hochstieg. Er fühlte es — und empfand es als Erleichterung. Es zog die wilden, aufgewühlten Gedanken von ihrer tollen, kopflosen Flucht zur Wirklichkeit zurück. Die Kälte in den Füßen, Beinen, in den Händen, Armen — das war Wirklichkeit, wie der kalte weiße Schnee auf seinen Knien. Wirklichkeit wie die verschneite Bank unter ihm, wie dort gegenüber die schwarzen Wipfel mit ihrem gespenstisch leeren Astwerk.

Grimassen schneiden — ah, das tat wohl! Es entspannte, den Mund aufzureißen, soweit es nur gehen wollte! Dabei die Augen zukneifen, daß die Wangen sich faltig verzogen. Daß er doch schreien könnte! Laut, gellend, in langgezogenen, heulenden Tönen — nur um den schmerzhaften, peinigenden Kampf in seiner Brust zu lösen!

„Berge müssen wir haben, Ideale, hochgelegene Haltepunkte und Ziele.“

Diese Worte dröhnten in seinen Ohren. Niemand hatte sie ausgesprochen. Denn kein Mensch außer ihm befand sich zu dieser abendlichen Stunde in dem winterlichen Park.

Er selbst war es gewesen, der diese Worte geprägt hatte. In der Zelle. In Waldheim. Als seinen Leitspruch, dazu bestimmt, ihm in Stunden der Versuchung die Widerstandskraft zu stärken, in Stunden des innerlichen Niederbruchs ihn aufzurichten!

„Berge müssen wir haben, Berge“, flüsterten seine frostbebenden Lippen. Wiederholten die Worte immer wieder. Ein Versuch, sich an ihnen aufzurichten. Ein Versuch, der vergeblich blieb.

Karl sank auf die Bank zurück. Zurück auch in das düstere, erkältende Meer seiner Gedanken. War es nicht wieder wie damals an jenem schweren, unglückseligen Tage?

„Es trieb mich fort, hinaus. Ich lief im Wald herum und kam spät abends todmüde heim und legte mich nieder, ohne gegessen zu haben. Trotz der Müdigkeit fand ich keinen Schlaf. Zehn, fünfzig, ja hundert Stimmen verhöhnten mich in meinem Innern mit unaufhörlichem Gelächter. Ich sprang vom Lager auf und rannte wieder fort, in die Nacht hinein; wohin, wohin, das beachtete ich gar nicht. Es kam mir vor, als ob die inneren Gestalten aus mir herausgetreten wären und neben mir herliefen. Voran der fromme Seminardirektor, dann der Buchhalter, der mir seine Uhr nicht geborgt haben wollte, eine Rotte von Regelschiebern, mit Regelkugeln in den Händen, und hierauf die Raubritter, Räuber, Mönche, Nonnen, Geister und Gespenster aus der Hohnsteiner Schundbibliothek. Das verfolgte mich hin und her; das jagte mich auf und ab. Das schrie und jubelte und höhnte, daß mir die Ohren gellten. Als die Sonne aufging, fand ich mich im Innern eines tiefen, steilen Steinbruches emporkletternd. Ich hatte mich verstiigen, ich konnte nicht weiter! Da klebte ich zwischen Himmel und Erde, bis die Arbeiter kamen und mich mit Hilfe von Leitern herunterholten. Dann ging es weiter, immer weiter, weiter, den ganzen Tag, die ganze nächste Nacht; dann

brach ich zusammen und schlief ein. Wo, das weiß ich nicht. Es war auf einem Rain, zwischen zwei eng zusammenstehenden Roggenfeldern. Ein Donner weckte mich. Es war wieder Nacht, und der Gewitterregen floß in Strömen herab. Ich eilte fort und kam an ein Rübenfeld. Ich hatte Hunger und zog eine Rübe heraus. Mit der kam ich in den Wald, kroch unter die dichtbewachsenen Bäume und aß. Hierauf schlief ich wieder ein. Aber ich schlief nicht fest; ich wachte immer wieder auf. Die Stimmen weckten mich. Sie höhnten unaufhörlich: ‚Du bist ein Tier geworden, frisstest Rüben, Rüben, Rüben!‘ Als der Morgen anbrach, holte ich mir eine zweite Rübe, kehrte in den Wald zurück und aß. Dann suchte ich mir eine lichte Stelle auf und ließ mich von der Sonne bescheinen, um trocken zu werden. Die Stimmen schwiegen hier; das gab mir Ruhe. Ich fand einen langen, wenn auch nur oberflächlichen Schlaf. Ich entwand mich ihm, als der Abend anbrach, und verließ den Wald. Als ich unter den Bäumen hervortrat, sah ich den Himmel blutigerot. Qualm stieg zu ihm auf. Sicherlich war da irgendwo Feuer. Das war von einer ganz eigenen Wirkung auf mich. Ich wußte nicht, wo ich mich befand; aber es zog mich fort, das Feuer zu betrachten. Ich erreichte die Halde, die mir bekannt vorkam. Dort setzte ich mich auf einen Stein und starrte in die Glut.“

Wie war es dann weiter gewesen? Stöhnend zergrübelte sich Karl den Kopf — bis mit einem Male wieder alles deutlich und in tagheller Klarheit vor ihm stand.

Glut. Feuer, rotes, qualmendes Feuer. Ein Haus brannte nieder bis auf die Grundmauern. Und er hatte

dem Vernichtungswerk der wilden, gierigen Flammen zugehören. Nur Auge. Nicht Herz, nicht Verstand.

Der Morgen hatte zu grauen begonnen. Den Leichenweg an der Kirchhofsmauer war er hinabgegangen, über den Markt, ins elterliche Haus. Im Wohnzimmer hatte er sich an den wachstuchbedeckten Tisch gesetzt. Ohne Absicht, ohne Willen. Wie eine Puppe.

Die Mutter war nach einiger Zeit aus der Schlafkammer getreten. Leichenblaß war sie geworden, als sie ihn erblickt hatte, hatte die Kammertür schnell hinter sich ins Schloß gezogen und dann — dann waren jene grauenvollen Worte gefallen. Worte, die er Zeit seines Lebens nicht vergessen würde:

„Um Gottes willen! Du? Hat jemand dich kommen sehen?“

„Nein“, hatte er geantwortet.

„Wie siehst du aus! Schnell wieder fort, fort, fort! Nach Amerika hinüber! Daß man dich nicht erwischt! Wenn man dich wieder einsperrt, ich überlebe es nicht!“

„Fort? Warum?“

„Was hast du getan; was hast du getan! Dieses Feuer! Dieses Feuer!“

„Was ist es mit dem Feuer?“

„Man hat dich gesehen! Im Steinbruch — — im Walde — — auf dem Felde — — — und gestern auch bei dem Haus, bevor es niederbrannte!“

„Mut — ter, Mut — ter!“ Glaubst du etwa, daß — ? —“

„Ja, ich glaube es! Ich muß es glauben, und Vater auch!“ hatte sie ihn unterbrochen. „Alle Leute sagen es!“

Sie stieß das hastig hervor. Sie weinte nicht und

sie jammerte nicht, sie war so stark im Tragen innerer Lasten. Sie fuhr in demselben Tone fort:

„Um Gottes willen, laß dich nicht erwischen, vor allen Dingen nicht hier bei uns im Haus! Geh, geh! Ehe die Leute aufstehen und dich sehen! Ich darf nicht sagen, daß du hier warst; ich darf nicht wissen, wo du bist; ich darf dich nicht länger sehen! Geh also, geh! Wenn die Sache verjährt ist, kommst du wieder!“

Sie huschte wieder in die Kammer hinaus, ohne ihn berührt zu haben und ohne auf ein ferneres Wort von ihm zu warten.

Mutter. Mutter.

Nein, kein Vorwurf! Dazu hatte er kein Recht. Wenn seine Mutter ihn schuldig geglaubt — Gott sei's geklagt, er hatte ihr durch sein bisheriges Leben Grund genug gegeben, daß es verständlich war, wenn sie an ihm zweifelte.

Dieser Gedanke führte Karl Man wieder zur Wirklichkeit zurück. Auf! Nicht länger hier sitzen bleiben in Schnee, Kälte, Einsamkeit! Auf dem Posten sein! Wach bleiben gegenüber den Stimmen der Versuchung! Dieses Treibenlassen im weiten, uferlosen Strom der Gedanken ist gefährlich, gefährlich! Hatte er's nicht oft genug schon in seinem Leben erfahren?

Er schlug die Arme um sich, um warm zu werden. Stampfte ein paar Mal kräftig mit den Füßen und begann dann in gelindem Dauerlauf in die Straßen der Stadt zurückzukehren.

Schaufenster erstrahlten im Licht, und traulicher Lampenschein fiel aus den vielen Fenstern der Großstadthäuser. Hatten nicht alle Menschen frohe Gesich-

ter? Alle, denen er begegnete, Männer und Frauen, Mädchen und Buben?

Als Karl seinen Blick über die Mauern der hohen Häuser erhob, sah er, daß der nächtliche Himmel ganz klar geworden war. Sterne funkelten, und drüben über den Dächern am Roßmarkt stand tief und rötlich leuchtend die schmale Sichel des aufgehenden Mondes.

Wie? Hatte er nicht wieder einen Sieg über sich davongetragen? Gewiß! Und deshalb die frohen Gesichter, die funkelnden Sterne, der trauliche Anblick des Mondes!

Ja, gesiegt, gesiegt! Wieder die Anstürme der finsternen Mächte abgeschlagen!

„Berge müssen wir haben, Berge!“

Frohgemut sprach er die Worte dieser seiner Zauberformel vor sich hin, begann gar, ihnen eine kleine heitere Melodie unterzulegen.

Ein bescheiden bürgerliches Gasthaus lenkte Karls Blick auf sich. Wie immer, wenn er guter, ruhiger Stimmung war, dünkte es ihm als Freundlichkeit des Geschicks — beileibe nicht etwa nur als bloßer Zufall! — daß er just in dem Augenblick das Gasthaus erblickte, da er Hunger verspürte und Müdigkeit.

Er trat ein. Wie wohl tat der feste Händedruck des redlichen Wirtes! Wie wohl das lächelnde Nicken der Wirtin hinter dem Schanktisch.

Nur einige wenige Gäste saßen im kleinen Gastzimmer. Und wenn sie auch, mit sich selber beschäftigt, auf ihn nicht eben viel achteten, so hatte Karl von ihnen doch keinen unfreundlichen Eindruck. Er bestellte Brot und Wurst und Käse und ein Glas helles Bier.

War das Leben nicht schön? Da saß er in angenehm

warmer Gaststube, aß und trank — schattenhaft tauchte vor seinen Augen das Bild der kalten, feuchten Zelle auf. Nur den Bruchteil eines Augenblicks. Wenn man vier Jahre und vorher noch vier Jahre in solcher Zelle zugebracht hat, kommt die Erinnerung leicht, gar zu leicht wieder.

Aber nichts da! Die Vergangenheit hatte keine Macht mehr über ihn! Der Karl, der die Straftaten begangen und in der Zelle gefangen gefessen hatte, das war nicht derselbe, der jetzt in Leipzig im Gasthaus zum „Grünen Baum“ in der Kurprinzstraße sich seinen Schoppen Riebeckbier schmecken ließ!

Daß er nicht mehr als einen Taler und sechsundzwanzig Neugroschen im Beutel hatte — was tat das! Er fühlte nach seiner Brusttasche. Papiere knisterten darin. Manuskripte. Ein paar Aufsätze und zwei kleine Erzählungen.

Narr, der er gewesen war, sich durch Hütts Worte so ins Bockshorn jagen zu lassen! Was Hütt gesagt, traf für ihn doch überhaupt nicht zu! Er wollte ja weder Buchhalter und Kopist werden, noch sonst etwas, wo man einen Prinzipal hat oder sonstige Vorgesetzte! Schriftsteller wollte er werden — und da würde ihn niemand nach seiner Vergangenheit fragen! Hauptsache, daß es gut und lesbar war, was er anbot! Alles andere würde den Verlegern und den Herren Redakteuren gleichgültig sein — ganz und gar! Ob der, der die Aufsätze, Erzählungen, Gedichte anbot, Müller hieß oder Schulze oder May — das war vollständig nebensächlich. Ueberdies würde er so unklug nicht sein und versäumen, sich nach gangbarem Brauch einen Decknamen zuzulegen — dann sollte jemand darauf kom-

men, daß dieser Verfasser wußte, wie es innerhalb von schwedischen Gardinen ausjah.

Karl bezahlte seinen Imbiß und ließ sich sein Zimmer anweisen. Wohlig streckte er sich im Bett aus. Morgen — ja, morgen würde er zur Leipziger Zeitung gehen und seine Sachen anbieten. Drei Taler der Aufsatz über das Hafenleben von Marseille, zwei — nein, auch drei Taler der humoristische Artikel „Von Bern nach Basel“ mit den Schilderungen der Schweizer Landbevölkerung. Und die Erzählung von dem kleinen blinden Jungen, der so schön Mundharmonika spielen konnte und später ein großer, berühmter Geiger wurde — nun, fünf Taler wären gewiß nicht zu viel dafür!

Drei und drei macht sechs — und fünf — das wären ja elf Taler! Und mit dem Geld in der Tasche — nach Hause. Nach Ernstthal.

Der blinde Junge — er selber war die ersten fünf Jahre seines Lebens blind gewesen, bis zwei Dresdner Professoren ihm durch eine Operation das Augenlicht wiedergaben. Blind zuerst — er war sehend geworden. Sehend —

Über solchen Gedanken schlief er ein — und die Sonne schien in sein Zimmerchen, als er am Morgen erwachte. Die Arme unter dem Kopf verschränkt, blieb er noch ein Weilchen liegen. Überlegte, überdachte — und träumte wohlig. Wach, aber mit geschlossenen Augen.

Seine Manuskripte: Wie liebte er, was er geschrieben hatte! Nicht nur diese seine Reiseberichte, diese beiden Erzählungen. Nein, alles, was er je zu Papier gebracht hatte. War nicht überall, in jeder Zeile, ein

Tropfen Herzblut dabei? War nicht alles Geist von seinem Geist, Zeugnis von innerem Ringen um die Formung des Stoffes?

Jede Zeile, jedes Wort liebte er. Und würde es noch mehr lieben, wenn es gedruckt war. Nenne doch niemand Druck und Druckpapier tot! Wie töricht! Erst das Gedruckte hat Leben. Denn es spricht.

Elf Taler und einer, den er noch besaß, machte zwölf. Einer abgerechnet für die Heimfahrt und für ein kleines Frühstück. Die Übernachtung konnte er vom Rest der sechsundzwanzig Neugroschen bezahlen. Also würde er mit elf blanken Talern nach Hause kommen. Nicht mittellos, nicht auf die Hilfe der Eltern angewiesen. Im Gegenteil: Zwei Taler würde er behalten, drei dem Vater und den Rest der Mutter geben.

Ja — so wollte er's machen!

Langsam stand er auf, wusch sich mit Bedacht, kleidete sich an. Oder — ob er nicht der Mutter und den Schwestern ein kleines Geschenk mitbringen sollte? hm — am Ende bekam er nicht elf, sondern zwölf Taler oder gar mehr. Nun, dann konnte man sehen —

Guter heißer Kaffee und frische Brötchen mit Butter steigerten sein Wohlgefühl noch. Seit langem war er nicht so heiter und froh gewesen wie jetzt, als er nach Bezahlung seiner Rechnung auf die Straße trat, um zur Leipziger Zeitung zu gehen.

An der Universität vorüber — einst Ziel seiner geheimen Sehnsucht. Heute war er voll überzeugt, sie nicht zu brauchen. Als wenn er nicht auch ohne wissenschaftliche Bildung seinen Weg machen würde!

Unmut wollte in ihm aufsteigen, als Karl bemerkte, daß eine alte Frau leise vor sich hin weinte. Sie kam

ihm entgegen, war eben aus einer Haustür getreten. Den Blick gesenkt, sah sie ihn nicht — hätte in ihrem Kummer seiner auch wohl sonst nicht geachtet.

Ein Mensch, der traurig war und bekümmert? Ein Anblick, der nicht in seine heitere, angenehme Stimmung passen wollte. Doch die unschöne Regung verflog sofort. Karl empfand Scham über solchen Egoismus. Wußte er nicht am besten, wie hart und wie bitter das Leben manchem mitspielte? Sie nach dem Grund ihres Kummers fragen, ihr, wenn möglich, helfen — das war seine Pflicht!

Die Frau war an ihm vorbeigegangen. Mit ein paar Schritten hatte er sie erreicht, legte ihr die Hand auf den Arm.

„Na, na, Mutter — ist's so arg schlimm? Erzählen Sie mir doch — es gibt sicher einen Ausweg.“

Müde schüttelte sie den Kopf, sah dem jungen Mann — nicht einmal sonderlich überrascht — ins Gesicht. Voll Bitterkeit gab sie Antwort:

„Freilich gibt's einen Ausweg! Das sagte mir der hartherzige Geizkragen, der noble Herr Schuppius, auch: Schaffen Sie Geld, Frau Rothe, und es ist alles in Ordnung. So hat er gesagt —“

Karl erfuhr die Zusammenhänge: Sie konnte die Miete für ihre Dachkammer nicht zahlen. Mit drei Talern war Frau Rothe im Rückstand. Und eben hatte ihr der Wirt mitgeteilt, daß er sie durch den Gerichtsvollzieher heraussetzen lassen würde. Heute noch.

„Ja, wenn ich ihm wenigstens zwei oder auch nur einen Taler brächte. Dann wollte er mit dem Rest sich noch gedulden. Aber — woher einen Taler nehmen! Geschweige denn zwei!“

Einen Taler? Einen Taler und sechs Neugroschen besaß er noch! Und er würde bei der Leipziger Zeitung ja nachher Geld bekommen. Viel Geld!

Schon hatte er seinen Beutel gezogen.

„Hier, liebe Frau, nehmen Sie! Einen Taler und die sechs Neugroschen dazu! Da gibt's nichts zu genießen! Ich weiß auch, wie bitter das Brot der Armut schmeckt! Nehmen Sie in Gottes Namen und gehen Sie zu Ihrem Wirt.“

Ehe die Alte sich von ihrer Überraschung erholt hatte, eilte Karl, um allen Dankesworten zu entgehen, davon und bog schon um die Ecke.

Ja — wenn er nicht wußte, was Armut und was Not war! Da hätte er nicht Webersohn aus Ernstthal bei Chemnitz sein müssen! Arm waren die Leute hier im Erzgebirge, ärmer als anderswo im ganzen Gebirge in Ernstthal. Und zu den Ärmsten der kleinen Stadt zählten die Mans — die neunköpfige Familie. Vater, Mutter, fünf Kinder und die beiden Großmütter.

Arbeitslosigkeit, Mißwuchs, Teuerung — die Jahre des 1849er Aufstandes in seiner Jugend — man hatte in Gastwirthschaften um Kartoffelschalen gebettelt, um Talg beim Fleischer, um Beutelstaub in der Mühle. Runkelrübensirup, schwarzer Kaffee die hauptsächlichste Nahrung. Ein Hering für die ganze Familie — dann und wann einmal. Und Fleisch, nie!

Weberleben im Erzgebirge! Seine Jugend! A — vorbei!

Vorbei, wie alles andere!

Im beglückenden Bewußtsein einer guten Tat setzte Karl Man seinen Weg fort, malte sich aus, wie die

alte Frau dem hartherzigen Hauswirt das Geld auf den Tisch zählte.

„Nun, Frau Rothe“, hörte er ihn sagen, „weil Sie mir wenigstens einen Teil gebracht haben und ich Ihren guten Willen sehe, will ich mit dem Rest warten —“

Daß er noch ganze sechs Pfennige besaß — was hatte das zu sagen! Siegesgewiß stieg er die Stufen zur Redaktion der „Leipziger Zeitung“ hinauf. Waren seine Artikel, seine Erzählungen nicht vortrefflich? Er hatte sich schon so manches Mal an ihren Worten be- rauscht. Wenn aber der Redakteur anderer Meinung war?

Unfinn! Die Sachen waren gut — und damit basta! Ein Herz gefaßt, an die Tür mit dem Schild „Redak- tion“ geklopft!

Warum ihm nur Mut und Selbstbewußtsein sanken, sobald er nur das Haus betreten hatte? Kaum traute er sich dem alten Faktotum mit der blauen Rattun- schürze seinen Wunsch vorzutragen, daß er den Herrn Redakteur sprechen möchte.

„Den Herrn Redakteur? Das globe ich nich, daß der Herr Redakteur sich von Ihnen sprechen läßt.“

„Aber ich bitte darum. Wollen Sie ihm sagen, daß Schriftsteller May vorzusprechen wünscht.“

Sein letzter Vorrat an Energie war damit aufge- braucht. Bange Ahnungen belasteten sein Herz, mach- ten ihm die Brust eng. Karl ließ unruhvoll die Augen durch das Kontor schweifen — über Aktengestelle, Ar- beitstische mit Menschen, die auf ihre Papiere nieder- sahen. Keiner hatte auch nur aufgeschaut, als er ein- getreten war.

Mut! Fassung! Auch wenn es ihm schwarz vor den Augen zu werden drohte. Um Himmels willen — was sollte werden, wenn er seine Arbeiten nicht unterbrachte? Wovon leben? Mit sechs Pfennigen in der Tasche?

Etwas wie Reue über seine rasche Hilfsbereitschaft wollte sich in ihm melden. Aber nein — tausendmal nein! Sein Handeln war recht gewesen!

Torheit, diese Angst! Natürlich würde der Herr Redakteur die Sachen nehmen. Sie waren doch gut geschrieben, inhaltlich wertvoll. Höchstens daß er mit der Bezahlung bis morgen würde warten müssen — nun, das wäre nicht schlimm. Die Wirtsleute im „Grünen Baum“ würden ihn über Nacht behalten und seinen Verzehr auf Rechnung stellen.

Die Tür ging auf. Der Herr Redakteur selbst!

„Nein, nein“, wehrte er schon von weitem ab, als Karl zum Sprechen ansetzte. „Ich habe gar keine Zeit! Sie können Ihre Manuskripte ruhig in der Tasche stecken lassen! Was glauben Sie, wie ich mit Papier überschwemmt werde!“

„Aber einen Blick könnten Sie doch wenigstens hineinwerfen, Herr Redakteur.“

„Ich möchte wissen, wozu? Bergehoch liegt das Zeug schon drin auf meinem Schreibtisch — alles Spreu! Raum ein Körnchen Weizen darunter.“

„Umso mehr sollten Sie meinen Sachen einen Blick vergönnen.“

„Ach? Ausgerechnet Ihren Sachen? Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr — May war wohl Ihr Name? Sie sehen mir nicht so aus wie einer, der Ueberragendes zu bieten hat. Bestenfalls Durchschnittsware. Und,

mein Herr: Durchschnittsware kann ein Blatt von Rang und Ansehen wie das meinige nicht brauchen. Haben Sie mich verstanden?"

„Vollkommen“, antwortete Karl May voll Bitterkeit. „Verstanden, Herr Redakteur, und — durchschaut!“

Ohne eine Erwiderung abzuwarten, verließ Karl rasch das Kontor.

„Sehen Sie wohl? Ich hab's doch gleich gesagt“, sagte draußen im halbdunklen Korridor das blaube-schürzte Faktotum zu ihm. „Aber, junger Mann — gehen Sie mal in die Seeburgstraße 14, zum Verlag Haller und Diethelm. Gutes Haus, anständige Leute! Nicht solche, wie man sie woanders —“ er kniff ein Auge zu — „— findet.“

Der freundliche Rat des Alten konnte Karl wenig trösten. Seine Hoffnungsfreude wollte nicht zurückkehren. Mit schweren Füßen ging er nach der Seeburgstraße, stieg mit schweren Füßen die ausgetretenen Stufen hinauf zum Verlag Haller & Diethelm.

Wirklich — der Alte hatte recht gehabt. Karl wurde hier ganz anders empfangen als in der „Leipziger Zeitung“. Der Inhaber der Firma, ein älterer Herr namens Krüger, bat ihn, Platz zu nehmen, ließ ihn reden — und überslog auch die ihm dargereichten Manuskripte.

Karls Hoffnung und sein Selbstvertrauen begannen wieder zu steigen. Und die — Ablehnung, die er auch hier erfuhr, war zumindest in freundliche Worte gekleidet.

„Zur Zeit kein Bedarf — aber recht gut geschrieben — vielleicht in sechs, acht Wochen noch einmal ein-

reichen —“ Das war der Inhalt der längeren Rede des Herrn Krüger in Firma Haller & Diethelm, Verlagsbuchhandlung.

Karl stand auf der Straße, wußte nicht, wie er dorthin gekommen war. Er fühlte sich im Kopf so merkwürdig leer, und leer war es auch in seiner Brust. Er dachte nichts. War dazu nicht fähig. Mechanisch begann er zu gehen — ohne auf den Weg zu achten, ohne zu wissen, wohin.

„Also nichts. Nichts.“

Das war das einzige Gefühl, das ihn beherrschte. Am Eingang der Petersstraße war das Pferd eines Lastwagens gestürzt. Die Vorübergehenden blieben stehen, machten lange Hälse und tauschten ihre Ansichten über das Vorkommnis aus.

Auch Karl May stellte sich dazu — willenlos, absichtslos. Gedankenabwesend sah er den Bemühungen des Kutschers und eines Soldaten zu, das Pferd wieder auf die Beine zu bringen. Er bemerkte nicht, daß ein Herr, neben den er getreten war, ihn mit auffälliger Genauigkeit musterte. Als Karl sich zum Weitergehen wendete, sprach der Herr ihn an:

„Na, Karl, was machen wir in Leipzig?“

Lachend streckte er die Hand hin. Überrascht schlug Karl ein.

„Emil — du?“

„Ja, freilich! Der Emil Schopper aus Hohenstein. Versteht sich. Nun sag' aber erst mal, Karl, wohin des Wegs?“

Seine starke Verlegenheit mit Mühe überwindend, erwiderte Karl nach einigem Zögern wahrheitsgemäß — aber immerhin ausweichend:

„Ich habe nichts Besonderes vor.“

„Dann kannst du ja ein Stück mit mir gehen. Ich will auf den Markt zum Bankhaus.“

Zum Bankhaus? Emil Schopper aus Hohnstein? Der Sohn armer Webersleute wie er selber? Das heißt — er sah gut aus, der Emil! Wahrhaftig! — Er trug gar einen Pelz und dicke, warme Handschuhe. Ein dünnes Stöckchen mit Silberknauf in der Hand, auf dem Kopf einen hellbraunen Halbzylinder — ganz nach neuester Mode.

Ihm war Karls Erstaunen nicht entgangen.

„Na — siehst mich ja recht verwundert an? Ich hab' mich rausgemacht, was?“ lachte er gemütlich und nicht ohne Selbstgefälligkeit. Mit Unbehagen verspürte Karl den forschenden Blick, mit dem der Jugendgefährte jetzt ihn musterte.

„Und du, Karl? Dir scheint's eben nicht zum Besten zu gehen? Wenigstens was den Anzug betrifft —“

Er blieb stehen, sah Karl wie überlegend eine Weile ins Gesicht.

„Hm, sag' mal — du hast doch so Verschiedenes ausgefressen gehabt. Und warst in Zwickau und in Waldheim. Lange kannst du, mein' ich, noch nicht entlassen sein.“

„Wenn du nichts weiter von mir wissen willst, hättest du mich nicht anzusprechen brauchen!“

„Manu — nur friedlich, Karl! Es wird wohl weiter nichts sein, wenn dich ein alter Freund danach fragt. Ich kann mir zwar denken, daß du lieber von was anderem sprichst — aber nur raus mit der Sprache!“

„Laß mich damit in Ruhe“, brummte Karl unmutig.
„Und laß mich jetzt gehen. Ich will hier hinunter.“

„Auf einmal? Hast mir doch vorhin gesagt, du hättest nichts vor? Na — ich versteh' schon. Reden wir nicht mehr drüber. Weißt du was? Wir gehen rasch zusammen zum Bankhaus. Du wartest. Es dauert nur ein paar Minuten. Dann gehen wir zusammen essen. Es ist ohnehin gleich Mittag. Selbstverständlich lade ich dich ein.“

Einladen? Hm — nicht übel! Karl kam die Tatsache wieder in den Sinn, daß sich sein Barvermögen auf ganze sechs Pfennige belief. Er kämpfte eine Anwendung von Schamgefühl nieder. Schließlich waren sie beide Jugendgefährten, kannten einander länger als dreißig Jahre!

„Gut, Emil. Dankend angenommen!“

„Schön. Das ist ein Wort! Komm rasch, um zwölf werden die Schalter in der Bank geschlossen.“

Sie gingen schnellen Schrittes zum Markt. Wie besprochen, wartete Karl vor dem Eingang, und wirklich kam Emil Schopper nach wenigen Minuten, den Pelz zuknöpfend, wieder heraus.

„So, und nun zu Tisch! Ich habe schon einen Mordshunger. Aber nur auf etwas Gutes, versteht sich!“

Er führte Karl in eine Gastwirtschaft in der nahen Burgstraße.

„Du, Emil —“

„Ja, was denn?“

„Sag' mal — hier kann ich doch nicht mit hereingehen. Ich bin nicht danach angezogen.“

„Quatsch“, antwortete Schopper unbekümmert. „Ich will dir was sagen: Wer mit mir da hereinkommt, der ist ein gern gesehener Gast! Verstehst du?“

Karl verstand zwar nicht. Aber Schopper ließ ihm

keine Zeit zu weiteren Bedenken. Er ergriff Karl ohne viel Federlesens am Arm und zog ihn in die Gaststätte hinein.

„Ah, der Herr Schopper! Zu dienen, Herr Schopper!“ begrüßte der Kellner den anscheinend sehr geschätzten Gast, der Wirt kam herzu — auch er dienernd und händereibend.

Man bemühte sich, Herrn Schopper beim Ablegen des Pelzes behilflich zu sein, half auch Karl aus seinem dürftigen Mäntelchen.

„Herr Schopper sind heute der Erste“, kauderwelschte der Wirt. „Herr Meinhardt kam vorhin mal hereingeguckt. Er käme etwas später, hat Herr Meinhardt gesagt.“

„Um so besser, Karl! Setzen wir uns gemütlich dort in die Ecke, nicht an den Stammtisch. Wenn die anderen kommen, haben wir gegessen — und dann können wir uns zu ihnen setzen.“

Der Kellner brachte die Speisekarte.

„So, Karl — nun bestelle dir! Aber nicht nach dem Preis sehen! Was es kostet, ist egal. Und Sie, Frik“, rief er dem Kellner zu, „Sie bringen eine 69er Macon. Sie wissen schon, meine Spezialmarke!“

Der schwere rote Wein vor dem Essen tat bei Karl rasch seine Wirkung. Er legte alle Scheu ab, bestellte — und Emil Schopper regte ihn noch dabei an. Man speiste mit größtem Appetit und vergaß auch das Trinken nicht. Schopper reichte Karl nach dem Essen die wohlgefüllte Zigarettentasche hin.

„Echte Brasil! Was ganz Feines!“ bemerkte er schmunzelnd.

„Ja, sag' mal, Emil — du nimmst mir die Frage nicht übel — dir scheint's ja glänzend zu gehen.“

„Scheint's, ist gut gesagt. Na, mein lieber, es scheint nicht bloß so. Es geht mir wirklich gut.“

„Hast wohl ein Geschäft hier in Leipzig?“ mutmaßte Karl Man.

„Geschäft? Hm — das nicht gerade. Aber ich bin stiller Teilhaber.“

Stiller Teilhaber? Karl mußte nicht so recht, was er sich darunter denken sollte. Aber er wollte auch nicht weiter fragen.

Zwei Herren traten ein — wie Schopper gut gekleidet. Sie winkten ihm zu und er rief:

„Ich komme nachher gleich hinüber zu euch! Ich habe nur mit diesem Herrn noch Einiges zu verhandeln!“

Zu verhandeln? Wie gewählt das klang. Jetzt erst bemerkte Karl die vielen goldenen Ringe mit großen, bunten Steinen an Schoppers Händen — und die schwere goldene Uhrkette über dem rundlichen Bäuchlein.

Schopper hielt ihm sein Glas hin.

„Na Prost, alter Junge! Wirklich fein, daß wir uns getroffen haben.“

Es war Karl, als läge irgend etwas in Schoppers Wesen, was zur Vorsicht mahnte. Aber der ungewohnte Wein — die anheimelnde Wärme des Lokals — das vortreffliche Mahl — und dazu noch eins: Schopper mußte von seinem Vorleben und ließ es ihn in keiner Weise fühlen.

„Zum Wohl, Emil! Laß dich aber durch mich nicht abhalten!“

„Abhalten? Ach, du meinst, die Herren drüben am Stammtisch? Oh, die haben Sitzfleisch. Zu denen kommen wir noch immer zurecht. Erzähl' mir erst mal, was du hier in Leipzig treibst. Wahrhaftig, wir haben noch nicht einmal Zeit gehabt, uns darüber auszusprechen.“

Karl berichtete, daß er — vor drei Wochen noch in Nordafrika in Tunis — erst seit gestern in Leipzig sei. Daß er Besuche bei ein paar Redaktionen und Verlagen vorhatte und nun nach Ernstthal zurückkehren wolle.

„Also bist du Schriftsteller?“

„Allerdings. Reiseschriftsteller.“

„So, so. Aber, du — ganz ehrlich: Viel einzubringen scheint dir deine Schreiberei nicht.“

„Ja, siehst du, Emil“, versuchte Karl mit rotem Kopf zu erklären. „Eine Reise über Italien nach Afrika und zurück kostet allerhand Geld. Nicht? Und was ich vorher beiseite gelegt und was ich inzwischen verdient habe, ist für die Reise draufgegangen.“

„Schon gut, Karl! Geld haben ist schön, sehr schön, aber kein Geld haben ist keine Schande. Sag mal, wo logierst du denn?“

„Vorläufig noch gar nicht. Letzte Nacht bin ich im ‚Grünen Baum‘ gewesen. Wahrscheinlich werde ich wieder dort wohnen.“

„Ein Vorschlag: Du bleibst über Nacht bei mir. Meine Wirtin wird dich schon unterbringen. Und wenn nicht, schläfst du in meinem Wohnzimmer auf dem Kanapee. Den Nachmittag und den Abend bleiben wir natürlich zusammen — und morgen, in aller Ruhe, werden wir uns weiter sprechen.“

„Weiter sprechen? Worüber?“

Schopper lachte selbstgefällig.

„Wirst es schon noch erfahren. Du bist mir nicht zufällig in die Hände gelaufen, alter Junge. Ich habe mit dir allerlei vor!“

„Mit mir? Aber da möchte ich wirklich wissen —“

„Glaub' ich gerne, Karl. Morgen! Heut nicht mehr! Frig — noch eine von dieser Sorte, 69er Macon. Und zwei Boonecamps. — Prost, Karl! Weiterhin gute Freundschaft! Was?“

Er goß den bitteren Likör mit einem Wuppdich hinter die Kehle und wischte sich schmunzelnd mit dem Handrücken den Mund.

„Na, tu Bescheid! Das Zeug ist keine Schwefelsäure! So ist's recht! Ich will dir auch andeuten wegen morgen!“

Er sah Karl verschlagen an, strich mit betonter Absichtlichkeit über die dicke goldene Uhrkette, unterzog seine Ringe einer auffälligen Betrachtung und ließ die Steine im Lichtschein blitzen.

„Glückszustand, Karl, daß du mir in die Hände gelaufen bist. Wie wär's, wenn ich gerade jemand brauchte, der mir bei meinen Geschäften hilft?“

„Ich verstehe von Geschäften so gut wie nichts. Und meine schriftstellerischen Pläne —“

„Ach was, Pläne! Geldverdienen groß geschrieben! Was heißt da Pläne! Besser haben als hätten! Und besser viel leicht verdient als wenig durch Plackerei! Wirst dich mit Redakteuren und Verlegern rumärgern und in Vorzimmern sitzen, bis es den hochnoblichten Herren gefällig ist, dich allergnädigst vorzulassen! Na du, darauf kannst du pfeifen.“

Karl wollte Einwendungen erheben. Aber Schopper wehrte ärgerlich ab.

„Hätte ich dir doch lieber nichts gesagt und es, wie ich wollte, auf morgen verschoben“, brummte er. „Verdirbst einem bloß die Laune.“

„Entschuldige, Emil —“

„Na ja, schon gut! Sauf, daß du vernünftig wirst!“

Er goß die Gläser voll. Ungern trank Karl — ohne hin nicht gewohnt, größere Mengen alkoholischer Getränke zu genießen. Schopper versuchte, noch eine Mine zu legen. Er nahm seine Brieftasche auf die Knie und ließ Karl einen Blick hineinwerfen. Ein ganzes Bündel Banknoten . . .

„Na, ich meine, so was kann man sehen lassen!“

Er schlug vor, jetzt zu den Herren am Stammtisch zu gehen. Dort stellte er vor:

„Mein Jugendfreund Karl May, soeben von einer Afrikareise zurück.“

Die Namen der Herren am Stammtisch, die er nannte, konnte sich Karl nicht merken. Es kamen bald noch einige hinzu. Schopper bestellte für alle Kaffee und Käsekäulchen. Ein anderer ließ es sich nicht nehmen, eine Runde Cognak kommen zu lassen.

„Aber keine ‚Hausmarke‘. Von dem guten französischen Dreiftern!“

Geld schien in diesem Kreis keine Rolle zu spielen. Großes Hallo, als ein neuer Ankömmling hereintrat — in Begleitung einer Dame, nach neuester Mode sehr elegant gekleidet.

„Gleich noch zweimal Kaffee und Kuchen.“

„Und noch zwei Cognaks!“

Hinterher wurde helles Bier getrunken — echtes

Pilsner. Und dann und wann ein Bitterer. Karl hatte längst seinen klaren Kopf verloren. Er bemerkte nicht, in welcher gefährlicher Gesellschaft er sich befand. Die Andeutungen der Herren dieser sonderbaren Stammtischrunde verstand er zumeist nicht. Oder legte sie falsch aus. Ein paar Mal lachte man kräftig über ihn — bis die Unterhaltung zu lautem Getöse anschwellte. Nur ganz flüchtig kam Karl ein Verwundern, daß man mit Lissi, der „Braut“ des zuletzt gekommenen, mehr als offenherzige Scherze trieb und daß sie nie um eine Antwort verlegen war. Aber die Geister des Alkohols vermischten dieses Verwundern sogleich wieder.

Man aß zu Abend. Große Platten mit belegten Brötchen, mit Salaten, Butterbrot, Käse und Salzbrezeln wurden aufgetragen, und für jeden Fleischbrühe mit Rindermark — ohne daß jemand bestellt hatte.

„Du — wer bezahlt denn das?“ fragte Karl bänglich.

Schopper wollte sich vor Lachen ausschütten.

„Hauptsache, es ist was da!“ prustete er. „Wenn's gefressen ist, wird sich schon jemand finden, der den ganzen Klumpatsch bezahlt.“

„Die Lissi bezahlt!“ schrie ihr Gegenüber. „Sie ist so froh, daß sie ihren Oskar hat, ganz allein für sich! Wenn keine andere da ist.“

„Oskar bezahlt! Denn der lauft die Äffchen, die die Lissi gefangen hat!“

Karl hatte in einem lichten Augenblick die Empfindung, daß es geratener für ihn wäre, wenn er ginge. Aber er stand zu sehr unter der Einwirkung des Wei-

nes, des Bieres, der Liköre, als daß er diesen Gedanken noch hätte festhalten oder gar ausführen können!

Nach dem Essen ging das Zechen weiter. Bis gegen neun zwei von der Tafelrunde erklärten, gehen zu müssen. Plötzlich brachen alle auf. An solche Gelage wohl gewöhnt, hatte ihnen das Trinken nicht viel ausgemacht. Sie waren etwas angeheitert, aber keineswegs betrunken.

Karls Zustand aber war so, daß es Schopper für geraten hielt, ihn vor dem Gehen erst eine Flasche Selterswasser trinken zu lassen. Das schlug die Trunkenheit nieder — aber immer noch war er stark umnebelt.

Draußen auf der Straße faßte Schopper ihn unter den Arm. Sie gingen an der Thomaskirche vorüber, über den Markt in die Katharinenstraße hinein, bogen dann rechts ab und gelangten durch die Böttchergasse ins Goldhahngäßchen. Es waren zwei schmale Gassen, die nicht eben den besten Ruf genossen.

Aus kleinen Lokalen klang lautes Lachen und schlechte Musik heraus. Zweifelhafte Mädchen standen vor den Haustüren. Schopper schienen sie alle zu kennen. So unklar es im Kopfe Karls zuging, er wunderte sich doch darüber, daß die Mädchen dem Freund Scherzworte und allerhand Anzüglichkeiten zuriefen.

„So — da wären wir“, sagte er und blieb an einer Haustür stehen, zog den Schlüssel heraus und öffnete. Im Flur verbreitete ein Rüböllämpchen einen ungewissen Schein. So unscheinbar das Haus von außen ausah, so sauber und nett war es zu Karls Erstaunen im Innern. Ein dicker Läufer dämpfte die Schritte.

In einem Zimmer im Erdgeschoß mußte eine größere Gesellschaft in lauter Lustigkeit beisammen sitzen. Karl hörte Gläserklirren und Lachen. Eine schrille Mädchenstimme sang ein paar Takte eines Schlagers.

„Komm — ich wohne im zweiten Stock.“

Sie stiegen die knarrende Holzstiege hinauf. Schopper schloß auf, und wieder war Karl überrascht, zwei sehr gut und wohnlich eingerichtete Zimmer vor sich zu sehen.

„Das versteh' ich nicht“, sagte er, „daß du hier in dieser häßlichen Gasse gemietet hast.“

„Es hat seine Vorteile“, gab Schopper gleichmütig zur Antwort. „Ich muß aus geschäftlichen Gründen mitten in der Stadt wohnen. Warte, ich will die Wirtin fragen, wo wir dich unterbringen.“

Karl ließ sich nieder und nahm den schweren Kopf zwischen die Hände. Es gelang ihm nicht, klare Gedanken zu fassen. Er fuhr aus seinem Halbschlummer auf, als Schopper mit der Wirtin eintrat.

„Also hör' zu, Karl, Amely hat gerade ein Zimmer frei — kannst gleich hinüberziehen. Denn mit dir ist heute abend doch nicht mehr viel anzufangen. Morgen frühstücken wir zusammen!“

Wortlos folgte Karl der Wirtin, jetzt völlig benommen. Er hätte am Morgen nicht sagen können, wie er ins Bett gekommen war.

Es war ihm jämmerlich zumute, als er erwachte. Es bedurfte einiger Zeit, ehe es ihm klar wurde, wo er sich befand.

Schopper, richtig. Und dann in dem Lokal in der Burgstraße. Einzelne Eindrücke waren in ihm haften geblieben — so die Mädchen unten auf der Gasse.

Stöhnend erhob er sich. Er tauchte den Kopf ins Waschbecken, ließ sich das kalte Wasser über Hinterkopf und Nacken rinnen, steckte die Arme hinein soweit als möglich. Das belebte, machte den Kopf klarer. Während er sich ankleidete, blickte er sich im Zimmer um. Sonderbar! Nicht luxuriös eingerichtet, aber doch mit einem Anflug von Eleganz. Zu elegant, um bürgerlich ausgestattet genannt werden zu können. Ein Teppich auf dem Fußboden, ein paar Läufer, die Fenster dicht mit Gardinen verhängt. In der Ecke stand auf einem hohen Postament eine schöne große Lampe mit mattierter Glaskugel um den Brenner. Dahinter steckten nach dem Geschmack der Zeit Sträuße künstlicher Gräser und Wedel — sogenannte Markartbuketts. Das Merkwürdige aber waren die Bilder an den Wänden — durchgängig Darstellungen von Frauen in nachlässig herausfordernder Stellung, nur sehr unvollkommen bekleidet. Weiter eine Liebeszene zwischen Schäfer und Schäferin aus dem griechischen Altertum, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ.

Karl schüttelte den Kopf, benezte sich noch einmal Stirn und Schläfen mit Wasser. Er öffnete das Fenster. Ah — die kalte Morgenluft tat gut. Ob er hinuntergehen sollte? Hinunter? Wohin? Er getraute sich nicht, Schoppers Zimmer zu finden. Eine ungewisse Scheu hielt ihn ab, auf gut Glück zu suchen. Leise klinkte er die Tür auf, horchte hinaus auf den Gang. Totenstille im ganzen Haus. Kein Laut, trotzdem es halb zehn vorbei war. Die Wirtin kam ihm in den Sinn. „Amely“ — Welch anspruchsvoller Name! Eine große, stattliche Frau, eine pompöse Erscheinung, fein-

stens frisiert, mit einer etwas unauffälligen Eleganz gekleidet, stark parfümiert. Es war ihm noch erinnerlich, daß sie und Schopper zueinander „du“ sagten und sich mit den Vornamen anredeten.

Karl hörte Schritte. Es klopfte.

„Hallo! Bist du schon wach?“

Er ließ Schopper eintreten.

„Mensch, wie siehst du aus! Blaß und lappig wie ein altes Handtuch! Ei wei! Gar nichts Gutes gewöhnt? Na, dann komm zum Frühstück.“

Sie gingen ein Stockwerk tiefer in Schoppers Wohnzimmer. Der Kaffeetisch war schon gedeckt.

„Wart mal“, sagte er und verließ das Zimmer, kam aber im Augenblick gleich wieder. Gleich darauf klopfte es.

Eine jüngere Frauensperson, etwas salopp gekleidet, im Gesicht blaß und aufgeschwemmt, trat ein, zwei Flaschen Bier und Gläser in der Hand.

„Fein, Mimi! Gib ihm. Eine Flasche Helles ist in solchen Fällen das Beste. Auch wenn's nicht schmecken will.“

Das Mädchen schenkte Karl und ihm ein und blieb am Tisch stehen. Ungeniert faßte Schopper sie oberhalb der Knie und zog sie zu sich heran.

„Mimi besorgt mir die Wirtschaft und ist auch sonst nett zu mir“, erklärte er lachend. „Nicht, Mimi, wir zwei vertragen uns glänzend.“

„Ei freilich! Wir haben ein und denselben Geschmack!“

Mit Widerwillen trank Karl das Bier. Wirklich — so wenig es schmeckte, minderte es doch die unangenehmen Begleiterscheinungen des gestrigen vielen Trin-

kens. Er war froh, als Mimi erklärte, wieder gehen zu müssen. „Die Frau“ — offenbar Amely — würde sogleich aufstehen.

„Es gibt zwei Mädels im Hause, die viel hübscher sind als Mimi. Aber auf Hübschsein allein kommt's nicht an. Wirst sie noch kennenlernen, die Titi und die Lo.“

„Ich habe kein besonderes Verlangen“, gab Karl offenherzig zur Antwort. Schopper tat, als wenn er's überhört hätte. Er schenkte Kaffee ein und nötigte Karl zum Zulangen. Der Frühstückstisch war gut bestellt, das mußte man schon sagen. Jeder hatte ein gekochtes Ei im Becher. Ein Korb mit Semmeln und Weißbrot, ein Nußschinken, ein paar Würste, und natürlich Butter und ein Schälchen mit Apfelmarmelade standen dabei.

„Was nützt das schlechte Leben! Verhungern ist kein schöner Tod. Dann schon lieber überfressen!“ rief Schopper mit betonter Lustigkeit und schob Karl die Herrlichkeiten zu.

Während des Frühstücks redete er ununterbrochen, von allem Möglichen. Nur nicht von dem, was Karl am meisten interessiert hätte — von seinem Beruf. Auf welche Weise er das Geld erwarb, das er offensichtlich in erheblichen Mengen besaß.

Die klare Überlegung kehrte Karl zurück. Wenn ihm die Sache auch vorläufig noch recht undurchsichtig war — soviel hatte er bereits erkannt, daß hier manches nicht mit ehrlichen Dingen zging.

„Na, dann schieß mal los“, sagte er endlich, um Schopper zum Kern der Sache zu bringen. „Du wolltest mir Vorschläge machen.“

„Hast du dir's überlegt? Das ist klug von dir, Karl.“

Denn — nimm es mir nicht übel — mit deiner Schriftstellerei wird's doch nichts!"

"Ich bin zwar anderer Ansicht, aber das ist ja Nebensache. Rede nur erst mal."

"Nun weißt du, das ist sehr schnell gesagt. Eigentlich sollst du weiter gar nichts, als bei mir bleiben."

"Ja und?"

"Gar nichts. Das ist alles."

"Du sprachst davon, ich sollte dir bei deinen Geschäften helfen. Was hätte ich denn dann zu tun?"

"Um — zu tun? Nun, wie soll ich dir das erklären."

Je länger er sprach, desto klarer wurde es Karl: Schopper wollte ihn für irgendwelche unlauteren oder gar verbrecherischen Machenschaften einspannen! Sollte er warten, bis Schopper ihm alles erklärt hatte? Nein — keinen Augenblick länger hier bleiben! So wenig Karl sich fürchtete — aber es tat auf keinen Fall gut, sich unnötig der Versuchung auszusetzen!

"Hör' zu, Emil", unterbrach er dessen Rede von viel verdienen — Geld liegt auf der Straße — wie man sein Geld verdient ist gleich, Hauptsache, es schiefelt' — "Ich mag davon nichts hören."

Schopper sah ihn erstaunt an.

"Ja was denn? Ich fange ja doch gerade erst an!"

"Brauchst nicht weiterzureden. Ich tue nicht mit. Auf keinen Fall. Ich habe meine Ziele und meine Pläne, von denen lasse ich mich durch nichts abbringen!"

"Solcher Unsinn! Wirfst dich abrackern — und am Ende nichts davon haben. Bei mir — sieh her — sieh's so aus!"

Er trat an den Schreibtisch, schloß ein Fach auf und

nahm eine Geldkassette aus grünem Drahtgeflecht heraus — der obere Einsatz mit Gold- und Silberstücken angefüllt, darunter eine ansehnliche Lage von Scheinen.

„Das kannst du auch haben. Brauchst bloß zu wollen!“

„Aber nicht auf ehrliche Weise.“

„Siehst du das dem Geld an? Ich kann dir sagen, der Gastwirt und der Kaufmann im Laden und die Mädchen und alle nehmen das Geld unbesehen, wie sie es eben verdienen.“

„Verdient sagst du? Verdient ist nur ehrlich erworbenes Geld!“

„Was du immer mit deinem albernen ‚ehrlich‘ hast! Zwanzig Mark sind zwanzig Mark und hundert — hundert. Und dreimal Hundert Dreihundert. Willst wohl gar eine neue Rechnungsart erfinden? Laß das, mein lieber Karl! Das Zuzählen und das Abziehen und Malnehmen und Teilen genügt vollkommen. In bezug auf Geld gibt es nur eins: Hauptsache, daß man hat. Alles andere? . . .“

Mit einem gemeinen Wort schloß Schopper seine Rede. Mit zusammengekniffenen Lippen hatte Karl zugehört. Als der Verführer geendet, hielt es ihn nicht länger. Er sprang auf.

„Wenn du nur die Absicht hattest, mich zu neuen Schandtaten zu verleiten, dann bereue ich, daß ich deine Gastfreundschaft angenommen habe. Behalt es für dich, auf welche Weise du dein Geld erwirbst. Nicht einen Pfennig möchte ich davon haben!“

„Sieh mal einer an! Was vier Jahre Zuchthaus und ein paar Jährchen Gefängnis doch ausrichten kön-

nen! Wie schnell es da doch einer lernt, das zu Kreuze-kriechen!"

"Nein, Schopper! Da bist du sehr im Irrtum! Von zu Kreuze kriechen kann keine Rede sein. Wohl aber haben mir diese Zeiten Gelegenheit gegeben, mich auf mich selber zu besinnen, und ich wüßte nicht, warum ich damit hinterm Berge halten sollte: Ich bin fest entschlossen, mein Leben seit der Entlassung anders, aber auch ganz anders zu gestalten als früher."

"Na, denn alles Gute!" höhnte Schopper. "Wenn ich das gewußt hätte, dann wäre es nicht nötig gewesen, mich um dich zu bemühen!"

"Ich bin im Augenblick nicht in der Lage, dir zurückzuerstatten, was du für mich ausgelegt hast. Aber verlaß dich darauf: Sobald ich zu Hause bin, schicke ich dir den Betrag zu."

"Das kannst du bleiben lassen! Die paar Kröten!"

Er begann, in der Westentasche zu angeln, warf zwei Taler auf den Tisch und rief:

"Da — hast doch kein Geld zur Heimfahrt."

Karl streifte ihn mit einem verächtlichen Blick.

"Ich danke dafür. Danke auch für deine Freundschaft! Wenn du mir gleich gesagt hättest, wie und was, dann hätte ich dir gestern schon den gleichen Bescheid gegeben!"

"Wer nicht will, der hat schon! Auch gut", bemerkte Schopper mit lautem Gähnen und steckte das Geld wieder ein.

Karl zog rasch seinen Mantel an, nahm den Hut und eilte davon, so schnell er nur konnte.

Nur fort aus diesem Hause, aus dieser Umgebung! Und wenn Schopper ihm Tausender garantiert hätte

— nein, um alles in der Welt nicht würde er von seinen Vorsätzen abweichen.

Karl sah das ernste Gesicht des Direktors von Waldheim vor sich, sah Katechet Rochtas Blick auf sich gerichtet — —

„Niemals!“ rief er und schüttelte ab, was ihm wie ekles Gewürm hatte ankriechen wollen. Er lief und lief — und erst, als er auf dem Augustusplatz stand, hielt er an. Außer Atem, mit klopfendem Herzen, aber mit einem befreiten Gefühl in der Brust.

Fuhrwerke und Fußgänger kreuzten den weiten Platz. Absichtslos folgte sein Blick dem Strom des Verkehrs. Zum Grimmaischen Steinweg fluteten Wagen und Menschen. Und ganz wie von selbst begannen seine Füße den gleichen Weg einzuschlagen. Es war ein strahlend schöner Tag — beinahe wie Vorfrühling, trotzdem erst Februar im Kalender stand und es vorgestern bei weniger Kälte noch reichlich geschneit hatte.

Ein strahlend schöner Tag — rechtes Wandermetter.

Karl lief und lief — und befand sich auf der Straße zur Heimat, ohne sich dessen so recht bewußt zu werden. An der Johanniskirche bog er in die Hospitalstraße ein. Die Lücken zwischen den Häusern wurden größer und größer — und ehe er es sich versah, breitete sich beiderseits von der Straße freies Feld. Neureudnitz lag hinter ihm. Vor ihm die wenigen Häuser von Thonberg, links drüben von Stötteritz, rechts die leichte Anhöhe des Monarchenhügels, wo sich heute das riesige Mahnmal an die große Völkerschlacht erhebt.

In Probstheida kein Besinnen. Als könnte es gar nicht anders sein, ging Karl bei der großen Straßen-

gabelung rechts. Denn links wäre er ja nach Grimma gekommen.

Erst jetzt, eine gute Wegstunde von Leipzig entfernt, begannen sich Bedenken in Karls Brust zu regen. Also — wie lagen die Dinge? Einmal ganz klar überlegen!

Er befand sich auf der Straße nach Borna, würde über Frohburg und Waldenburg nach dem heimischen Ernstthal gelangen, der Weg, den er zu nehmen hatte, war ihm ganz klar. Wenn er kräftig ausschritt, konnte er bei Einbruch der Nacht in Frohburg, am folgenden Abend daheim sein. Glatte Landstraße — er war in den letzten Monaten in Frankreich und Nordafrika ganz andere Strecken unter ganz anderen Bedingungen marschiert! Auch das schreckte ihn nicht, daß er so gut wie keinen Pfennig besaß. Vorläufig war er dank des reichlichen Frühstücks bei Schopper gut gesättigt. Für ein Stück Brot würde es langen —

Sein Taler und die sechs Neugroschen fielen ihm ein, die er vorgestern der alten Frau gegeben hatte. Die Erinnerung daran stimmte ihn freudig. Hätte er die Übernachtung, Mittagessen, Frühstück usw. bezahlen müssen, wäre er jetzt eben auch nicht reicher! Und herrlich ist doch das Bewußtsein einer kleinen, guten Tat! Das Bewußtsein, einem Mitmenschen in seiner großen Not geholfen zu haben!

Rüstig schritt er aus — und er hatte Glück: Kurz hinter Wachau überholte ihn ein Bauer mit seinem Wagen. Ob er ein Stück mitfahren wolle, rief der Alte ihm zu. Und ob! Wie rasch war er in Espenhain!

Und auch der Bauer kam auf seine Rechnung. Wie staunte der gute Alte, der kaum je in seinem arbeits-

reichen Leben nach Leipzig oder nach Altenburg gekommen war, als Karl zu erzählen begann — vom Mittelländischen Meer mit seinen Schiffen, seinen regsamem Hafenstädten, von Tripolis und Tunis, gar von der Wüste, von Palmen und Kamelen und braunen Arabern in blendend weißen Gewändern, von den wilden Kabylen, denen ein Menschenleben so gut wie gar nichts gilt —

Mund und Nase sperrte der Alte auf und gab keine Ruhe, bis Karl zusagte, über Mittag bei ihm zu bleiben und noch einiges zu erzählen. Warum nicht? Welschkraut und Kartoffeln mit Hammelfleisch gab es, und als Karl sich endlich verabschiedete, schob die Bäuerin ihm ein Paket Stullen und ein gutes Stück Speck in die Manteltasche.

„Wahrhaftig“, sagte sie anerkennend, „Ihr habt so schön erzählt, wie es manchmal im Kalender zu lesen steht.“

Karl freute sich über dieses Wort. Freute sich auch über die herzlichen Wünsche, die die redlichen Bauersleute ihm mit auf den Weg gaben.

Ja, so wollte er es auffassen, dachte er im Marschieren. Wenn ihm auf seinem weiteren Wege noch andere unerwartete Förderung zuteil würde, wollte er's als günstige Vorbedeutung für sein Leben nehmen! Seltsame Erwartung erfüllte ihn. Von Dorf zu Dorf, von Stunde zu Stunde hoffte er auf das Wunderbare, das da kommen sollte.

Schon lag Borna, das freundliche Städtchen, hinter ihm. Es dunkelte stark. Die Füße wurden ihm schwer. Müdigkeit überkam ihn. Müdigkeit und — Zweifel. Wo zur Nacht bleiben? Um im Freien zu schlafen, war

es viel zu kalt. Für den Gasthof hatte er das Geld nicht. In Borna hätte er in die Herberge gehen können. Es wäre nicht das erste Mal gewesen. Aber dort verlangte man Papiere — und wenn der Ortspolizist auf dem Posten war und sich zufällig erinnerte, daß ein p. Karl Man, gewesener Lehrer aus Ernstthal — unter Polizeiaufsicht stand, konnte es verdrießliche Weiterungen geben. Also besser, auf diese Möglichkeit, für die Nacht ein Dach überm Kopf zu haben, verzichten!

Auf einem Meilenstein saß er nieder, dort, wo die Landstraße vor dem Städtchen Frohburg in den Wald eintritt. Er aß ein Stück Brot und etwas Speck. Blickte hinauf zum Himmel. Zwischen den kahlen Baumwipfeln funkelten die Sterne.

Wie oft hatte er schon so gegessen, mutterseelenallein in der Nacht. Und so wie heute zum nächtlichen Himmel geschaut — bitteres Weh im Herzen. Das erfreuliche Erlebnis, das ihm günstiges Omen sein sollte, war ausgeblieben. Schwer seufzend ließ er den Kopf auf die Brust sinken. Die müden Augen fielen ihm zu.

Da trat unhörbar leise eine Frau zu ihm heran. Keine wunderherrliche, lichte Jungmädchengestalt, nein, eine alte, runzelige Frau mit vergrämtem Gesicht — aber tränenlosen Augen.

„Mußt nicht traurig sein, lieber, armer Mensch“, sagte sie in mütterlich liebem Ton zu ihm. „Hast mir Gutes getan, hast böser Versuchung widerstanden — und willst traurig sein? Nein, du lieber, armer Mensch, das sollst du nicht. Dazu hast du keinen Grund! Erwarten dich zu Hause nicht Eltern, die gut zu dir sind, voll von Verstehen und von Verzeihen?“

Der Schläfer schrak zusammen, fuhr aus seinen Träumen auf, und verslogten war seine Mutlosigkeit. Ob es nicht besser war, die Nacht durchzuhalten und weiterzumarschieren? Einstens für „militäruntüchtig“ erklärt, hatte er in einem harten Leben gelernt, Strapazen zu ertragen. Er hätte „fechten“ können. Möglich, sogar wahrscheinlich, daß er die paar Groschen hätte zusammenbetteln können, die ein bescheidenes Nachtlager in einem Dorfgasthof kosten würde. Aber er hatte den Gedanken, kaum daß er ihm gekommen war, sofort wieder verworfen. Nein, nein — lieber marschieren, marschieren!

Wie endlos lange es doch dauerte, ehe er von seinem Sitz am Waldrand bis ins Städtchen gelangte. Dabei verstrich kaum eine Viertelstunde Zeit! Von neuem wollte ihn die Müdigkeit überwältigen! Nur mit größter Mühe schritt er weiter, mit schleppenden Füßen, hängenden Schultern. Da — das erste Haus!

Von einem unwiderstehlichen Zwang getrieben, verließ Karl die Straße, schritt hinter dem Haus am Zaun entlang — ohne klar zu empfinden, warum und weshalb. An der Rückwand eines Schuppens hielt er unwillkürlich an. War es nicht, als wehte der süße Duft von Heu zwischen den dunklen Brettern heraus? Seine Hände begannen zu tasten, fanden Rippen — hier so schmal, daß seine Finger sich nicht dazwischenzwängen konnten. Aber da — mühelos vermochte er das Brett zu umfassen. Mechanisch begann er an dem Holz zu zerren und versuchte es nach unten loszubrechen.

Erschreckt hielt er inne: Mit lautem Krachen war das Brett abgesplittert. Karl lauschte in die Stille der

Nacht. Nichts regte sich. Und schon umfaßten seine Hände ein zweites Brett. Es gab nach, ließ sich herauswuchten, ohne daß es wieder Geräusch gab. Er maß mit den Händen — das Loch würde genügen, daß er sich durchzwängen konnte.

Merkwürdig, daß er sich Gedanken darüber machte! Hatte er nicht in Afrika und bei seinem Aufenthalt in Amerika ganz andere, viel gewagtere Sachen gemacht, um ein Dach über den Kopf zu bekommen? Schon — aber das war unter anderen Verhältnissen gewesen. Im Heimatland, in zivilisierter Umgebung, sah sich selbst solch harmloser Akt der Selbsthilfe anders an. Außerdem — all das andere war ja vorher gewesen. Vorher, ehe er die Stimmen der Unterwelt in seiner Brust gebändigt, ehe er niedergerungen hatte, was sich seinem höheren Streben entgegenstellte.

Als wollte die Natur seine übertriebene Bedenklichkeit vertreiben, erhob sich mit einem Male ein kräftiger Luftzug, fühlbar kalt. Noch ein paar Augenblicke stand Karl unschlüssig — dann steckte er den Kopf in das Loch und schob den Oberkörper nach. Das linke Knie angezogen, gegen die Bretterwand gestemmt — ein Schwung, und er war drin. Das Heu ließ sich unschwer so weit zusammendrücken, daß eine Höhlung entstand, geräumig genug, um darin zu schlafen. Karl verzichtete darauf, es sich weiter gemütlich zu machen — er fühlte sich unglücklich, degradiert, und es war gut, daß er sofort in Schlaf sank, müde von dem weiten Marsch, halb betäubt von dem süßen Heuduft.

Noch ehe es hell wurde, erwachte er am Morgen. Er hatte tief und traumlos geschlafen. Aber der Kopf war ihm schwer, die Glieder schmerzten. Von quälend-

der Unruhe erfaßt, litt es ihn nicht länger im Heu. Er tastete nach dem Loch und kroch hinaus. Das Wetter war umgeschlagen. Es war wärmer geworden. Aber dafür lag feuchter Nebel über der Landschaft.

Karl begann zu frösteln. Und doch zog er den Mantel aus und las, so gut es in dem Dämmerlicht gehen wollte, die Heuhalme davon ab. Schüttelte den Mantel aus, klopfte die Hosen ab.

Irgendwo — ziemlich entfernt — schlug ein Hund an. Karl fuhr zusammen — und empfand tiefe Beschämung deswegen.

„Wie ein Landstreicher“, ging es ihm durch den Kopf, als er sich hastig, mit hungrigem Magen, auf den Weg machte.

Sein Herz begann stürmisch zu klopfen. Die Knie zitterten ihm. So menschenleer das Städtchen in dieser frühen Morgenstunde war — dort, aus der Seitenstraße kam der Ortspolizist mit Käppi und Säbel! Wer weiß, weshalb ausgerechnet er so zeitig unterwegs war.

Karl zwang sich, langsam zu gehen, obwohl seine erste Empfindung gewesen war, so schnell wie möglich davonzurennen. Aber das hätte den Polizisten ja erst aufmerksam gemacht.

So ging Karl unter Aufbietung aller Selbstbeherrschung mit gleichmäßigem Schritt voran. Er begann in seiner Beklemmung ein Liedel zu pfeifen, um sich den Anschein eines harmlosen Bürgers zu geben. Aufatmend sah er, wie der Polizist weiterging, ohne ihn zu beachten. Karl fühlte sich befreit, als die letzten Häuser des kleinen Städtchens hinter ihm lagen. Aber seine

Stimmung war trübe wie der graue, unfreundliche Tag.

Wie anders war die Heimkehr, als er sie sich gedacht hatte. Kam er nicht elender wieder, als er vor dreiviertel Jahren fortgegangen war? Damals auf der Flucht vor dem heimatlichen Ortswachtmeister? Als er auf und davon war, hatte er wenigstens noch Geld in der Tasche gehabt. Aber heute kam er völlig mittellos nach Hause.

Wie dem Vater, der Mutter unter die Augen treten? Das einzige, was er mitbrachte, waren Eindrücke von fremden Ländern und fremden Völkern. Aber das war auch alles. Vor allem eins fehlte ihm: Mut, Selbstvertrauen zur Arbeit!

In solchem Zustand schreiben? Niedergebrochen, mit Minderwertigkeitsgefühlen belastet bis zum Erliegen — da konnte ja nichts Rechtes werden! Welche Zukunft! —

Erst jenseits der großen Straße von Altenburg nach Rochlitz wagte Karl, sich im Walde Ruhe zu gönnen. Seinen Durst stillte er an einem Bach — und dann begann er zu laufen, zu laufen. Angetrieben von einem wehen Gefühl, dann wenigstens daheim zu sein. Daheim. Nicht mehr so unendlich einsam und verlassen. Wie im Traume lief er, lief. Halb von Kummer, halb von brennender Sehnsucht getrieben.

Rohren blieb hinter ihm, Jahnshain. In Langenleuba erreichte er die Leipzig-Chemnitzer Landstraße wieder, bog vor Penig mit der Sicherheit des Nachtwandlers bei dem großen Straßenkreuz nach rechts ab. Sechzehn Kilometer lagen seit seinem Nachtlager hinter ihm. Auf einem Meilenstein sitzend, aß er von sei-

nem Brot, seinem Speck — und hastete weiter. Den Blick gesenkt, sah er die Dörfer nicht, an denen er vorüber kam, sah das Muldental nicht, dem er sich allmählich näherte. Die gelbe Sandwüste Nordafrikas lag vor ihm. Bei halb geschlossenen Augen fühlte er das Brennen, das von ihr in der Blut der tropischen Sonne ausgeht —

Kaum ein Fuhrwerk, dem er begegnete, kaum ein paar Fußgänger. In dieser Jahreszeit, wo es weder Saat noch Ernte gibt, geht der Bauer nicht aus dem Haus, wenn er nicht muß.

Am Waldrand am Pfaffenberg stand Karl May, als wiederum die Dämmerung herabsank. Stand und vermochte kaum die Tränen zurückzuhalten. Unten in der breiten Talmulde lagen Hohenstein und Ernstthal, die Schwesterstädte, dort war seine Heimat.

Und wieder kommt er als der verlorene Sohn heim. Ohne einen Groschen in der Tasche. Umkehren? Wieder in die Welt hinaus? Wohin? Er fühlt nur zu gut, daß das ein Abgleiten ins Uferlose wäre.

Wie kleinmütig er ist! Er erinnert sich plötzlich der literarischen Vorsätze, die er drüben in Algerien, in Tunefien gefaßt hat. Seine ‚Geographischen Predigten‘ will er fortsetzen — und mit aller Klarheit stehen diese seine Pläne wieder vor ihm.

Jetzt gibt es kein Halten mehr. Er schreitet aus, die Landstraße hinab. Und zwanzig Minuten später — steht er vor dem elterlichen Haus. Ein wahrer Hunger nach Arbeit ist in ihm erwacht. Am liebsten würde er trotz seiner Müdigkeit noch heute abend anfangen zu schreiben. Ganz klar liegt vor ihm, was er bisher glaubte, erst formen zu müssen. Der vollständige Plan

für diese groß angelegte Arbeit ist ihm mit einem Male bis in die Einzelheiten gegenwärtig.

In den verhangenen Fenstern der Wohnstube im Erdgeschoß ist Licht. Er hört Stimmen, als er den Hausflur betritt. Das war nicht der Vater. Niemand, den er kannte. Sonst hätte der Gedanke, daß Fremde Zeugen seiner Heimkehr sein könnten, ihn wohl zurückgeschreckt. Jetzt, im Frohgefühl urkräftiger Schaffensfreude, konnte ihn nichts abhalten. Müdigkeit und alle Schwäche fiel von ihm ab. Hell klang sein Klopfen an der Tür. Energisch öffnete er, trat aufrecht und elastisch ein.

Die Mutter! Der Vater!

Nur für sie hatte er Augen. Die beiden Herren sah er wohl, die mit ihnen am Tische saßen, aber der lang entbehrte Anblick der Eltern erfüllte ihn so, daß alles andere für ihn ganz in den Hintergrund trat.

„Ist es die Möglichkeit — der Karl“, rief der Vater und sprang auf. Frau Christiane saß regungslos vor Überraschung, ließ die Hände in den Schoß sinken. Aber ein Leuchten ging über ihr faltenreiches, vergrämtes Gesicht. Die Augen, von anstrengender Heimarbeit und von durchwachten Nächten eingesunken, strahlten. Ihre Lippen bewegten sich.

„Von der Reise zurück! Da bin ich wieder!“

Der Vater kam ihm entgegen, reichte ihm beide Hände, rief wieder, um seine freudige Rührung zu verbergen: „Ist es die Möglichkeit!“

„Junge, mein Junge!“ flüsterte die Mutter, als Karl zu ihr trat. Sie schüttelte den Kopf, als könnte sie es noch nicht begreifen, woher ihr Karl mit einem Male kam.

„Das letzte Mal hast du aus Genua geschrieben“, sagte sie endlich außer Atem. „Aus Genua“ — sie wiederholte den fremden Namen noch einmal. Mit einer gewissen achtungsvollen Scheu. Denn Genua war doch weit, unendlich weit von hier. Und es hatte ihr riesig imponiert, was Karl geschrieben hatte von der wundervollen Lage der Stadt, die an Berghängen aufstieg. Von dem weiten Hasen mit seinen zahllosen, riesigen Schiffen aus aller Herren Länder.

„Ich wollte euch überraschen. Deshalb habe ich euch nicht noch einmal geschrieben. Außerdem war ich noch nicht ganz entschlossen, ob ich heimkehren sollte. Ich hatte ursprünglich noch einen Abstecher nach Spanien im Sinn.“

„Gut, daß du es gelassen hast, Junge“, freute sich Mutter Man. „Wärst doch dann erst in drei oder vier Wochen gekommen!“

„Oder gar in zwei bis drei Monaten erst! Oh, es lockte mich ganz gewaltig, kann ich dir sagen! Granada sehen mit der märchenhaften Alhambra und die Schneeberge der Sierra Nevada, und Madrid, Valencia sehen, einen Stierkampf in Sevilla erleben —“

„Nein, nein, Karl, schon besser, daß du heimgekommen bist!“ warf der Vater ein. „Wärst doch länger als dreiviertel Jahr fort.“

„Sie sind gerade im rechten Augenblick zurückgekommen, Herr Man“, warf der eine der fremden Herren ein und erhob sich.

Richtig — es waren ja auch andere Leute da! In der Freude des Wiedersehens hatte Karl sie ganz vergessen. Er sagte ein paar Worte der Entschuldigung.

„Aber ich bitte Sie, Herr Man!“ wehrte man ab.

„Ist doch ganz selbstverständlich, daß zuerst die Eltern begrüßt werden.“

Auch der andere Mann war aufgestanden und um den Tisch herumgekommen. Beide, wie Karl jetzt erst bemerkte, waren sehr gut gekleidet. Viel zu gut, um in diese einfache Webersleut-Stube zu passen.

„Mein Name ist Münchmeyer, Heinrich Münchmeyer“, stellte sich der eine vor. „Dieses ist mein Bruder Fritz.“

„Das ist allerdings ein erstaunlicher Zufall, daß wir uns hier treffen.“

Dem Namen nach waren die Brüder Münchmeyer Karl wohlbekannt. „Buchdruckerei und Verlag H. G. Münchmeyer“ — wie oft schon hatte er den Firmenkopf auf Briefen gelesen. Der Verlag hatte in seinen Zeitschriften verschiedene seiner Aufsätze abgedruckt — und ganz leidlich und vor allen Dingen rasch honoriert. Arbeiten, in der Einsamkeit der Zelle entstanden und durch Vermittlung des Vaters untergebracht.

Also das war Herr H. G. Münchmeyer persönlich! Mit seinem Bruder. Karl musterte die Herren mit raschen Blicken. Hm — sehr gut gekleidet, stellte er fest. Beinahe so elegant wie — Emil Schopper.

Dieser Vergleich drängte sich Karl mit unangenehmer Stärke auf. Lag nicht auch im Gesichtsausdruck des jüngeren Münchmeyer etwas, was irgendwie an Schopper erinnerte?

Karl schalt sich aus für diese Gedanken. Wie kam er dazu, an Schopper zu denken! Waren die beiden Herren nicht Buchdruckereibesitzer und Verlagsbuchhändler? Beachtete, ehrenwerte Geschäftsleute?

Als wollte er sein Mißtrauen wiedergutmachen, war er von besonderer Artigkeit gegen die Brüder.

„Siehst du, Frik“, sagte Heinrich Münchmeyer sichtlich aufgeräumt, „es war eben doch gut, daß wir den Zug verpaßt haben. Sonst säßen wir jetzt im Coupé, wären schon längst über Freiberg hinaus — und würden uns schändlich ärgern, wenn wir hörten, daß Herr May ausgerechnet heute, ein paar Stunden nach unserem Besuch, eingetroffen sei.“

Die Brüder Münchmeyer hatten nämlich am frühen Nachmittag vorgesprochen. Vater May war weder in der Lage gewesen, ihnen zu sagen, wo Karl sich im Augenblick aufhalte, ob er irgendwie brieflich zu erreichen sei, noch, wann er zurückkehren werde.

Unbefriedigt waren sie bald wieder gegangen, hatten, weil Heinrich Münchmeyers Frau aus der Gegend stammte und sie auch in Hohenstein-Ernstthal bekannt waren, noch ein paar Besuche gemacht — und darüber den Zug versäumt, der sie zurück nach Dresden bringen sollte. Eben als sie auf dem Bahnhof ankamen, fuhr er davon.

Verärgert hatten sich die Brüder in eine Gastwirtschaft gesetzt. Der nächste Zug ging erst nach sieben. Man hatte über geschäftliche Dinge gesprochen, gegessen, ein paar Glas Bier getrunken —

Bis das Gespräch wieder auf Karl May gekommen war. Oder richtiger, auf seine Aufsätze.

„Hättest dem alten May wenigstens sagen sollen, daß er uns schickt, was er etwa von seinem Sohn an Artikeln bekommt“, hatte Frik gesagt — und weil ja die Zeit nicht drängte, waren sie noch einmal

in das ärmliche Weberhaus am Ernstthaler Markt zurückgekehrt.

„Wirklich wie im Theater“, lachte Heinrich Münchmeyer. „Wir warten — und da tritt er zur Tür herein, als wenn das gar nicht anders sein könnte. Darf man fragen, woher Sie kommen?“

„Über Genua, Lyon, Frankfurt und Leipzig — geradewegs aus Tunis!“

„Das nenne ich eine Reise! Donnerwetter! Und das sagen Sie, als wenn unsereiner von Dresden nach Döbeln fährt!“

Man lachte, und Mutter May warf mit Stolz ein, Karl sei ja auch schon früher einmal in Afrika gewesen und auch in Amerika.

„Von Leipzig kommen Sie jetzt?“ fragte Fritz Münchmeyer. „Langt denn um diese Zeit ein Zug in Hohenstein-Ernstthal an?“

Die Frage war Karl unbequem. Aber er überwand seine anfängliche Verlegenheit und antwortete leicht-
hin:

„Ich verspürte das Verlangen, Waldenburg einmal wiederzusehen, wo ich meine Seminaristenzeit verbracht habe und bin dann — wie einstmals so oft — von Waldenburg zu Fuß hierher gegangen.“

„Du wirst Hunger haben —“

„Nein, Mutter, laß nur! Die Herren wollen wieder wegfahren — zum Essen ist nachher Zeit!“

„Ach was — wegfahren! Das hat keine Eile!“ rief Heinrich Münchmeyer jovial.

„Aber dann geht erst halb zwölf wieder ein Zug!“ warnte Vater May.

„Na, Fritz? Wir bleiben doch über Nacht hier!“

Im ‚Schweizerhaus‘ oder in ‚Stadt Glauchau‘. Mag Herr Man erst in Ruhe ein paar Worte mit seinen Eltern sprechen. Wir gehen also inzwischen in die ‚Stadt Glauchau‘. Zum Abendessen sind Sie freundlich eingeladen. Wir trinken eine Flasche Wein mit-sammen und besprechen dabei, was zu besprechen ist. Wie gesagt, Sie brauchen sich nicht zu beeilen. Jetzt, wo wir wissen, daß Sie im Land sind, ist die Sache für uns nicht mehr so dringlich.“

Man kam überein — in einer dreiviertel Stunde sollte Karl Man nachkommen. Auch Vater Man, wenn er Lust hätte.

Die Brüder Münchmeyer gingen.

„Was wollen sie von mir? Es muß doch sehr wichtig sein, daß sie meinetwegen gar über Nacht in Ernstthal bleiben!“

„Sm, Karl“, erwiderte der Vater bedächtig, „sie brauchen einen Redakteur —“

„Und da kommen sie ausgerechnet zu mir? Ich bin kein Redakteur und habe keine Ahnung, was ein Redakteur können muß und was er zu tun hat.“

„Bierhundert Taler Gehalt wollen sie zahlen.“

„Bierhundert Taler? Nun — das wäre nicht eben viel.“

„Vielleicht auch mehr.“

„Wenn schon, Vater. Ich verstehe doch von diesem Fach nichts.“

„Sie sagen, das würdest du in den ersten Tagen erlernen. Sie wollen dir im Anfang beide zur Hand gehen.“

„Aber — was sie herausbringen! Nein, Vater — da kann nichts draus werden! Die Münchmeyers sind

ein Kolportage-Verlag. Niedrigster Stand — nein, nie und nimmer gebe ich mich dazu her!“

„Immerhin, Karl, eine feste Stellung und vierhundert Taler Gehalt. Vielleicht zahlen sie sogar fünfhundert. Das ist doch ein schöner Pfennig Geld!“ gab die Mutter zu bedenken. „Junge — wenn wir Zeit unseres Lebens immer vierhundert Taler gehabt hätten!“

„Mutter, du weißt nicht, was Kolportage ist! Minderwertigste Schreibung, schwülstig und verlogen, voll von Unnatürlichkeiten und Ungereimtheiten. Und was das Schlimmste ist: Voll von Lüsternheiten. Verfängliche Liebeszenen, schwüle Erotik — nein, Mutter, dafür bin ich nicht zu haben. Auch für fünfhundert Taler nicht.“

Sie drängte nicht weiter. Und der Vater gab Karl recht. Sagte zum Schluß:

„Wirst ja hören, was dir die Münchmeyers sagen.“

„Du gehst doch selbstverständlich mit, Vater.“

„Soll ich?“

„Auf jeden Fall. Schon, weil es mir lieb ist, einen Zeugen für unsere Besprechungen zu haben. Und dann weißt du ja, Vater, daß ich auf dein Urteil viel gebe.“

„Na schön. Also gehe ich mit. Was er erlebt hat und wie es ihm gegangen ist, kann er uns in der kurzen Zeit ja doch nicht erzählen, was, Mutter? Dazu ist morgen Gelegenheit. Erst mal sehen, wie das mit den Münchmeyers wird.“

Sie gingen in den Gasthof „Zur Stadt Glauchau“, indeß Frau May das Bett für den so unverhofft gekommenen herrichtete.

„Vierhundert Taler Gehalt — und der Junge will

nicht“, murmelte sie kopfschüttelnd. Was er über die Minderwertigkeit der Kolportage gesagt hatte, war ihr nicht ganz einleuchtend gewesen. Wenn Münchmeyer eben solche Sachen brauchte, und wenn er sie absetzte, da muß es doch eben Menschen geben, die solche Sachen lesen wollten.

„Merkwürdig“, sagte sie und klopfte die Rissen auf.

In „Stadt Glauchau“ wurden Karl und der Vater freudig begrüßt.

„Nun flott, mein Sohn, aufgetragen, wie bestellt!“ rief Heinrich Münchmeyer wohlgelaunt dem Kellner zu. Sein Bruder goß zwei Gläser Wein aus der Flasche, die sie schon fast geleert hatten.

„Na, zum Wohl, meine Herren!“

Man stieß an. Karl wollte von den geschäftlichen Dingen sprechen. Aber Heinrich Münchmeyer winkte ab.

„Nachher, lieber Man! Erst mal richtig pickern! Sie dürfen nicht denken, daß man nicht auch vom Warten Hunger kriegt!“

Er lachte schallend über seine witzige Bemerkung. Trank Karl von neuem zu.

„Herr Ober — noch eine Flasche!“

Karl mußte während dem Essen von seinen Reisen erzählen.

„Fabelhaft! Spricht er nicht von Tripolis wie unser-
einer von Meissen? Und dabei so anschaulich, daß man
alles richtig vor sich sieht. Die Schwarzen und die
Araber und die Schiffe.“

„Sehen Sie, Herr Man, das ist es ja, was uns ja
sehr an Ihnen gefällt“, sekundierte Fritz Münchmeyer
seinem Bruder.

„Ach ja, Herr Man, Sie können glauben: Wir schätzen Sie sehr. Ihnen“, wandte sich Heinrich Münchmeyer an den Vater, „kann man zu solch talentiertem Sohn gratulieren. Passen Sie auf: Er wird noch ein berühmter Mann.“

Der Wein — und die mit viel Überzeugungskraft vorgebrachten Lobsprüche blieben nicht ohne Wirkung. Trotzdem setzte Karl sich energisch zur Wehr, als Heinrich Münchmeyer anfang, von seinen Verlagswerken zu sprechen.

„Geben Sie sich keine Mühe, mich zu überzeugen. Zur Kolportage werden Sie mich nie bringen.“

„Ich weiß aber auch gar nicht, was du willst, Heinrich“, rief Fritz seinem Bruder mißbilligend zu. „Darum handelt es sich doch überhaupt nicht! Redest hier von den Kolportageromanen — und bist da, um mit Herrn Man wegen der Übernahme der Zeitschriftenredaktion zu verhandeln!“

„Richtig! Alter Esel, der ich bin! Ja, man wird eben alt!“

Wieder lachte er schallend auf — ein Mann in den besten Jahren.

„Also um Zeitschriften dreht es sich“, stellte Vater Man fest, um die Unterhandlungen wieder in Fluß zu bringen — und in die richtigen Bahnen zu leiten.

„Allerdings. Um unseren ‚Beobachter an der Elbe‘.“

„Ein Wochenblatt“, ergänzte Fritz.

„Für ein breites Lesepublikum bestimmt. Verstehen Sie, Herr Man? Von allem keine schwere Kost, sondern Sachen und Sächelchen, die jedem leicht eingehen.“

„Also leicht.“

„Nein, Herr May. Ganz und gar nicht. Aber so, wie es verlangt wird. Sagen Sie selber: Was ist mehr wert? Wenn ich eine hochschnobrige literarische Zeitschrift herausbringe mit zwei- oder dreitausend Auflage, gelesen von einer besonders interessierten Clique — oder eine Wochenschrift, die fünfzigtausend, sechzigtausend Bezieher hat in Kreisen, denen das Blatt die einzige Lektüre ist.“

„Wenn die Wochenschrift im richtigen Geist geleitet wird, kann sie allerdings großen Segen bringen — wie im umgekehrten Fall schlimmstes Unheil.“

„Und weil wir Wert darauf legen, daß unser Blatt eine gute, anständige Leitung bekommt, deshalb sind wir ja bei Ihnen, Herr May. Weil wir Vertrauen zu Ihnen haben.“

„Aber Sie kennen mich doch gar nicht!“

„Nicht? Da täuschen Sie sich. Ich habe eine ganze Menge Ihrer Manuskripte gelesen — und auch Briefe von Ihnen.“

„Briefe?“

„Um, ja“, rückte Vater May, etwas verlegen, heraus. „Ich habe Herrn Münchmeyer einmal ein paar Briefe von dir gezeigt. Weißt du, Karl, weil der Herr Münchmeyer so viel Anteil an dir nahm. Und die Briefe, Karl, waren ja so schön —“

Trotzdem war es Karl nicht lieb. Er wußte, daß es sich nur um Briefe aus Waldheim handeln konnte —

„Wirklich, wundervoll, Ihre Briefe! So gedankenreich und von sittlichem Ernst getragen! Nicht, Fritz, ich habe dir damals davon erzählt.“

„Geradezu geschwärmt hat er, der gute Heinrich!“

„Und deswegen, Herr Man, weiß ich, daß Sie der richtige Mann für uns sind!“

„Trotzdem, Herr Münchmeyer. Ich kann mich nicht dafür erwärmen. Ich will es Ihnen ehrlich gestehen: Ich habe anderes vor. Meine Ziele liegen in anderer Richtung.“

„So erklären Sie es mir! Ich bin sicher, daß Ihre Ziele und meine Wünsche sich sehr gut vereinigen ließen.“

„Das glaube ich nicht. Sehen Sie, Herr Münchmeyer: Ich habe eifrige Studien getrieben. Erdkunde, Völkerkunde, Sprachen. Ich bin im Ausland gewesen. In Frankreich, Italien, Afrika, Griechenland, Amerika. Denn ich will Reiseerzählungen schreiben. Märchen — nein besser: Gleichnisse sollen es sein. Verkleidungen für tiefe Wahrheiten. Die Motive werde ich meinem eigenen Leben und dem Leben meiner Umgebung entnehmen. Also wird alles Erzählte Selbsterlebtes oder wenigstens Miterlebtes sein. Aber die Motive haben in der heimatlichen Kleidung nicht die rechte Wirkung. Deshalb muß ich sie in ferne Länder und unter fremde Völker versetzen. In die Prärie oder unter Palmen. Von der Sonne des Orients umstrahlt oder von den Schneestürmen des Wilden Westens umtobt, wird alles, was ich zu erzählen habe, weitaus stärkeres Mitgefühl des Lesers erwecken und einen Eindruck bei ihm hinterlassen, tief, viel tiefer, als wenn ähnliche Vorgänge sich in deutschen Ländern, unter vertrauten Verhältnissen abspielen.“

„Das leuchtet mir ein!“

„Bildlich, symbolisch sollen meine Reiseerzählungen sein“, fuhr Karl begeistert von seinen Ideen fort. „Sie

sollen Wahrheiten enthalten und Wahrheiten aussprechen, in schillernde, erotische Gewänder gekleidet — aber dem Denkenden, dem Besinnlichen ohne weiteres erkennbar.“

Karl fuhr sich durchs Haar. Trank und sprach weiter:

„Was ist der Sinn des Menschenlebens? Was die ewige Aufgabe der Menschheit? Nichts anderes als das Streben, aus der Tiefe zur Höhe aufzusteigen, vom niederen Sinnesmenschen zur Edelmenschlichkeit! Das und nichts anderes ist Menschensehnsucht überall auf der Welt. Und an Beispielen aus zwei fremden Ländern will ich das zeigen. Und immer nur dies eine: Den Sieg des Guten über das Böse. Und die Bestrafung des Bösen schon auf Erden. In zwei Erdhälften sollen diese Beispiele sich wiederholen: In Amerika und im Afrikanisch-Asiatischen.“

„Herrlich! Wunderbar! Herr May — wenn ich nicht schon fest entschlossen gewesen wäre, Sie unter allen Umständen zu verpflichten — jetzt würde ich es tun!“

„Die Leitung Ihrer Zeitschrift würde mich an meinen Plänen hindern. Deshalb kann Ihr Vorschlag nicht in Frage kommen für mich.“

„Hindern? Ich verstehe Sie nicht! Ganz im Gegenteil: Sehen Sie nicht ein, daß Ihnen meine Zeitschrift und mein Verlag beste Gelegenheit bieten könnten, Ihre Absichten zu verwirklichen?“

Eine Möglichkeit, an die Karl nicht im entferntesten gedacht hatte. Er versuchte nachzudenken. Aber Fritz Münchmeyer erkannte, daß es jetzt galt, vorwärts zu treiben, was sein Bruder eingeleitet hatte.

„Wir haben einen großen Stamm von Lesern, von Beziehern. Sie alle sind bereit und empfänglich für das, was Sie zu sagen haben, Herr Man. Verstehen Sie doch: Das ist es ja gerade, was unsere Leute suchen und was sie brauchen! Nicht alltägliche Wirklichkeit, sondern Märchen, die in ihnen unerreichbaren Ländern spielen!“

„Wenn das wäre“, sagte Karl mit tiefem Aufatmen. „Wie aber, wenn mir der ‚Beobachter‘, so wie er ist, nicht gefiele? Wenn ich ihn in seiner Form und in seiner Aufmachung nicht für geeignet hielte, meine Absichten zu verwirklichen?“

„Kleinigkeit!“ lachte Heinrich Münchmeyer. „Daran sollte es wahrhaftig nicht scheitern. Dann gestalten wir den ‚Beobachter‘ um. Ob er so aussieht oder anders — daran liegt uns nicht das Geringste.“

„Wohl aber liegt uns daran, daß Sie und kein anderer die Schriftleitung übernehmen“, sekundierte Frik.

„Und wenn's nicht anders ist, lassen wir den ‚Beobachter‘ eingehen und Sie gründen ein neues Blatt nach Ihrem Geschmack. Also abgemacht? Nicht vierhundert und nicht fünfhundert Taler — sechshundert bieten wir! Reden Sie Ihrem Sohn doch zu, Herr Man! Oder glauben Sie, daß sich Ihnen jemals wieder eine derartig günstige Gelegenheit bieten wird?“

„Hm, Karl, ich meine, der Vorschlag läßt sich hören. Mutter würde es auch recht sein, du griffest zu.“

„Und ob er sich hören läßt, Herr Man. Frik, gib Geld heraus! Wir zahlen Herrn Man junior das Vierteljahrsgehalt im voraus bar auf den Tisch.“

Schon blätterte Frik Münchmeyer Scheine auf

— vierhundertfünfzig Mark in Noten der Sächsischen Bank zu Dresden, gleich hundertfünfzig Talern der alten Währung.

„Schlagen Sie ein! Sie sind ab heute unser Redakteur.“

„Gut — mit vierteljährlicher Kündigung. Damit ich nach drei Monaten gehen kann, falls es doch anders wird, als wir denken.“

„Einverstanden! Denn da brauchen wir keine Sorge zu haben! Sie laufen uns nicht wieder weg! Da werden wir uns schon alle Mühe geben, was, Fritz?“

Noch einmal zögerte Karl. Tiefe Röte flammte über sein Gesicht. So schwer es ihm fiel — es mußte ausgesprochen sein:

„Wissen Sie, daß ich vorbestraft bin?“

„Weiß ich. Weiß ich! Macht aber nichts. Als wenn das was zu sagen hätte!“

„Ich stehe unter Polizeiaufsicht. Noch fünfviertel Jahr.“

„Unter Polizeiaufsicht?“

„Allerdings. Nicht wahr — nun Sie das wissen, legen Sie keinen Wert mehr darauf, mich zu gewinnen.“

„Möchte wissen weshalb! Ob Polizeiaufsicht oder nicht, das gilt uns gleich. Schlagen Sie getrost ein.“

Vater nickte ihm freundlich aufmunternd zu. Karl ergriff die Hand, die Heinrich Münchmeyer ihm entgegenstreckte.

Die Brüder Münchmeyer waren sehr aufgeräumt. Auch Karls Vater war mit dem Ergebnis zufrieden. Heinrich Münchmeyer bestellte eine Flasche Champagner.

„Der Abschluß muß begossen werden“, rief er froh-
gelaunt. Der Pfropfen knallte. Der edle Wein schäumte
in die spizen Kelche. Zum ersten Male in seinem Leben
trank Heinrich Man Champagner.

Karl war sich nicht recht klar darüber, ob er mit
seiner Zusage richtig getan hatte. Er klammerte sich
an sein Kündigungsrecht. Wenn es wirklich nicht an-
ders war, erlangte er nach drei Monaten seine Hand-
lungsfreiheit wieder.

Daß die Sache einen Haken hatte, erfuhr er noch
am selben Abend. Es hatte seinen guten Grund, wenn
die Brüder Münchmeyer über den Ausgang so erfreut
waren: Gründer und bisheriger Redakteur des „Beob-
achters an der Elbe“ war ein Schriftsteller namens
Morgenstern gewesen. Ein sehr geschickter und auch
sehr tatkräftiger Mensch. Aber in geschäftlichen Dingen
— wie Fritz Münchmeyer sich ausdrückte — ein höchst
gefährlicher Bursche.

Man hatte sich mit ihm überworfen. Aus welchem
Grunde, ging aus den Reden der beiden Münchmeyer
nicht so recht klar hervor. Kurz und gut — Morgen-
stern war auf und davongegangen, hatte allen Vorrat
an Manuskripten mitgenommen — in der Absicht, ein
Konkurrenzblatt herauszubringen und den „Beobach-
ter“ totzumachen.

„Wenn wir nicht einen Redakteur fanden, der dem
Morgenstern über ist und es mit ihm aufnehmen
kann, waren wir verloren. Und unser Geschäft —
kaputt.“

Wieso und warum, das verstand Karl nicht. Aber
daß die Situation für die Münchmeyers außerordent-

lich kritisch sein mußte, erkannte er aus ihrem Verhalten.

Nun — er würde die Augen offen halten, auf der Hut sein! Vorläufig war er Redakteur beim Verlag Heinrich Münchmeyer mit sechshundert Talern Gehalt und vierteljährlicher Kündigung!

*

Die Brüder Münchmeyer hatten es eilig. Schon am zweiten Tag nach dieser Unterredung — so wurde vereinbart — sollte Karl Man seine neue Stellung antreten. Am Freitag also.

„Ausgerechnet an einem Freitag“, hatte Mutter geknurrte, als sie es erfuhr. Aber Karl ließ es sich nicht anfechten. Aberglaube! Ob Freitag oder ein anderer Tag — das galt ihm gleich. Er brannte lichterloh vor Arbeitsbegierde und reiste am Freitag mit dem frühesten Zug nach Dresden.

„Arbeiten, arbeiten, arbeiten“, schien ihm das Geräusch der rollenden Räder zuzurufen, und dann wieder, wenn der Zug sich auf steigender Strecke bergauf mühte: „Schaffen, schaffen, schaffen.“

Er sah ein Betätigungsfeld vor sich, weiter, als er sich's je erträumt hatte. Es würde an ihm selber liegen, wie er dieses Feld ausnutzte, wie er seine Betätigung und seine Stellung als Schriftleiter ausbaute. Die Münchmeyers schienen alles andere als kleinlich zu sein und berechtigten Vorstellungen zugänglich. Nach den Unterhandlungen in der „Stadt Glauchau“ hatte Karl durchaus den Eindruck, daß mit ihnen gut auszukommen sein würde. Gewisse Zweifel, die ihn auch jetzt

wieder beschleichen wollten, Zweifel an ihrer moralischen Zuverlässigkeit, drängte er gewaltsam zurück. Und doch meldeten sie sich immer wieder.

„Unfinn“, sagte er — allein im Urtheil — laut vor sich hin. „Ich sehe Gespenster. Ich habe keinerlei Begründung für diese Zweifel. Keinerlei Anlaß. Keinerlei Recht. Es sind Kaufleute. Und Kaufleute müssen auf den geschäftlichen Vorteil bedacht sein. Ist das etwa etwas Unrechtes? Etwas Unerlaubtes?“

Mit solchen Gedanken versuchte er sich zu beschwichtigen, gab sich Mühe, nicht mehr darüber, sondern über die vor ihm liegenden Arbeiten nachzudenken. Aber nicht lange und er war wieder bei der Persönlichkeit seiner künftigen Arbeitgeber angekommen.

Warum sie wohl so geflissentlich übergangen hatten, näheres über den Grund ihrer Entzweiung mit ihrem bisherigen Redakteur zu sagen? Ob da nicht etwas dahinter steckte, was sie in ein nicht eben gutes Licht gerückt hätte?

Gut, daß in Chemnitz Reisende aufstiegen. Das lenkte von solch grundlosem Verdacht ab. Wie unsinnig, sich mit solchen Gedanken zu befassen! Man würde sehen. Man würde auf der Hut sein müssen! Nicht mehr.

*

Endlich am Ziel! Dresden-Albertbahnhof. Schaffenskraft und Arbeitslust übertäubten sogar Karls sonstige Sparsamkeit: Statt mit einem Omnibus billig vom Bahnhof in die Stadt zu fahren, leistete er sich — welcher Luxus! — eine Droschke.

„Es ist ja auch, weil ich nicht recht weiß, wo der

Dammweg zu suchen ist", beschwichtigte er aufsteigende Bedenken, als die Fahrt sich als reichlich weit erwies. Erwartungsvoll hielt er Ausschau: Dammweg", las er an dem blauen Schild an der Straßenecke, bei der die Droschke einbog.

Nicht gerade eine großstädtische Geschäftsstraße! Seit die Droschke den belebten Platz vor den Neustädter Bahnhöfen überquert hatte, war es still geworden. Und die Häuser — klein und vorstädtisch. Beinahe wie daheim in Ernstthal.

Karl schalt sich wegen der Ernüchterung, die ihn befallen wollte, als sich auch das Domizil der H. G. Münchmeyerschen Buchdruckerei als gleichartig erwies. Gab es nicht weltumspannende Handelshäuser mit berühmten Namen, die in äußerlich bescheidenen Geschäftsräumen hausten? Als wenn das ein Maßstab für die Bedeutung eines Geschäftes wäre!

Den Kutscher entlohnt — hinein in das werkstattartige Hinterhaus mit der Aufschrift „H. G. Münchmeyer, Buchdruckerei und Verlag“. Links eine Tür: „Comptoir“. Karl klopfte und trat ein.

hm — schön sah es da drin nicht aus. Ordentlich und sauber ebenso wenig. Wenn er an die Verlagsbuchhandlungen in Leipzig dachte, in denen er gewesen war — allerhand Unterschied!

Ein junger Mensch mit erschrecklich unreinem Teint, an der Kopierpresse beschäftigt, fragte wenig lebenswürdig nach seinem Begehr. Karl erklärte, Herrn Heinrich oder Herrn Fritz Münchmeyer sprechen zu wollen.

„Aha — der neue Redakteur“, mutmaßte der junge

Mann, etwas weniger unfreundlich als vorher. „Na, Augenblick mal.“

Er verschwand in einem Nebenzimmer, dessen Tür ein von innen mit einem bunten Rattenvorhang verkleidetes Fenster hatte. Gleich darauf trat Heinrich Münchmeyer heraus.

„Schon da? Na, das ist fein! Kommen Sie rein in die gute Stube.“

Karl fühlte sich in das Nebenzimmer geschoben — das Privatkontor des Chefs. Mit einer gewissen schäbigen Eleganz ausgestattet, wie Karl beim Eintreten unwillkürlich feststellte. Reichlich verstaubte Plüschmöbel, ein schon recht abgetretener Teppich — auf dem Schreibtisch am Fenster herrschte eine wüste Unordnung.

Münchmeyer reichte Karl eine Kiste Zigarren, bat ihn, zuzulangen.

„Ein Willkommenstrunk ist auch da“, lachte Münchmeyer und langte aus dem linken Seitenschrank des Schreibtisches eine Flasche Kirsch mit Rum. Gläser standen auf einem Tablett auf dem Fensterbrett — in ständiger Reichweite.

„Prost denn, Herr Max! Auf gute Zusammenarbeit!“

Münchmeyer wollte eine Unterhaltung über das Leben in Dresden im allgemeinen und besonderen anspinnen, aber Karl benutzte die erste Gelegenheit, auf die Arbeit überzuleiten.

„Auch gut“, nickte Münchmeyer. „Sie glühen ja vor Arbeitseifer. Kommen Sie — wir wollen rüber in die Redaktion gehen.“

Gegenüber von der Tür zum Kontor eine zweite:

„Zutritt verboten“. Maschinengeräusch drang heraus auf den Gang.

„Die Buchdruckerei“, erklärte Münchmeyer. „Wir sehen sie uns nachher an. Hier —“ an der nächsten Tür „ist die Sezerei drin, daneben die Stereotypie. Und dieses: Ihr Bereich!“

„Redaktion. Sprechstunden des Redakteurs zehn bis zwölf. Man wolle sich im Comptoir anmelden“, besagte die große Tafel, die mit Reißzwecken an der Tür befestigt war.

„Man wolle sich im Comptoir anmelden? — Sprechstunden?“

Zwei Begriffe, die auf Karl nicht ohne Eindruck blieben. Er würde der Redakteur sein, der diese Sprechstunden abhielt. Bei ihm würde man sich anmelden lassen, wenn man ihn zu sprechen wünschte. Karls Selbstgefühl hob sich.

Sank aber um so tiefer, als er die Redaktion betreten hatte. Die Möbel zusammengestoppelt. So, wie man sie zufällig bei Bedarf — offenbar alt — gekauft hatte. Ein brauner Schreibtisch, gelbes Aktenregal, ein beschundener Mahagoniwaschtisch mit Marmorplatte. Nur schade, daß die Ecken abgestoßen waren und Waschbecken und Wasserkrug mehrere Lücken hatten! Vier Stühle — aber jeder anders. Ein runder Tisch in der Mitte, mit allerlei Papieren bedeckt. Ein zweites mit grünem Vorhang verdecktes Aktengestell — das war die ganze Einrichtung der „Redaktion“. Anstelle von Gardinen war über die unteren Scheiben des blinden Fensters ein Tüllstreifen angezweckt. Eine ganze Batterie leerer Bierflaschen in der Ecke neben

dem Schreibtisch ließen erkennen, daß auch geistige Arbeit durstig machen kann.

Münchmeyer nahm aus dem Aktenregal einen Päckchen Zeitschriften — „Der Beobachter an der Elbe“. Schon bei flüchtiger Durchsicht erkannte Karl, daß das Blatt in dieser Form eine Unmöglichkeit war. Die Zeitung, die ihm vorschwebte, mußte ganz anders aussehen! Er sprach das unumwunden aus.

„Wir haben aber ein sehr gutes Geschäft mit dem ‚Beobachter‘ gemacht“, versuchte Münchmeyer den Ruf seines Blattes zu retten. „So was wollen die Leute eben haben.“

„Wenn schon. So kann das Blatt nicht bleiben.“

„Gut, gut! Sie können mir ja mal Vorschläge über die Umgestaltung unterbreiten. Wenn Sie wollen, können Sie gleich mit der Arbeit anfangen. Wie ich Ihnen schon in Ernstthal sagte: Wir dürfen auf keinen Fall eine Nummer ausfallen lassen. Wir müssen pünktlich wie sonst am Mittwoch erscheinen. Sonst tun wir dem weggelaufenen Lumpen, dem Morgenstern, den größten Gefallen.“

Karl versprach, sein Möglichstes zu tun.

„Hallo — schon da?“ begrüßte ihn Fritz Münchmeyer, der das Zimmer betrat, Hut auf, im Mantel.

„Also, Herr Man will den ‚Beobachter‘ ganz umgestalten“, setzte Heinrich Münchmeyer den Bruder ins Bild.

„Umgestalten? Ach, Quatsch. Möchte wissen, wozu! Die Zeitung geht — und das ist die Hauptsache!“

„Aber literarisch ist sie unmöglich“, wandte Karl ein.

„Literarisch, literarisch — als wenn wir uns dafür was kaufen könnten! Etwa gar so'n überkandideltes Blatt, das ein paar verschrobene alte Jungfern beim Tee und beim Strickstrumpf lesen! Nee, Sie — solche Scherze wollen wir lieber lassen.“

Karl glaubte nicht recht zu hören. Zorn stieg in ihm auf. Aber er zwang sich zur Ruhe. Jetzt hieß es, die kluge Überlegung zu behalten und entschieden aufzutreten. Die erste Kraftprobe zwischen ihm und den Verlegern war das! Wenn er jetzt versagte, hatte er von vornherein verloren.

„Und was sagen Sie dazu?“ wandte er sich an Heinrich Münchmeyer, der wortlos zugehört hatte.

„Um — was soll man dazu sagen“, gab der unschlüssig zur Antwort. Offenbar getraute er sich nicht, seinem Bruder entgegenzutreten.

„Meine Herren — ich möchte Sie an die ausdrückliche Zusage erinnern, daß der ‚Beobachter‘ umgestaltet werden soll, wenn ich es für erforderlich erachte. Das war eine der Bedingungen, unter denen ich mich bereit erklärt habe, die Redaktion des Blattes zu übernehmen.“

„Nun ja. Deshalb brauchen Sie sich doch nicht gleich aufzuregen. Natürlich läßt sich darüber reden“, versuchte Heinrich Münchmeyer zu beschwichtigen. „Fritz wird meinen, daß wir die Sache jetzt zunächst mal so laufen lassen wie bisher.“

„Nein, Herr Münchmeyer! Daraus wird nichts! Hinhalten lasse ich mich auf keinen Fall. Entweder — oder! Wenn Sie nicht gesonnen sind, die getroffenen Vereinbarungen ernstlich einzuhalten — dann bedaure ich.“

„Siehst du, das hast du von deiner Albernheit!“ fuhr Heinrich auf seinen Bruder los. „Statt froh zu sein, daß wir einen neuen Redakteur haben, fängst du unnötige Schwierigkeiten an. Wo uns dieser Morgenstern auf den Näten sitzt, daß es brennt.“

Auch Fritz Münchmeyer hielt es für geraten, einzulenken. Als die Brüder gingen, blieb Karl mit dem Bewußtsein zurück, einen Sieg erstritten zu haben, der für seine ganze Zukunft, für die Stellung in diesem Hause, entscheidend sein würde.

Er machte sich daran, erst einmal Ordnung im Zimmer zu schaffen. Zunächst hinaus mit den Bierflaschen! Und dann weg mit den Bildern, mit denen sein Vorgänger die Rückwand des Schreibtischs „verziert“ hatte. Süßliche Mädchenköpfe, ein paar stark entblößte Frauen mit üppigen Reizen. Mit Widerwillen hatte Karl die Bilder gleich bei seinem Eintreten wahrgenommen. Er war ohnehin wenig empfänglich für Frauen. Empfund in ihrer Gegenwart starke Hemmungen, hatte stets das Gefühl, daß sie ihn, seine Art, sein Denken und Streben, nicht verstehen würden.

Wahrscheinlich waren dabei auch die äußeren Lebensumstände bei ihm von Einfluß gewesen. Erst in den Jahren der Reisezeit das Internat im Seminar, dann bald die langen Freiheitsstrafen mit ihrem völligen Abschluß von der Welt. Und jene Zeiten, in denen er wandernd und unter denkbar ungünstigen Lebensverhältnissen die Welt durchstreift hatte, schafften ihm auch keine Gelegenheit zu einer Annäherung an das weibliche Geschlecht. Raum daß er einige Freundinnen seiner Schwestern kannte. Er hatte deren Gesellschaft nicht gerade gemieden, hatte aber auch nie Wert dar-

auf gelegt, mit den Mädchen zusammenzukommen — stets voll mit sich selbst beschäftigt.

Bis zum späten Nachmittag ordnete, sichtete er. Von den Brüdern Münchmeyer ließ sich keiner sehen. Nur ein alter Markthelfer war gekommen und hatte seine Dienste angeboten, wenn der Herr Redakteur etwas brauchen sollte.

„Das Bier haben wir immer von nebenan aus dem Produktengeschäft bezogen“, erklärte er — in der offenbar sicheren Annahme, daß darin auch künftig keine Änderung eintreten würde. Karl klärte ihn über diesen Irrtum auf und ersuchte ihn, eine Frau ausfindig zu machen, die einmal das Zimmer auskehren, den Fußboden wischen und den Staubklappen handhaben würde.

Erst als diese Frau mit Besen, Eimer und Scheuertuch anrückte, räumte Karl das Feld — nicht ohne die bisher erschienenen Nummern des laufenden Jahrganges vom „Beobachter an der Elbe“ mitzunehmen.

Jetzt erst, im Gehen, fiel ihm ein, daß er ja noch gar keine Wohnung hatte. Vor der Hand blieb er in einem kleinen Gasthof in der Schlesiſchen Straße über Nacht. Nach dem Essen vertiefte er sich auf seinem Zimmer in die mitgebrachten Hefte.

Nein — mit diesem Blatt konnte nichts werden. Das beste war, es völlig eingehen zu lassen. Mit einer Neugründung würde es eher möglich sein, seine Absichten zu verwirklichen. Rasch ein paar Gedanken dafür notiert!

Am Morgen erschien Karl zum Erstaunen des Markthelfers schon halb sieben in der Redaktion, und als ihm nach neun Uhr — wie er gewünscht — mit-

geteilt wurde, Herr Münchmeyer sei eingetroffen, konnte er mit vollständig ausgearbeiteten Plänen für die Neugründung aufwarten.

Und doch zögerte er, hinüberzugehen. Wer weiß, was es wieder für Widerstand gab! Nach den gestrigen Erfahrungen war Karl auf alles gefaßt. Er überlas rasch noch einmal, was er aufgeschrieben hatte, ging im Zimmer auf und nieder, um seine Unruhe zu überwinden — bis er sich endlich aufraffte. Rasch und mit energischen Schritten ging er hinüber ins Comptoir.

Sollte er sich anmelden lassen? Nein, entschied er sich. Als Redakteur mußte er das Recht haben, jederzeit auch ohne Anmeldung bei seinem Chef vorzusprechen. Im Comptoir waren außer dem blütenreichen, jungen Mann noch zwei Herren in mittleren Jahren anwesend — anscheinend Buchhalter. Und zwei jüngere Frauen waren beschäftigt, einige große Ballen versandfertig zu machen.

Karl räusperte sich, rückte die Kravatte etwas nervös zurecht. Dann klopfte er an Münchmeyers Tür und trat ein.

Ein unerwarteter Empfang!

„Wirklich wundervoll, lieber Herr Man! So früh sind Sie schon da? Ja, das ist eine andere Sache als mit dem Windhund Morgenstern! Vor elf war der Bursche nie zu sehen! Sie können sich denken, wie es mich freut, wenn Sie schon so zeitig zur Verfügung sind.“

„Wir haben bisher noch gar nicht die Stunden meiner Geschäftszeit vereinbart.“

„Aber ich bitte Sie! Sie richten es sich so ein, wie

es Ihnen beliebt. Darin will ich Ihnen keinerlei Vorschriften machen."

"An sich wird es auch kaum nötig sein. Denn ich habe ja selber das größte Interesse am Gedeihen meiner Arbeit und werde so gut wie den ganzen Tag in der Redaktion sein. Es war nur der Ordnung halber, daß ich fragte."

Münchmeyer bot ihm einen Stuhl an. Mit gesteigertem Vertrauen begann Karl seine Pläne zu entwickeln.

Zwei gute, anständige Unterhaltungszeitschriften schlug er vor zu gründen, hatte auch schon passende Titel parat: „Deutsches Familienblatt“ und „Feierstunden“. Und dann noch ein drittes: Ein Fach- und Unterhaltungsblatt für Bergleute, Hütten- und Eisenarbeiter, betitelt: „Schacht und Hütte“.

Münchmeyer hörte aufmerksam zu, was Karl May ihm auseinandersetzte: Die Blätter müßten darauf abgestellt werden, vor allem die seelischen Bedürfnisse der Leser zu befriedigen, nicht nur die verstandesmäßigen. „Sonnenschein in die Häuser und in die Herzen“, sollte die Parole sein.

Neuartige Wege. Besonders „Schacht und Hütte“. Aber die Ideen leuchteten Münchmeyer als gutem Geschäftsmann ein.

„Etwas Ähnliches gibt es meines Wissens noch nicht“, bemerkte er, als Karl mit seinen Darlegungen zu Ende war, und entwickelte seine allgemeinen geschäftlichen Ansichten.

„Sehen Sie, Herr May — für den Verleger liegen die Dinge so: Entweder hält er sich an das bewährte Alte. An das, was bei ihm oder bei der Konkurrenz sich als erfolgreich bewiesen hat. Die Wahrscheinlich-

keit, damit ein Geschäft zu machen, ist einigermaßen sicher. Natürlich nur ein Geschäft in gewissen Grenzen. Denn es ist eben Konkurrenz da. Und selbst wenn es gelingt, um ein paar Grade besser, interessanter, aktueller zu sein als die Konkurrenz, wird sich mit solchen Objekten niemals ein Bombenerfolg erzielen lassen. Die Gewöhnung — und die Trägheit der Leserschaft, die Rührigkeit der Konkurrenzverlage, deren vielleicht größere Kapitalkraft, damit größere Werbemöglichkeit — all das wirkt zusammen, ein solches Geschäft in mäßigen Grenzen zu halten. Aber dafür ist es — ein einigermaßen *sicheres* Geschäft.

Nun die andere Möglichkeit: Neues, Neuartiges bringen. Natürlich ein weit größeres Wagnis. Denn wer vermöchte zu sagen, wie das Publikum auf das Neue reagiert. Es kann begeistert sein — kann aber auch das Mitgehen völlig verweigern. Ungefähr das gleiche wie auf dem Rennplatz, Herr May: Ein gutes, solides Pferd bringt seine bescheidene, aber sichere Quote. Anders der Außenseiter. Und Sie wollen, daß ich auf Außenseiter setze.“

Sollte das eine Ablehnung sein? Karl setzte zu einer Erwiderung an. Aber der Verleger ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Nein, nein, nicht falsch verstehen! Ich bin ganz und gar nicht abgeneigt, auch mal auf einen Außenseiter zu setzen. Oder meinetwegen auch gleich auf drei. Ihre Idee mit „Schacht und Hütte“ ist glänzend! Man muß sich wundern, daß in diesen Zeiten eines derartig unerhörten Aufschwungs unserer Industrie noch niemand darauf verfallen ist!“

In der Tat — die Idee hätte an sich nahe gelegen. Man schrieb das Jahr 1875. Seit dem glücklichen Ausgang des deutsch-französischen Krieges, seit der politischen Einigung der deutschen Staaten in einem großen, starken Kaiserreich unter Wilhelm I. glorreicher Krone, unter Bismarcks starker, leitender Hand, hatte ein Wirtschaftsanstieg und Fortschritt in der Technik eingesetzt, wie ihn die Welt noch nie gesehen hatte. Handel und Industrie blühten auf, Fabriken, ganze Fabrikationszweige wuchsen geradezu über Nacht aus der Erde — nie zuvor waren höhere Gewinnquoten erzielt, höhere Arbeiterlöhne gezahlt worden. Es waren „Gründerjahre“.

Gewiß — eine Scheinblüte, weil das Wichtigste, Wertvollste, das Ausschlaggebende für jede Wirtschaft und Technisierung vergessen wurde: der Mensch. Aber — das vermochte kaum einer der Zeitgenossen von damals zu erkennen — und für die nächste Zukunft, auf eine ganze Reihe von Jahren hinaus, waren Aufstieg und Aufwärtsentwicklung gesichert. Also war auch Karl Mays Plan seiner Zeitschrift „Schacht und Hütte“ gut und aussichtsreich. Das hat die Folgezeit bestätigt: Ein solches Blatt entsprach einem Bedürfnis. Man reiste später selber, um es einzuführen, und es gelang ihm, selbst große Firmen wie Krupp, Borsig, R. Hartmann usw. zu interessieren — in Deutschland wie auch in Osterreich. „Schacht und Hütte“ wurde ein großer, ein ganz großer Erfolg. Und ähnliche Zeitschriften wurden sogleich nach Erscheinen der ersten Nummer gegründet.

„Wir können uns gratulieren, lieber May, daß wir Sie gewonnen haben“, rief Münchmeyer strahlend aus.

„Sagen Sie bloß, wie Sie auf diese glänzende Idee verfallen sind!“

Karl lächelte.

„Sehr einfach: Ich entstamme ja selber jenen Schichten, für die das Blatt bestimmt sein soll. Ich kenne das Leben derer aus Schacht und Hütte, und ich verstehe ihr Denken und Fühlen. Glauben Sie mir: Ein anderer könnte eine solche Zeitschrift auch nicht herausgeben.“

„Keinesfalls. Und den ‚Beobachter‘ sollen wir vollständig eingehen lassen? Könnte man ihn nicht doch noch weiterführen? Mit einiger Änderung in Form und Inhalt, versteht sich.“

„Nein. Erstens würde es sicher meine Kräfte übersteigen, zu den Neugründungen noch ein viertes Blatt zu leiten. Und dann — lehne ich diese Zeitung ab.“

„Schön. Wie Sie meinen.“

Aber Frik Münchmeyer? Würde auch er sich einverstanden erklären? Nach den gestrigen Erfahrungen war es begreiflich, wenn Karl seine Bedenken hatte. Es schien, als besitze Frik auch im Verlag eine wichtige Stimme. Heinrich Münchmeyer ließ es ihm gegenüber stark an Entschiedenheit fehlen.

Als wenn der Verleger Karls Gedanken erraten hätte, bemerkte er:

„Mein Bruder wird erst gegen Mittag kommen. Er ist geschäftlich auswärts.“

Und wirklich war es drei vorbei, als er das Geschäft betrat. Karls Ahnung hatte ihn nicht getrogen. Wieder brachte Frik Münchmeyer alle möglichen Einwände vor. Gelassen hörte Karl ihn an. Gut, daß er einen entscheidenden Trumpf in der Hand hatte.

„Und was sagen Sie hierzu?“ fragte er, als Fritz Münchmeyer schwieg. Er zog eine Zeitschrift aus der Rocktasche und legte sie vor den Brüdern auf den Tisch.

Die Wirkung war über alles Erwarten stark. Die beiden fuhren von ihrem Stuhl auf.

„Dieser Lump!“ — „Wo haben Sie das Blatt her?“ riefen sie bestürzt.

„Ich ging vorhin nach dem Mittagessen im Schlesiſchen Bahnhof an einem Zeitungsstand vorbei und habe die Zeitschrift zufällig entdeckt.“

„Der neue Beobachter an der Elbe“ war ihr Titel — das Konkurrenzblatt des bisherigen Münchmeyerſchen Redakteurs. Erſtaunlich, daß es ihm gelungen war, das Blatt ſo raſch herauszubringen. Zweifellos ein tüchtiger, energiſcher Kopf! Die Neuerscheinung gab endgültig den Ausſchlag. Auch Fritz Münchmeyer ließ ſeine bequemen Einwendungen fallen. Karl hatte freies Feld für ſeine Pläne.

Das „Deuſche Familienblatt“ beſtimmte er in der Hauptſache für Erzählungen aus dem amerikaniſch-indianiſchen Kreis, die „Feierſtunden“ für den Orient. Fieberhaft war das Tempo ſeiner Arbeit. Was fragte er nach Zeit und Stunde! Der grauende Morgen fand ihn noch am Schreibtisch — und nach zwei knappen Stunden Schlaf erſchien er in der Redaktion, arbeitete dort weiter.

So ſeine Zeiteinteilung: am Vormittag Material ſchaffen für die Setzerei — ſo viel, daß die fünf Setzer bis zum anderen Mittag genügend Vorrat an Manuskript hatten. Dazwiſchen kamen Korrekturfahnen auf Korrekturfahnen herüber — neue Arbeit, die nebenher

erledigt werden wollte. Kurze Unterbrechung, um rasch eine Kleinigkeit zu essen. Auch dabei einige Korrekturabzüge neben dem Teller. Das ist Karl Mays „Mittagspause“. Dreiviertel Stunde dauert sie.

Denn am Nachmittag erwarteten die zwei Metteure seine Anweisungen. Sie stellten den fertigen Satz zu den Zeitschriftenseiten zusammen, fertigten Revisionsabzüge an. Diese gingen an den Redakteur. An Karl, der sie überflog, da eine Anmerkung machte, eine Überschrift größer zu setzen. Dort war die Überschrift zu lang, zu gedrängt für die Stelle, an der sie stand: Änderung! Ein paar stehengebliebene Druckfehler merzte er aus, prüfte nach, ob das Umlaufen des Textes von Seite zu Seite sinngemäß war — und der Metteur in der blauen Arbeitsbluse stand ungeduldig wartend dabei. Und der Stereotypneur, der von den fertigen Seiten Gußformen aus feuchter Pappe herstellte, drängte wegen Arbeit. Da hieß es Ruhe bewahren! Nerven behalten!

Um fünf wurde es still im Betrieb. Arbeitsluß für die Sezer, die Metteure, den Stereotypneur. Aber nicht für den Redakteur. Für ihn begann jetzt die schöpferische, die schriftstellerische Arbeit.

Und in den Räumen des Münchmeyerschen Verlages wurde jene Heldengestalt geboren, die Karl Mays schriftstellerischen Ruhm für alle Zeiten sichern sollte: Winnetou, der edle Apatshenhäuptling.

Wenige Männer aus der Gestaltenwelt der Dichter und Schriftsteller sind so volkstümlich geworden wie Winnetou, der Held, der „rote Gentleman“. Tapferkeit, Edelmut, gepaart mit der Bescheidenheit des wahrhaft großen Charakters, Klugheit, Überlegenheit

gegenüber allen Welt dingen, Treue gegen seinen „weißen Bruder“ Old Shatterhand — all diese Tugenden verdichten sich mit zahllosen anderen zur Prägung eines Idealmenschen. Und daß dieser Held ein Sproß edelster Rasse ist, vermag die Begeisterung für ihn nur zu steigern.

Karl Mays Winnetou-Gestalt wuchs in jenen Tagen in ihren ersten Anfängen auf — es war der Beginn jener „heroischen Legende“, die genau sechzig Jahre später ein junger deutscher Wissenschaftler in ihrer ganzen tiefen Eigenart erfaßt hat.

Freudig begrüßte Karl May das Anerbieten seines Verlegers, der ihm im Verlagsgebäude selbst einige Zimmer zur Verfügung stellte! Welcher Vorteil, von der Redaktion aus nur eine Stiege hinaufgehen zu müssen, um in seiner Wohnung zu sein! Welcher Gewinn an kostbarer Zeit! Bogen füllte sich um Bogen, sauber und korrekt geschrieben — vollkommen druckfertig.

Die ersten Nummern der neuen Zeitschriften waren ein Meisterstück — trotzdem ihr Gestalter bisher von Redaktion, Setzerei, Buchdruck usw. so gut wie nichts gekannt hatte. Kluge Überlegung, Energie und eiserner Fleiß vermögen bei rechter Begabung für den Beruf unendlich viel zu ersetzen. Dinge, über die ein anderer, der sie von Grund aus erlernt, oftmals stolpert.

Neues Leben, ein neuer Geist zog in die Redaktion des Verlages Münchmeyer. Auch über diesen seinen Bezirk hinaus versuchte Karl May Zweifelhafte und Zweideutiges im Geschäftsgebahren der Brüder Münchmeyer zu beseitigen. Nicht ohne Erfolg. Vor allem Heinrich war seinen Vorschlägen, Anregungen, War-

nungen nicht unzugänglich. Manches wurde besser im Hause. Auch das steigerte das Glücksgefühl in Karls Brust. Glücksgefühl über den deutlich sichtbaren, unbestreitbaren Aufstieg! Wie ein herber, aber strahlender Frühlingsmorgen lag die Zukunft vor ihm.

*

Und wieder hatte Karl die Nacht bis vier Uhr hindurch gearbeitet. Er hatte seine kurze Ruhe gehalten, halb neun war er von neuem am Schreibtisch. Den fünfzehnten Mai zeigte das Blatt am Abreißkalender. 1875.

Julius, der Setzerlehrling, brachte Korrekturfahnen. Blickte den Redakteur mit seltsamen Augen an. Fragend — fast bestürzt. Ein Gendarm sei draußen und wolle den Herrn Redakteur sprechen, brachte er endlich stockend heraus. Dann sah er den Redakteur blaß werden wie eine Kalkwand.

Mit zitternden Knien stand Karl auf. Nur nicht merken lassen, wie furchtbar ihn diese Ankündigung traf. Er zwang seinen Mund zu einem Lächeln, als er dem Jungen sagte, er solle den Beamten hereinlassen.

Und doch mußte er sich am Schreibtisch festhalten, so stark schüttelte ihn der Schreck. Die Polizei — ein furchtbar drohendes Gespenst wuchs vor ihm auf.

Der Gendarm, groß, bärtig, wortkarg, fragte, ob er der nämliche Karl May sei: 25. Februar 1842 in Ernstthal geboren, unter Polizeiaufsicht stehend.

Polizeiaufsicht — das Wort traf Karl wie ein Dolchstich. Also doch!

„Dann habe ich Ihnen dieses Schreiben der König-

lichen Polizeidirektion zu übergeben. Was hiermit geschehen ist. Mahlzeit!"

Die Tür schloß sich hinter ihm. Karl stand regungslos, starrte auf das Schreiben nieder, das der Gendarm vor ihm auf den Schreibtisch gelegt hatte. Wagte nicht, es anzurühren. Grauen beschlich ihn.

Bis er endlich mit einem verzweifelten Aufstöhnen das Schreiben aufnahm, die Siegelmarke erbrach — Ausweisungsbefehl. Innerhalb von drei Tagen das Stadtgebiet zu verlassen, andernfalls unverzügliche Inhaftierung. Karl sah alles vor sich versinken. Alles, was er in den vergangenen Tagen bereits ausgebaut, alles, was an Plänen greifbar vor ihm gelegen hatte. Ein Ende seiner Tätigkeit, ehe sie eigentlich noch recht begonnen hatte.

Und was noch schlimmer war: Die Plattform wankte, auf die er sich gerettet hatte vor den andrängenden Mächten untermenschlicher Versuchung. Sie wankte — er sah sich stürzen. Ins Bodenlose. Zurück ins Nichts. Nein — nicht in das Nichts! Schlimmer, viel, viel schlimmer: Zurück in das Verderben. Zurück — in die Sphäre des Verbrechenens.

Länger als eine Stunde saß er vor seinem Schreibtisch, den Kopf in die Hände gestützt. Was würden die Münchmeyers dazu sagen?

Schwerfällig erhob er sich und ging hinüber ins Privatkontor.

„Hier — Herr Münchmeyer — aus. Zu Ende“, sagte er und reichte dem Verleger das verhängnisvolle Schriftstück.

Münchmeyer biß sich auf die Lippen. Verdammte Geschichte! Aber —

„Sie setzen sich sofort hin und schreiben ein Gesuch um Rücknahme des Beschlusses. Verstanden? Wenn Sie fertig sind, werde ich selber mit dem Gesuch zur Polizeidirektion gehen und mal mit den Herren reden. Nur nicht den Kopf hängen lassen! Noch ist Polen nicht verloren.“

Die zuversichtlichen Worte Münchmeyers richteten Karl etwas auf. Begierig ergriff er den Strohhalm, den Münchmeyer ihm gewiesen hatte. Vielleicht hatte er Glück, hatte Erfolg mit seinem Gesuch. Und wenn Herr Münchmeyer als Ansässiger, als der Dresdner Bürger und Buchdruckereibesitzer den Fürsprecher für ihn machte — wer weiß, ob das Unheil nicht noch einmal vorüberging!

Er setzte sich an den Schreibtisch — und fand zu Herzen gehende Worte. So lautete sein Gesuch:

„Nach langem Irren ist mir endlich eine Stellung geboten, welche mich von Sorgen befreit und mir Gelegenheit bietet, das Vergangene wieder gutzumachen und den Beweis zu führen, daß der Weg meines Lebens sich nie wieder einem „dunklen Hause“ nähern werde. Wer da weiß, wie schwer es dem entlassenen Strafgefangenen wird, sich aus dem Schmutz emporzuarbeiten, der wird begreiflich finden, daß ich mit innigster Freude und Genugtuung dem Rufe gefolgt und in die gebotene Stellung eingetreten bin. In den wenigen Tagen meines Hierseins habe ich das vollständige Vertrauen meines Chefs erlangt, und ich hegte die freudige Hoffnung, daß ich die Vergangenheit hinter mich werfen und mit unbeirrtem Eifer vorwärtstreben könne. Aber aus diesem Glück wurde ich durch die Nachricht gerissen, daß ich polizeilich aus Dresden ge-

wiesen sei. Wohl weiß ich, daß ich schwer gefehlt und gesündigt habe, und die Tätigkeit meines ganzen Lebens muß darauf gerichtet sein, Verzeihung des Geschehenen zu erlangen. Dazu aber bedarf ich der Gelegenheit, und diese ist mir in meiner gegenwärtigen Stellung reichlich geboten. Der Ausweis aber raubt mir diese Gelegenheit, wirft mich in den Schmutz zurück, bereitet mir den größten pekuniären Schaden und bringt die bitterste Kränkung über meine armen alten Eltern, denen ich eine Stütze sein könnte, nun aber nicht sein kann.

Deshalb wolle mir die ergebenste Bitte gestattet sein:

Die hohe Königliche Polizeidirektion wolle in Rücksicht darauf, daß meine Stellung eine fixierte und sichere ist und mir nach Verlauf von fünf Wochen der Aufenthalt in Dresden doch gestattet sein würde, einmal gütige Nachsicht hegen und mich durch die Domizilverweigerung nicht in Not und neue Schande stürzen!

Sollte diese Bitte erfüllt werden, so würde ich in steter Dankbarkeit der Humanität gedenken, welche meinen Eltern die bitterste Kränkung erspart und mir das Fundament läßt, auf welchem ich mir eine bessere Zukunft errichten möchte."

Zwei Tage voll banger Erwartung. Zwei Tage zwischen Furcht und Hoffnung. Nur unter Aufbietung aller Energie vermag Karl seine Redaktionsarbeit zu verrichten. Zu schreiben ist ihm unmöglich. Mit Beklemmung sehnt er den Bescheid auf sein Gesuch herbei. Und wenn es Ablehnung war. Nur ein Ende dieses schrecklichen Zustandes!

Münchmeyer ist voll guter Hoffnung. Man hat ihm in der Polizeidirektion baldige Prüfung und wohl-

wollende Behandlung des Gesuchs in Aussicht gestellt.
Nur immer Kopf hoch!

Am siebzehnten März — die Entscheidung: Abgelehnt. Noch drei Tage Galgenfrist —

Münchmeyer rauft sich die Haare.

„Ich habe Sie darauf aufmerksam gemacht“, erinnert Karl.

„Ich sage ja gar nicht, daß es so ist! Aber ändert das was an der Tatsache, daß wir ohne Redakteur sitzen und der Saukerl, der Morgenstern, obenauf bleibt?“

Aufgeregt läuft er im Zimmer auf und nieder. Bis er endlich zur Tür stürzt.

„Das Kursbuch!“

Schon blättert er, wirft ein paar Zahlen auf einen Zettel.

„Eine hohe Polizeidirektion soll uns — gewogen bleiben. Verstehen Sie, Man? Wir drehen den neunmalklugen Herren ein Schnippchen! Und was für eins. Sie sind unser Redakteur und bleiben es. Müssen Sie hier auf diesem Schemel hocken? Nein, das müssen Sie nicht. Ebenso gut können Sie in Ernstthal, wohin Ihnen, abends aufgegeben, des Morgens der freundliche Postbote unsere Korrekturfahnen und unsere Revisionsabzüge vom Tage vorher bringt. Elf Uhr vierundzwanzig geht ein Zug von Ernstthal ab. Um elf setzen Sie sich selbst in Bewegung oder schicken einen Jungen oder ein Mädel oder meinetwegen eine alte Frau zum Bahnhof, mit einem dicken Couvert, enthaltend Fahnen und Abzüge und Ihr neues Manuskript. An Dresden zwei Uhr fünfundzwanzig. Der Markthelfer holt den Brief ab, ist um drei mitfamnt

dem Brief wieder hier im Haus — sonst hacke ich ihn in die Wurst.

Na, Man — geht das oder nicht?"

„Es würde schon gehen.“

„Was das ,würde schon'! Es geht. Und inzwischen verlassen Sie sich drauf, setze ich alle Hebel in Bewegung, daß die Polizeidirektion zur Vernunft kommt und Sie wieder rin läßt. In acht Tagen sind Sie wieder hier — oder ich will Maß heißen!“

Karl teilte den Optimismus seines Chefs zwar nicht. Aber vorläufig würde es schon gehen. Zum ersten Male in seinem Leben war er unaufrichtig gegen die Eltern, gegen die Geschwister: Er verschwieg, weshalb diese plötzliche Rückkehr, weshalb das umständliche Hin- und Herschicken. Er hatte sich eine Begründung zurechtgelegt, die zwar sehr nach Ausrede klang — aber man nahm sie hin.

Bis — genau drei Tage später — ein Telegramm Münchmeyers eintraf: „Alles in Ordnung. Bitte morgen früh mit erstem Zug eintreffen. Alles Material mitbringen. Münchmeyer.“

Wieder ein hindernder Stein aus dem Wege geräumt! Pfeifend und singend sprang Karl die Treppe hinunter, begann für die Abreise zu packen. Besser, er fuhr heute noch! Er konnte es nicht erwarten, wieder nach Dresden zu kommen.

Münchmeyer war doch ein pfiffiger Kerl! Karl fühlte sich ihm zu Dank verpflichtet.

*

Wieder war Karl daheim. Vier Monate später, urlaubshalber. Münchmeyer hatte darauf gedrungen, daß er sich einmal acht Tage erholen sollte. Die Zeitschriften gingen bestens. Material war ausreichend da.

„Sie haben sich's verdient, Man — inzwischen schmeiße ich den Kram“, hatte Münchmeyer gesagt — und Karl war gefahren. Schönster Sonnenschein lag über dem sommerlichen Land. Wie schön war doch die Welt! Wie schön der grüne Wald, der die Hänge des tiefeingeschnittenen Weißeritztales bedeckte. Wie schön die hochgelegene Kirche des Forststädtchens Tharandt mit der altersgrauen Ruine daneben. Keuchend mühte sich der Zug aufwärts. Hinter Edle Krone ein kurzer Tunnel, und dann wieder Wald. Bald kam das turmreiche Freiberg, Sachsens alte Berghauptstadt mit ihren Schächten, weiter in Sicht: Alt-Elisabeth-Fundgrube, Abrahamschacht, Reiche Zeche.

Nie war Karl sein Heimatland Sachsen so schön erschienen wie heute, nie der Sonnenschein so schön, die Fluren so prächtig. Es war diesmal etwas Eigenes um seine Heimkehr: froh, im Vollgefühl schöner Erfolge, konnte er diesmal heimkehren, mit erhobenem Haupt und freiem Blick.

Sonst Heimkehr aus jenen „dunklen Häusern“, an die er nur mit Schaudern denken konnte. Heimkehr mit belastetem Herzen, belastetem Gewissen. Als verlorener Sohn.

Wie anders heute! Nicht nur, daß seine Arbeiten bei Münchmeyer vorangegangen waren. Angesehene Zeitschriften wie „Der deutsche Hauschatz“ usw. hatten Beiträge von ihm gebracht. Sein Name als der eines Aufsteigenden unter den deutschen Schriftstellern be-

gann bekannt zu werden. Er hatte Erfolge zu verzeichnen, wie er sie sich kaum in Jahren erhofft hatte!

In seiner Heimat hatten ihm vor allem seine ergebirgischen Dorfgeschichten einen Ruf verschafft. Begreiflich, denn das war denen aus Ernstthal und aus Hohenstein und aus Oberlungwitz vertrautes Milieu: Arme Weber- und Bergleute wie sie selber, unter den gleichen Nöten leidend wie sie —

Schwester Else war in Hohenstein verheiratet. Sie ließ nicht Ruhe, bis Karl ein paar Tage in ihr junges Heim zu Besuch kam. Nur für ein paar Tage —

Zufall oder Schicksal?

Am selben Abend, an dem Karl vom Elternhause zur Schwester übergesiedelt war, bettelte Else so lange, bis der Bruder mit zu einer Freundin ging. Sie hätte nur mit ihr kurz einiges zu bereden, dann würde sie wieder mit nach Hause gehen.

„Ist schon gut, Schwester. Ich geh' ja dir zu Liebe gern mit.“

Die Freundin war nicht allein. Einige junge Mädchen der Nachbarschaft waren da. Vielleicht wäre Karl draußengeblieben, wenn er das gewußt hätte. Aber so mußte er schon gute Miene dazu machen.

Nicht lange, und es kam ein weiteres Mädchen.

„Kennst du sie nicht mehr, Karl? Die Emma Pollmer!“ sagte Else. Unmöglich — das sollte Emma Pollmer sein? Karl erinnerte sich, sie früher bei Else gesehen zu haben, als Dreizehn-, Vierzehnjährige! Bläß, lang aufgeschossen, überaus schmal, ein völlig ein-drucksloses Wesen.

Und heute? Karl konnte seine Augen nicht von ihr abwenden. Sie hatte sich zu den übrigen Mädchen ge-

setzt, eine Häkelarbeit hervorgeholt und eifrig gearbeitet. War sie nicht bescheidener und stiller als die anderen? War sie nicht schön wie nicht eine von ihnen?

Die anderen schwagten unaufhörlich, lachten nach Jungmädchenart. Emma blickte kaum von ihrer Arbeit auf, sprach nur ganz selten ein Wort.

Und was Karl auch bemerkte: Sie errötete leicht. Wenn sie angesprochen wurde, wenn sie selber zu sprechen begann. Wie gut ihr das stand, dieses feine Erröten!

Sie sprach auch anders als die anderen: Wenn ein Wort über ihre Lippen kam, dann klang es vorsichtig, abwägend. Nicht wie es sonst bei Mädchen ihres Alters der Fall ist — sie schwätzen heraus, was ihnen eben gerade gefällt. Ohne viel Überlegen, ohne sich viel dabei zu denken.

Das Schönste, Anziehendste aber schien Karl der Augenaufschlag, der ihr eigen war. Hatte er nicht etwas Geheimnisvolles, Märchenhaftes an sich? Konnte es ein Mädchen geben, so reizend, so verlockend, wie Emma Pollmer? —

Torheit, was er kürzlich erst in einer Erzählung „Die Rose von Kahira“ geschrieben hatte! Geschrieben als eine Art von Selbstbekenntnis, mit einem gewissen Stolz:

„Ich hatte gescherzt, gespottet und gelacht über die Schwächlinge, die ihre goldene Freiheit für einige Tage des Tändelns verkaufen, um in Ketten und beengenden Banden zu erwachen. Nie sollte mein Herz anders klopfen als unter dem Knall meiner Büchse oder der Arbeit eines begeisterten Schaffens.“

Damals — ja damals hatte er — Emma Pollmer

nicht gekannt! Sein ganzes Denken und Fühlen war erfüllt von ihr. Lange lag er am Abend im Bett ohne Schlaf zu finden. Er dachte an Emma.

Sie lebte — er kannte ihre Geschichte und ihre Verhältnisse ganz genau — bei ihrem Großvater. Barbier war der, vor einigen zwanzig Jahren vom oberen Erzgebirge nach Hohenstein zugewandert. Ein schöner Mann, hochgewachsen. Viel zu schön für das Gewerbe eines Barbiers in einer Kleinstadt.

Das war seine persönliche Überzeugung. Denn es konnte kaum jemand größeren Stolz über seine eigene Schönheit empfinden als er. Er hängte sein erlerntes Gewerbe an den Nagel, begann einen Handel mit homöopathischen Medikamenten, mit Tropfen, Pillen, Pulvern.

Seine beiden Kinder, Sohn und Tochter, waren schön wie er. Zu ihrem Unglück: Pollmer wollte hoch hinaus mit ihnen. Und als sein Sohn ein braves und fleißiges, aber armes Mädchen heiraten wollte, ließ er's nicht zu. Zum Bagabunden war der Sohn dann herabgesunken, war einsam und elend in einer Dorfscheune zugrunde gegangen.

Und die Tochter, Emmas Mutter: sie hatte sich heimlich mit einem Gehilfen ihres Vaters verlobt. Aber ein solcher Schwiegersohn war für Pollmers hochfliegende Pläne zu gering. Der Gehilfe wurde aus dem Hause gejagt — und ein paar Monate später kam die Tochter mit einem Kinde ein. Starb im Wochenbett, während das Kind am Leben blieb. Emma. Emma Pollmer.

Eine Schönheit, die unter der armseligen Einwohnerschaft der entlegenen Kleinstadt Hohenstein im Verborgenen blühte. Kaum beachtet. Denn alles, was an

jungen Männern und an Burschen sie kannte, mußte auch, daß ihr Großvater sie eifersüchtig und streng behütete. Er hatte Großes mit ihr vor. Was, mußte er zwar selbst nicht — aber er war dessen gewiß, daß der Enkelin so viel Schönheit verliehen war, damit sie ihr Glück mache. Großes und unvorstellbar großes Glück. Er träumte davon, der alte Pollmer — er sah seine Emma als vornehme Dame, von Reichtum und Luxus umgeben. Sah nur dieses Endziel seiner Wunschträume. Nicht aber den Weg, der dahin führte. Pollmer vertraute auf den Zufall, der das große Glück einst bringen würde. Vielleicht über Nacht. Hatte man nicht schon so manches Mal gelesen, wie irgendein Graf oder ein Fürst durch eine Stadt oder durch ein Dorf kam, irgendwie dorthin verschlagen wurde — und sie sah, die beim ersten Anblick sein Herz in helle Gluthen der Liebe versetzte? Warum sollte ein solches Glück nicht auch Emma beschieden sein?

Und weil der alte, ehemalige Barbier fest an dieses Wunder und fest an Emmas zukünftiges Glück glaubte, hielt er beide Hände über sie — und über ihren Ruf.

Alles das mußte Karl — so, wie es jeder aus Hohenstein und aus Ernstthal wußte. Und während er darüber nachdachte, schlief er ein — und sah sich selber im Traum als den Grafen, der ins Städtchen kam, der schönen Emma die Hand reichte und sie heimführte —

Überraschung am anderen Vormittag! Karl erhielt Besuch: Emmas Großvater, Herrn Pollmer. Hätte einer sagen sollen, dieser würdige, alte Herr sei ein kleinstädtischer Barbier! In die Brust geworfen, den

Kopf hoch erhoben und gewohnt, mit den Blicken eines Feldherrn aus den stahlblauen Augen unter dicken, buschigen Brauen umherzuschauen — so stand er vor Karl May, streckte ihm die rechte Hand hin. Die linke auf den Stock mit der Elfenbeinkrücke gestützt.

„Ich habe Ihre ‚Geographischen Predigten‘ gelesen, Herr May“, sprach er mit sonorer Stimme, langsam und jedes Wort betonend.

„Ihre Enkelin, Herr Pollmer, sagte es mir bereits.“

„Gute Arbeit, wertvolle Arbeit, Ihre ‚Predigten‘.“

Es war Anerkennung in einer Form, wie etwa Goethe sie einem jungen talentierten Unbekannten ausgesprochen hätte.

„Es freut mich, daß sie Ihnen gefallen, Herr Pollmer.“

„Ich habe sie schon ein paarmal gelesen und lese sie immer wieder.“

„Aber Herr Pollmer, wollen Sie nicht Platz nehmen.“

„Gern. Denn ich möchte, wenn Sie gestatten, noch einige Zeit mit Ihnen plaudern.“

Er rühmte den Reichtum an Kenntnissen, der in den „Geographischen Predigten“ zutage trete, die angenehme, lebendige Form, in der alles dargeboten würde — und Karl schwamm in Wonne. Lob, unaufgefordert und ehrlich, Lob für eine seiner Schriften — war das nicht berauschender als heuriger Wein? Und noch dazu stammte das Lob vom Großvater der schönen Emma Pollmer!

„Besuchen Sie mich doch heute nachmittag. Auch Emma wird sich freuen.“

Mit dieser Aufforderung schied er. Karl sagte beglückt zu.

Man sah sich Tag für Tag. Bis die Abschiedsstunde schlug, Karl nach Dresden zurückkehren mußte.

„Ich schreibe Ihnen, Herr May“, flüsterte Emma, als sie ihm zum letzten Male die Hand reichte. Sie schlug die tiefen blauen Augen voll zu ihm auf — einen Herzschlag lang. Dann sanken die Lider, ihre Stirn beugte sie leise herab — es war jene eigenartige Haltung, aus der es wie rührende Ergebung sprach. Jene Haltung, die ihre stille, keusche Schönheit erst recht hervortreten ließ —

Das erste Weib, das in Karl Mays Leben trat. Vierunddreißigjährig war er. Kein Jüngling mehr. Und wenn in diesem Alter oder später gar der Funken der Liebe in ein Herz fällt, dann loht ein Brand, der kaum einzudämmen ist.

„Sie ist ein psychologisches Rätsel. Ich will es lösen. Ist das nicht eine Aufgabe, die jeden Schriftsteller reizen müßte? Eine Sphinx, deren Geheimnis zu ergründen ist!“

So Karls Gedanken auf der Fahrt nach Dresden. Gedanken, die den Anschein erwecken konnten, als wolle er sich vor sich selber rechtfertigen für seine Gefühle. Warum nicht eingestehen, daß er sie liebte?

„Es flackert bisweilen etwas Widersprechendes hinter ihrer Ruhe, hinter der Stille dieser hohen, schneeweißen Stirn“, sann er weiter. „Unerforschenes Gebiet der Seele liegt dahinter. Ist es Wüste? Ist es fruchtbares Land? Hochland oder — Niederung?“

Er stand auf, trat an das offene Fenster des Abteils. Der kühle Luftzug tat ihm wohl. Die spitzen Wipfel

der Bäume, der Fichten hoben sich schwarz vom klaren Abendhimmel ab. Ein erster Stern leuchtete am Firmament auf.

„Hochland oder Niederung? Wie anders ist sie doch als alle die anderen Mädchen. Wie aus einer fremden, einer höheren Welt herabgestiegen in die dürftige Enge von Hohenstein.“

Sein Herz und sein Sinnen war völlig von ihr ausgefüllt. Emma, wunderherrliches Mädchen, rätselhaftes junges Weib!

Fern, unendlich fern, in Unwirklichkeit versunken jene Zeit, da drei Stäbe senkrecht, zwei Stäbe wagrecht sein Leben bestimmt hatten. Mehr und mehr schwand ihm die Erinnerung an die Jahre seiner Strafhast, überwuchert von der Arbeit, von den drängenden Pflichten des Berufes, verdrängt vom Glücksgefühl erfolgreichen Schaffens. Überwuchert und verdrängt auch von seiner jungen Liebe.

Vergessen auch war Katechet Kochta. Vergessen jenes seltsame Buch, das er ihm einst in die Zelle gebracht: „Die sogenannte Spaltung des menschlichen Innern“, war sein absonderlicher Titel gewesen. Es hatte ihm in seiner schwersten Zeit über sein widerspruchsvolles Innenleben Aufklärung gebracht, ihm die Augen über sich selbst geöffnet — und ihn damit den Feind erkennen gelehrt, den er erst von da an hatte unterjochen können.

Nicht länger als zwei Jahre waren es her, daß er dieses Büchlein gelesen hatte. Zwei Jahre, voll angehäuft mit Erlebnissen in überreicher Fülle.

Und wie Karl die Zeit seiner Gefangenschaft, den Katecheten und sein Büchlein vergessen hatte, so auch

die sonderbarste Stelle, auf die der Katechet ihn ganz besonders hingewiesen hatte. So lauteten die Sätze:

„Wer an diesen schweren Anfechtungen leidet, der hüte sich vor der Stelle, an der er geboren wurde. Er wohne niemals längere Zeit dort. Und vor allen Dingen: wenn er einmal heiratet, so hole er sich seine Frau ja nicht von diesem Ort.“

Und Emma Pollmer stammte aus der Stadt, in der auch er geboren war!

*

Ein Übermaß von Arbeit erwartete Karl bei seiner Rückkehr in der Redaktion. Es war höchste Zeit, daß er wiedergekommen war. Münchmeyer hatte nur das Allernötigste erledigt, alles andere auf ihn warten lassen. Zwei Tage angestrengtester Arbeit, dann war es geschafft.

„Fabelhaft, lieber Man!“ lobte der Verleger. „Geradezu genial, wie Sie an die Dinge herangehen. Schwierigkeiten gibt es wohl für Sie überhaupt nicht?“

Karl lächelte geschmeichelt. Münchmeyer sprach weiter:

„Ein Vorschlag, Herr Man. Für heute machen Sie Schluß. Sie ziehen Ihren besten Anzug an — wir gehen heute abend zusammen aus. Natürlich sind Sie eingeladen. Ich habe schon lange den Wunsch gehabt, einen gemütlichen Abend mit Ihnen zu verbringen. Sie dürfen es getrost auch als kleine Anerkennung auffassen!“

Ob gern oder nicht — ablehnen konnte Karl nicht

gut. Nach einem vorzüglichen Abendessen in einem bürgerlichen Weinrestaurant, ging es in einen Tingeltangel. Münchmeyer war in seinem Element. Er trank viel, lachte viel, schlug Karl dann und wann auf die Schulter und versicherte ihm ein über das andere Mal, er sei der patenteste Kerl, der ihm je begegnet sei.

„Und nun noch in aller Ruhe ein Töppchen Pilsner. Wissen Sie, eins mit solcher Manschette. Ah — ein Genuß, der es allein wert ist, solchen lustigen Abend zu verbringen.“

Er wußte auch dafür das geeignete Lokal. Ganz in der Nähe. Karl war froh über die Aussicht, daß der „Ausflug“ nun bald sein Ende erreichen würde. Der Betrieb in dem Tingeltangel war ihm schrecklich zuwider gewesen mit der lärmenden Musik, dem johlenden Gelächter Halbbetrunkener. Dazwischen das Geräusch und Gekreisch von Frauen — Tabakqualm, Bierdunst, die schlechte Luft von der Vielzahl erhitzter Menschen.

Aufatmend trat er auf die Straße. Zwei Ecken weiter zog ihn Münchmeyer. Er hatte sich bei Karl eingehakt.

„So, nun rechts herum — und wir sind voilà.“

Münchmeyer war gut bekannt im Lokal. Kniff Susi, die Kellnerin, in den vollfleischigen Arm, gab dem Wirt die Hand, der Wirtin einen fidelen Klaps auf die Sitzfläche.

Wohlig streckte er sich auf einen Stuhl am Tisch in der Ecke aus. Gähnte ungeniert und deklamierte mit lauter Stimme:

„Hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen.“

Als Susi die schäumenden Biere gebracht hatte,

trank er Karl zu. Man sprach über dies und das — über die Soubrette aus dem Tingeltangel, den Feuer- schlucker —

„Austrinken, Man! Die Brauerei braucht leere Fässer! Und der Wirt will auch leben“, lachte er und rückte zu Karl herüber. Holte seine Briefftasche hervor und hielt Karl eine Photographie hin.

„Na, was sagen Sie dazu? Hübsches Mädel, was?“

Karl wußte nicht, was Münchmeyer damit wollte. Wußte ebenso wenig, wen das Bild darstellte. Ein nicht eben mehr junges Mädchen, modisch gekleidet — und wirkte doch nicht elegant.

„Sehr nett“, gab er diplomatisch zur Antwort und reichte die Photographie zurück.

„Eine gute Seele. Und dabei fidel. Kein Kopfhänger. Wissen Sie, Man, eine, die in die Welt von heute paßt.“

Mit Erstaunen hörte Karl zu. Münchmeyer redete sich geradezu in Hitze! Wer mochte das Mädchen nur sein? Sollte er an der ehelichen Treue seines Chefs zweifeln? Seine Geliebte?

„Sind Sie gar nicht bissel neugierig? Keine Lust, die fesche Brünette kennen zu lernen? Na — Hand aufs Herz, alter Freund!“

Am besten, das Ganze als Scherz nehmen, dachte Karl und lachte. Aber Münchmeyer ließ nicht locker. Er blinzelte ihm zu.

„Ich an Ihrer Stelle würde mich nicht lange bitten lassen! Spielen wohl gerne den keuschen Jüngling, was?“

Er lachte laut, schlug Karl auf die Schulter.

„Na — damit Sie's wissen: Es ist meine Schwägerin Anna. Die Schwester meiner Frau.“

Jetzt fiel Karl allerdings eine gewisse Ähnlichkeit des Gesichts mit Frau Münchmeyer auf. Münchmeyer wurde ernsthaft.

„Also, Max — mal ohne Spaß. Wir wollen mal als Männer zusammen reden. Ganz offen und ehrlich und ohne alle Ziererei. Anna ist noch zu haben. Wie wär's? Wahrhaftig keine schlechte Partie.“

Unangenehm berührt durch die plump aufdringliche Art, erklärte Karl — bestimmter, als er es sonst wahrscheinlich getan hätte:

„Kommt leider nicht in Frage, Herr Münchmeyer.“

Der Verleger nahm ihm seine Offenheit nicht übel. Ein schlechter Geschäftsmann, der sich durch eine erste Ablehnung abschrecken läßt!

„Nu, nu, nur nicht verreden, lieber Max. So unbelesen soll man eine gute Gelegenheit nicht von sich schieben. Sie müssen sich überlegen, daß die Sache mit Anna ihre Bewandnis hat. Sie ist — unter uns gesagt — an unserem Verlag beteiligt. Und wer sie heiratet, wird so quasi ebenfalls Teilhaber. Ist Ihnen doch klar?“

„Schon, Herr Münchmeyer. Trotzdem —“

„Was? Trotzdem? — Sie möchten nicht Teilhaber der Firma H. G. Münchmeyer werden?“

„Nein. Und am allerwenigsten auf diesem Wege.“

„Da schlag der Max den Teufel tot! Das versteh' ich nicht. Ich habe gedacht, Sie müßten deckenhoch springen, wenn ich Ihnen einen derartig glänzenden Vorschlag mache.“

„Das war ein Irrtum!“

„Um — scheint mir auch so“, brummte Münchmeyer mißlaunig. Er nahm ein paar tiefe Züge. Wischte sich den Bart und setzte hinzu:

„Wenn wir schon offen miteinander reden, lieber Man — die Sache von mir aus gesehen liegt nämlich so: Wer Anna heiratet, wird quasi unser Teilhaber. Sie werden verstehen, daß es mir ganz und gar nicht gleichgültig ist, wer dieser Teilhaber ist. Am Ende bringt die Anna einen an, der in unser Geschäft paßt wie Maxels Gummilutscher in die Suppe. Da heißt's sich vorsehen.“

„Ach — Ihre Schwägerin weiß gar nichts von Ihrem Vorschlag?“

„Selbstverständlich weiß sie davon. Und sie war Feuer und Flamme. Das hätten Sie sehen sollen! Sehr schmeichelhaft für Sie, lieber Man, daß Sie eine solche Begeisterung in ihrem keuschen Busen entfacht haben! Und das sollte Sie kalt lassen? Mensch — Sie haben einen Stein in der Brust!“

Mit jovialem Lachen hielt er Karl Annas Bild von neuem unter die Augen. Was tun? Auf jeden Fall der peinlichen Szene sofort ein Ende machen.

Karl erhob sich.

„Herr Münchmeyer — Sie gestatten, daß ich mich jetzt empfehle. Ich danke Ihnen für die freundliche Einladung — und bedaure, daß die Sache von mir aus eine solche Wendung genommen hat.“

Münchmeyer machte keinen Versuch, Karl zu halten.

„Na schön. Denn auf Wiedersehen. Am Ende war es doch nicht Ihr letztes Wort. Beschlafen Sie sich die Sache — vielleicht reden wir morgen noch mal drüber.“

„Ich bitte, davon Abstand zu nehmen. Was ich gesagt habe, ist endgültig!“

Eine kurze Verbeugung. Hut zur Hand. Karl ging.

„Emma“, flüsterte er draußen auf der nächtlich stillen Straße.

Aber auch wenn er sein Herz nicht an Emma Pollmer verloren gehabt hätte, wäre er nie und nimmer auf Münchmeyers Plan eingegangen. Gewiß — es war dank seines Einflusses manches im Verlag Münchmeyer besser geworden. Manches, bei weitem aber nicht alles. Da war noch viel, allzu viel, was mit seinen Anschauungen unvereinbar war. Mit einer solchen Verbindung hätte er etwas eingebüßt, was ihm immer eine Beruhigung war: Sein Recht auf die vierteljährliche Kündigung!

*

Wie plump war das gemacht! Es mußte doch jeder die Absicht herausmerken! Als Karl am anderen Mittag zur gewohnten Zeit vom Essen in die Redaktion zurückkehrte, begegnete er in der Tür zum Verlagsgebäude — Anna, Herrn Münchmeyers Schwägerin.

Wer wollte daran zweifeln, daß sie ihn kannte! Daß sie ganz genau wußte, wen sie vor sich hatte.

Mit gekünstelten Worten und süß verzogenem Mündchen erkundigte sie sich, ob denn zur Zeit gar niemand im Verlag anzutreffen sei. Als wenn sie, die Schwägerin, nicht gewußt hätte, daß von eins bis drei Tischzeit war!

„Warten kann ich wohl nirgends“, fragte sie auf

Karls Auskunft zurück, setzte seufzend hinzu, da werde sie wohl gehen und noch einmal wiederkommen müssen.

Karl kämpfte mit sich. Er hatte sich zu der Unhöflichkeit gezwungen, sich nicht vorzustellen, obwohl er wußte, mit wem er sprach. Sollte er die zweite größere Unhöflichkeit begehen und unterlassen, Anna anzubieten, in seinem Zimmer zu warten?

Wer weiß — vielleicht hätte Karl sich doch nicht dazu überwinden können. Da nahte im letzten Augenblick die Rettung: der junge Mann mit dem unreinen Teint, der Karl bei seinem ersten Vorsprechen empfangen hatte, kam des Wegs. Ihm überließ er Anna, indem er sie — ehe der junge Mann näher herangekommen war — an ihn verwies.

Ein wenig schadenfroh rieb sich Karl in seinem Zimmer die Hände. Er hatte seinen Chef heute noch nicht gesehen. Aber kurz darauf ließ Münchmeyer ihn bitten, herüberzukommen. Und fing von neuem mit dem Heiratsprojekt an.

„Herr Münchmeyer — ich muß Sie bitten, künftig jeden Versuch in dieser Richtung zu unterlassen.“

„Nehmen Sie doch Vernunft an —!“

„Sparen Sie sich Ihre Worte. Ich bedaure, ich habe zu tun.“

Ohne sich noch einmal umzusehen, verließ er das Zimmer und begab sich an seine Arbeit.

Zwei Tage hatte er Ruhe. Mitten in ein geschäftliches Gespräch hinein sagte Münchmeyer auf einmal wieder ganz unvermittelt:

„Anna ist todunglücklich.“

„Herr Münchmeyer — ich sehe ein, daß Ihr Festhalten an dem Heiratsprojekt mir ein weiteres Ver-

bleiben in meiner Stellung unmöglich macht. Heute ist der erste August. Ich kündige hierdurch für den ersten November."

"Das ist nicht Ihr Ernst."

"Herr Münchmeyer — glauben Sie, daß ich in solchen Dingen Scherz treibe?"

"Mensch — seien Sie vernünftig! Gut, ich werde nicht wieder von der Anna anfangen. Aber selbstverständlich bleiben Sie!"

"Nein. Ich bleibe nicht. Ich halte meine Kündigung aufrecht und bitte um schriftliche Bestätigung."

"Was soll mein Bruder dazu sagen! Er macht mich kalt, wenn er hört, daß Sie gehen wollen."

"Das tut er bestimmt nicht. Außerdem, Herr Münchmeyer: Die Sache läuft. Die Zeitschriften sind bestens eingeführt. Ich habe meine Aufgabe erfüllt. Was weiter zu tun ist, kann jeder andere auch."

"Aber überlegen Sie: das schöne Gehalt. Ich kann Ihnen versichern, daß wir — ich muß erst mit meinem Bruder sprechen — Ihr Gehalt erhöhen. Auf siebenhundert Taler, auf achthundert, wenn's sein muß!"

"Auch das kann mich nicht halten. Was ich gesagt habe — ist endgültig" —

Es blieb endgültig. Ein günstiger Zufall fügte es, daß Karl bereits vor Ablauf der Kündigungsfrist gehen konnte: Die Brüder Münchmeyer fanden einen Nachfolger, der in der Lage war, seine Stellung schon am ersten September anzutreten. Mit Freuden war Karl bereit, früher auszuscheiden. Wie unendlich stark hatte die Redaktionsarbeit ihn doch an seinem freien Schaffen gehindert! Welche Möglichkeiten hatte er ungenützt lassen müssen, weil sein Pflichtgefühl ihn zwang,

alle seine Kraft dem Verlag Münchmeyer zur Verfügung zu stellen.

Genug damit! Eine neue Periode sollte beginnen!
Ein neuer Aufstieg, höheren Zielen entgegen!

*

Ein paar Tage Ausspannung vor seinem Ausscheiden konnten nicht schaden. So ärmlich es daheim auch zuging — stets zog es Karl in das elterliche Haus am Markt von Ernstthal. Manchmal hatte er geradezu Heimweh verspürt. Nach der Dürftigkeit der Kleinstadthäuser, nach dem kahlen, nüchternen Wohnzimmer mit der Wachstuchdecke auf dem Tisch in der Mitte. Nach Vater, Mutter, den Geschwistern.

Auf der Fahrt nach Hause nahm Karl die Briefe zur Hand, die er im Laufe der letzten Wochen von Emma erhalten hatte.

Emma —

Der alte Pollmer schrieb nicht gern. Der Augen wegen. Und so hatte er es seiner Enkelin übertragen, die Briefe an Karl zu verfassen.

Neue Beglückung!

War es nicht herrlich zu lesen, wie sie von seinem „schönen, hochwichtigen Beruf“ schrieb, von seinen „herrlichen Aufgaben“, seinen „edlen Zielen und Idealen“? Sie mußte vortrefflich in Karls „Geographischen Predigten“ zu Hause sein: Da und dort flocht sie ein Zitat daraus ein und knüpfte auch ihre eigenen Betrachtungen an. Welch eine Veranlagung, die Frau eines Schriftstellers zu werden! Auch Schwester Else schrieb nur Lobenswertes von Emma. Von angenehmen Träumen umfangen, verging Karl die Bahnfahrt

erstaunlich rasch. Und kaum eine Stunde nach seinem Eintreffen im Elternhaus stellte sich unerwarteter Besuch ein — Großvater Pollmer.

„Ein unvergleichliches Mädchen!“ rief er laut im Brustton vollster Überzeugung aus, als Karl sich nach Emmas Befinden erkundigte. „Es gibt in der ganzen Gegend keine, die ihr das Wasser reichen könnte — und auch keine in Chemnitz und keine in Leipzig! — Ah, Herr Max — ich kann Ihnen sagen, sie ist zu Hohem geboren! Sie wird ihr Glück machen. Durch eine glänzende Partie!“

„Glauben Sie, Herr Pollmer?“

„Wollen Sie zweifeln, junger Mann? Sie kennen Emma. Sagen Sie selber — ist sie nicht die Schönste, Lieblichste, Bescheidenste, Sanfteste, die Sie je gesehen haben?“

„Allerdings. Aber —“

„Kein ‚Aber‘! Ich dulde es nicht, daß jemand Einwendungen gegen Emmas Zukunftsglück erhebt. Verstanden?“

„Ereifern Sie sich doch nicht unnötig, Herr Pollmer! Glauben Sie nicht, daß ich die aufrichtigsten Wünsche für die Zukunft Ihrer Enkelin hege?“

„Na, dann ist's in Ordnung“, bemerkte Pollmer, noch immer in grollendem Ton.

Karl hörte nicht mehr recht hin. Was der alte Pollmer geäußert hatte, bestärkte ihn in einer schon seit langem gewonnenen Erkenntnis: daß es höchste Zeit sei, Emma seinem Einfluß zu entziehen, wenn er die eigenen Hoffnungen, ihre Hand zu gewinnen, nicht endgültig begraben wollte. So gänzlich grundlos die Phantastereien Pollmers über eine märchenhafte Ver-

heiratung Emmas waren — auf die Dauer würden sie nicht ohne Eindruck auf das Mädchen bleiben.

Pollmer unterbrach sein Sinnen.

„Wollen Sie heute mittag bei mir essen?“

Überrascht blickte Karl auf, überlegte einen Augenblick. Dann gab er rasch zur Antwort:

„Ich werde gern kommen — aber unter einer Voraussetzung.“

„Voraussetzung? Wieso?“

„Ich stelle die Bedingung, daß ich auch um Emmas willen kommen darf.“

„Um Emmas willen? Was wollen Sie damit sagen?“

Karl suchte nach passenden Worten. Pollmer blickte ihn mit blitzenden Augen durchdringend an.

„Aha“, sagte er gedehnt. „Mir geht ein Licht auf: Sie haben Absichten auf sie.“

„Herr Pollmer, wozu hinterm Berg halten! Es ist, wie Sie sagen.“

„So, so, Herr May. Sie gedenken Emma zu heiraten. So so! Und sie? Was sagt sie dazu?“

„Emma ist einverstanden.“

„Einverstanden? Einverstanden?“ stammelte der Alte in fassungsloser Überraschung. Er lief rot an vor Zorn, holte tief Atem und schrie dann: „Daraus wird nichts! Nichts! Meine Enkelin ist zu Besserem geboren und nicht dazu groß geworden, daß sie sich mit einem armen Teufel durchs Leben schindet! Die kann andere haben als einen Schriftsteller, der, wenn's gut geht, bei etwas Berühmtheit Hunger leidet!“

Karls Einwendungen waren vergeblich. Endlich verließ auch ihn die Selbstbeherrschung.

„Ich weiß schon, Herr Pollmer“, rief er aus, „es ist alles nur Rederei, was Sie vorbringen! In Wirklichkeit wollen Sie mich nicht, weil ich vorbestraft bin!“

„Unfinn! Was heißt ‚vorbestraft‘! Das kümmert mich nicht. Hunderttausende laufen in Freiheit herum, die von rechtswegen ins Zuchthaus gehörten.“

„Wenn es das nicht ist, dann nehmen Sie doch Vernunft an!“

„Vernunft, Vernunft! Eben weil ich Vernunft habe, bekommen Sie Emma nicht! Schlagen Sie sich die Narrheit aus dem Kopf! Ich habe meine Gründe!“

Er stampfte vor Erregung hart mit dem Stock auf den Boden. Der Jähzorn, väterliches Erbteil, bäumte sich in Karl auf. Höhnisch lachte er heraus:

„Schön, Herr Pollmer! Wenn ich Emma nicht bekomme, so nehme ich sie mir!“

„Versuchen Sie es! Sie sollen Ihr blaues Wunder erleben! Mit dem Stock prügle ich Sie hinaus, wenn Sie sich noch einmal unterstehen, mein Haus zu betreten!“

Er ging. Karl blieb in höchster Erregung zurück. Mit fliegenden Händen warf er ein paar Zeilen auf einen Zettel:

„Entscheide Dich zwischen mir und Deinem Großvater. Wählst Du ihn, so bleibe. Wählst Du mich, dann komm' sofort nach Dresden.“

Rasch den Zettel in einen Umschlag. Ein Junge aus der Nachbarschaft mußte ihn bestellen.

Karl überging das Erstaunen seiner Eltern, als er plötzlich erklärte, er reise ab. Mit dem nächsten Zug.

Von Unruhe geplagt, legte er die Bahnfahrt zurück.

Von Unruhe geplagt, verbrachte er den Rest des Tages.
Die Nacht.

Emma — wie würde sie sich entscheiden? Manchmal übermannte ihn Mutlosigkeit. Tor, der er gewesen war, sie vor dieses Entweder — Oder zu stellen! Als wenn es einen Zweifel über ihre Wahl geben könnte! Selbstverständlich blieb sie bei ihrem Großvater. War sie nicht bei ihm aufgewachsen — vaterlos, mutterlos? Der Großvater hatte sie gehütet und behütet, sie vermöhnt, verzogen, so viel es nur in seiner Macht stand. Er hatte sie vergöttert — und jetzt sollte sie den Großvater um feinetwillen verlassen? Welche Vermessenheit, an diese Möglichkeit auch nur einen Augenblick zu glauben!

Aber dann kam wieder die Zuversicht. Hoffnung erfüllte Karl Mays Herz. Er dachte an die seligen Stunden zu zweit allein in den Waldungen am Pfaffenberg — abends, wenn die Dämmerung herniedersank. Hatte sie da nicht stets Worte der Bewunderung für ihn gehabt? Hatte sie nicht geschwärmt von seinen Schriften, von seinem Beruf — geschwärmt, wie es nur ein junges Mädchen kann?

Über etwas gab Karl sich keiner Täuschung hin. Was Emma für ihn empfand, war nicht — Liebe. Nicht die einfache, selbstverständliche Liebe, wie sie etwa seine Schwester Else für ihren Max hegte. Diese Liebe, die eine Mischung war von weiblichem Anlehnungsbedürfnis, bürgerlicher Sehnsucht nach eigenem Hausstand, nach Geborgenheit im gesicherten Hafen, Angst vor dem Altwerden — eine Liebe, mehr oder weniger stark beeinflusst von Wünschen.

Ja, wenn Emma ihn so geliebt hätte! Dann würde

sie kommen. Würde sich nicht einen Augenblick befinnen.

Niedergedrückt kam Karl in Dresden an. Niedergedrückt betrat er seine Wohnung. Er versuchte zu arbeiten. Es wollte und wollte nicht gehen.

Seufzend legte er schließlich den Federhalter zur Seite, schob das Papier von sich. Es litt ihn nicht im Zimmer. Ausgehen! Unter Menschen kommen. In Musik und Trubel Vergessen suchen!

War nicht im „Waldschlößchen“ Bockbierrummel? Ja — je lauter und toller, desto besser! Schon war er auf dem Wege zu den Bahnhöfen. Von dort aus verkehrten Wagen nach dem beliebten Dresdner Ausflugslokal am Rande der Dresdner Heide, droben an den Hängen des Elbtales, wo sich ein unvergleichlich schöner Blick über die Stadt erschließt.

Der überfüllte Wagen rumpelte die Bauzner Straße hinaus, vorüber an den letzten Villen von Dresden-Neustadt. Heiterkeit und frohes Lachen füllten den Wagen. Ein junges Mädchen ihm gegenüber lächelte ihn an — lächelte Karl verstohlen zu.

Es wurde ihm warm ums Herz. Sein Atem ging rascher. Vergessen! Ja, vergessen! Emma — sie war weit. Und für immer verloren. Durch seine Torheit!

Trotz regte sich in seiner Brust. Emma war verloren. Warum nicht nehmen, was der Zufall bot? Waren die Augen seines jungen Gegenübers nicht schwarz und blank wie reife Kirschen? Blinkten sie nicht immer und immer wieder herüber zu ihm? Ganz niedlich angezogen war das Mädchel. Eine kleine Nähmamsell vielleicht. Oder ein Ladenmädchen. Ob sie allein war? Anscheinend. Denn bisher hatte sie weder mit der älte-

ren Frau gesprochen, die rechts neben ihr saß, noch mit dem stutzerhaft gekleideten Herrn zu ihrer Linken.

Erriet sie seine Gedanken? Sie sah angelegentlich in die hintere Ecke des Wagens — und ein flüchtiges Lächeln huschte über ihre etwas derben Züge. Kein Vergleich mit Emma! Aber was Teufel — Emma! Fuhr er zum Bockbierrummel, um an die Verlorene, Ferne zu denken? Nein — vergessen wollte er! Es lebe das Leben! Es lebe die Gegenwart! Und er sandte einen heißen, werbenden Blick zu dem Mädchen hinüber.

„Waldschlößchen“! Alles drängte aus dem Wagen. Zufall, daß Karl unmittelbar vor dem Mädchen ausstieg. Selbstverständliche Zuvorkommenheit, daß er ihr behilflich war, ihr die Hand reichte. Die Trittbretter waren sehr hoch —

„Herzlichen Dank, mein Herr!“ hauchte sie.

„Hallo, Herr Man! Gut, daß ich Sie treffe!“

Karl wandte sich überrascht um. Ein Geschäftsfreund des Hauses Münchmeyer war es, der ihm lachend auf die Schulter schlug. Karl war alles andere als erfreut über das Zusammentreffen. Aber es ging nicht anders. Er mußte ihn anstandshalber begrüßen, ein paar Worte mit ihm wechseln.

Als Karl den unwillkommenen Geschäftsfreund endlich abgeschüttelt hatte, sah er sich vergeblich nach dem Mädchen um. Sie war verschwunden. Sicherlich war ihr die Zeit zu lang geworden. Oder — hatte sie anderen Anschluß gefunden? Pechvogel, der er war!

Beinahe wäre er wieder umgekehrt, ohne in den Trubel des Bockbierfestes hineinzugeraten. Aber was sonst anfangen in dieser Stimmung? Drin in den dicht

befetzten Sälen war laute Musik, war Lärmen und Lachen. Das starke Bier tat auch bei Karl seine Wirkung. Es war ein fideler Kreis, in den er hineingetaucht war, und lange, lange nach Mitternacht erst ging man nach Hause — untergefaßt, singend und johlend —

Mit schwerem Kopf wachte Karl am Morgen auf. Spät, viel später als es seine Gewohnheit war. Sein erster Gedanke — Emma. Von Unrast erfüllt, erhob er sich. Das kalte Waschwasser tat ihm gut. Rasch Kaffee bereiten! Stärker als gewöhnlich. Wohlig schlürfte er das belebende Getränk.

Doch bald überkam ihn die Müdigkeit wieder. Er setzte sich auf den Bettrand — und von neuem überfiel ihn der Gedanke an Emma. Welch unvernünftige Überstürzung! Alles hatte er damit in Scherben geschlagen. In welchen Zwiespalt mochte das arme Mädchen durch sein kategorisches Schreiben gekommen sein! Jetzt, bei ruhiger Überlegung, mußte er sich sagen — sie k o n n t e ja gar nicht anders als bei ihrem Großvater bleiben! Ganz ausgeschlossen, daß sie den alten Herrn im Stich ließ. Er war auf ihre Hilfe angewiesen. Er brauchte sie. Sie war ihm, der Zeit ihres Lebens für sie gesorgt, tief zu Dank verpflichtet. Sie mußte bei ihm ausharren. Auch wenn sie gern zum Freund gekommen wäre.

Außerdem: Was würden die Leute in Hohenstein gesagt haben! Am ersten Tage hätte es sich in der kleinen Stadt herumgesprochen: „Die Emma Pollmer ist fort. Nach Dresden ist sie gefahren. Wegen Mans Karl.“ Karl hörte sie geradezu — die Meischnern und

die Frau Seidelmann, die Frau Kantor und die Dehmen —

Nein, Emma konnte nicht anders als bleiben! Es war eine Unmöglichkeit, was er von ihr verlangt hatte.

Langsam erhob er sich, zog den weiten Havelock an, setzte den Hut auf, griff nach dem Stock. Noch ein rascher Blick in den Spiegel. Karl machte sich auf den Weg zum Barbier. Wie jeden Morgen.

Oder — sollte er es heute nicht lieber sein lassen? Unrasiert bleiben? Es war anderthalb Stunden später als sonst. Doch — warum? Begann er seinen Dienst nicht Tag für Tag weit früher als er verpflichtet war? Was da — er wollte gehen!

Heller Sonnenschein lag über dem Dammweg. Drüben auf dem Bahnkörper rollte ein Zug vorüber. Verweht klang der Schlag einer Kirchenuhr — schon zehn Uhr!

Karl May empfand beinahe etwas wie Beschämung. Er drückte den Hut in die Augen, schritt schneller aus. An der Straßenecke — ja — wahrhaftig! Er sah am hellen Tage Gespenster! Wie sollte Emma —? Unsinn —!

Zwar hatte die Gestalt eine gewisse Ähnlichkeit mit ihr. Und einen hellen Mantel, wie Emma ihn besaß, hatte das Mädchen auch getragen. Aber solche Mäntel gab es in einer Stadt wie Dresden viele Hundert —

Beim Friseur wurde Karl als Stammkunde freundlich und mit gebührender Höflichkeit empfangen. Er brauchte nicht zu warten. Saß gleich darauf im Armstuhl, das weiße Tuch unterm Kinn.

„Wenn es dem Herrn Doktor recht ist, mach' ich

die Tür biffel auf. Daß die fchöne Frühlingsluft herein kann.“

Doktor — Doktor! Wie oft hatte er dem Barbier nicht fchon gefagt, daß er kein Doktor fei! Aber es verleiht niemand fo gern Titulaturen und niemand vergibt fo leichtherzig Adelsprädikate wie gerade diefe Leute. „Herr Baron“ — „Herr Doktor“ — wer nimmt's fo genau, wenn Figaro ihn fo nennt!

Figaro öffnete alfo die Tür feines Ladens. Karl, vor dem Spiegel, konnte darin die Straße fehen. Er bemerkte ein kleines weißes Hündchen, das fein Befen draußen trieb.

Der Barbier verfuchte redegewand, wie es das Vorrecht feines Standes war, die Anfichten feines Kunden über den kürzlich gefchehenen Mordverfuch auf den ruffifchen Zaren zu ergründen. Ein Mann in der Uniform eines Finanzbeamten hatte drei Schüffe auf den Herrfcher aller Reußen abgefueert. Wie durch ein Wunder war der Zar unverlezt geblieben. Der Mantel durchlöchert —

„Vor ein paar Wochen der General — wie hieß er fchon? — ermordet und kurz zuvor der Fürft Krakopin oder Krakoptin oder fo ähnlich! Der Teufel foll die ruffifchen Namen behalten. Und jetzt der Zar. Wetten, Herr Doktor, daß er eines fchönen Tages doch dran glauben muß? Wetten wir? Piff paff, und er ift Zar gewesen. Und ift dann nur noch Gegenftand eines kaiserlich ruffifchen Staatsleichenbegräbniffes.“

Karl hörte auf das Gefchwäg gar nicht hin. Was ging ihn die Wirtfchaft in Rußland an! Er hatte zu arbeiten —

Da — im Spiegel! Schon vorbei — aber es war

wieder jenes Mädchen im grauen Mantel gewesen, die ihn in Gangart und Gestalt an Emma erinnert hatte!

„Oh — hat's der Herr Doktor etwa schwer?“ forschte Figaro über den tiefen Seufzer seines Kunden.

„Rasch, Meister, daß wir fertig werden! Ich muß gehen“, drängte Karl mit einem Male. Unruhe hatte ihn ergriffen. Er konnte ihrer nicht Herr werden.

Aufatmend verließ er den Barbierladen. Er sah die Straße hinauf und hinunter. Von dem Mädchen war nichts mehr zu sehen. Natürlich nicht. Denn seit sie vorübergegangen war, waren gut fünf Minuten verflossen.

Aufgewühlt, weil wieder mit ganzer Stärke die Erinnerung an Emma in ihm wachgeworden war, ging Karl nach seiner Arbeitsstätte. Dammweg — er bog in diese Straße längs der Eisenbahnlinie Dresden—Börlitz ein. An der nächsten Ecke —

„Emma!“ rief er und setzte sich in Lauffschritt. Das Mädchen im grauen Mantel verschwand hinter der Ecke. Karl verdoppelte seine Geschwindigkeit. Ein paar Gassenjungen riefen ihm ein Spottwort nach. Er hörte nicht darauf.

Da lief sie. Jeder Zweifel schwand.

„Emma! Emma! So warte doch!“

Doch sie hastete weiter. Bis sie am Eingang zur Hellerstraße endlich atemlos sich an einen Baum lehnte, Verwirrung, Scham in ihren Zügen.

„Emma, du? So sag doch —“

Er ergriff ihre beiden Hände. Sie ließ den Kopf sinken. Glühende Röte flammte über ihr Gesicht.

Langsam, nach vielem Zureden, löste es sich von ihren Lippen: heute früh mit dem ersten Zuge war sie

von Hohnstein weggefahren. Hatte dem Großvater — der noch geschlafen hatte — einen Zettel auf den Tisch gelegt. Er möge ihr verzeihen. Sie könne nicht anders. Sie müsse nach Dresden reisen. Zu Karl.

„Emma, Geliebte du, du herrliches Mädchen! Wie soll ich dir das je danken! Welches Opfer hast du mir gebracht!“

„Karl, ach Karl — du hattest mir diesen Brief geschickt. Konntest du zweifeln, daß ich mich für dich entscheiden würde?“

„Nein, Liebste, ich hatte es nicht für möglich gehalten“, gestand Karl ehrlich ein. „Denn hinterher kam mir die ganze Erkenntnis dessen, was ich denn eigentlich von dir verlangt habe — Ungeheuerliches, Unerfüllbares —!“

„Und doch bin ich gekommen“, lächelte sie und wandte das Gesicht beschämt zur Seite.

„Ich will dir's nie vergessen, Emma, Wunder einer Liebe . . .“

Überglücklich zog Karl sie mit sich fort, eng Arm in Arm geschmiegt, gingen sie. Verlag Münchmeyer? Redaktion? Was galt das heute! Heute an seinem größten Glückstag!

Er führte Emma in eine nahe Gastwirtschaft in der Antonstraße. „Zum artesischen Brunnen“. Ein gut bürgerliches Haus.

„Warte hier, Liebste“, bat er. „Nur eine Viertelstunde und ich bin wieder bei dir. Ich will Herrn Münchmeyer nur Bescheid sagen, daß ich nicht komme. Mögen sie sich einmal ohne mich behelfen.“

„Aber Karl — wenn man dir Ungelegenheiten bereitet —“

„Was Ungelegenheiten! Hast du nicht Größeres, Schwereres auf dich genommen — meinetwegen?

Nein, keine Besorgnis! Ich habe ja ohnehin noch vier Tage Urlaub. Es ist ganz und gar mein freier Wille, daß ich gestern nach meiner Rückkehr herunter in die Redaktion gegangen bin.

Sieh, Liebe — wir müssen uns doch nachher aussprechen. Was mit dir wird. Ich muß dich irgendwo gut unterbringen. Ich weiß da eine Pfarrerswitwe, eine vortreffliche alte Dame mit zwei Töchtern. Die jüngere ist in deinem Alter. Es wäre eine außerordentlich glückliche Lösung, wenn du bei ihnen unterkommen könntest.“

Karl hatte nicht zu viel versprochen. Nach zwanzig Minuten war er wieder zurück. Emma hatte ihn offensichtlich mit Sehnsucht erwartet. Holdes Erröten flammte über ihr madonnenhaftes Gesicht. Das Leuchten ihrer dunkelblauen Augen erfüllte Karl mit unendlichem Glücksgefühl. Sie liebte ihn! Seinetwegen hatte sie die Heimat verlassen. Seinetwegen trotzte sie dem Willen des Großvaters. Karl mußte, wie sehr Emma an Großvater Pollmer hing — brauchte es noch einen Beweis für die Stärke ihrer Gefühle?

Mit ein paar hastigen Schritten war er bei ihr, küßte ihr heiß und innig die Hände, flüsterte ihr Liebesworte zu. In höchster Glückseligkeit nahmen sie ein kleines Frühstück ein, und in aufgeräumtester Stimmung verließen sie die Gaststätte.

Emma widersprach, als Karl vorschlug, eine Droschke zu nehmen, um zu der Pfarrerswitwe zu fahren.

„Ist es nicht weit“, wandte sie ein, „dann lohnt es nicht, zu fahren. Und ist es weit, dann ist es zu teuer.“

Denk' doch an, Liebster — es ist eine Droschke erster Klasse."

„Ach, was weißt du!“ scherzte Karl und drückte ihren Arm an sich.

„Denkst wohl, ich kenne gar nichts von Dresden?“ erwiderte das Mädchen mit fröhlichem Schmollen. „Ich bin mit Großvater doch schon in Dresden gewesen, und er hat mir's damals erklärt: Blaue Räder zweite Klasse, gelbe Räder erste Klasse. Und dementsprechend teurer!“

„Närrchen!“ lachte Karl. „Der Unterschied ist wirklich nicht so groß. Und außerdem: An einem Festtag kann man sich eine solche geringfügige Extravaganz schon leisten. Oder — bist du etwa nicht der Meinung, daß heute ein Festtag ist?“

„Für mich wohl.“

„Und für mich nicht?“

Emma hatte keine Einwendungen mehr, als Karl ihr galant in den Wagen half, sich zu ihr setzte. Im Gegenteil! Sie fühlte sich auf der Fahrt. Kam sich vor wie eine große Dame. Am meisten, wenn dann und wann ein Fußgänger einen Blick in das vorüberfahrende Gefährt warf.

Wie herrlich, als die Droschke in die breite Allee der Hauptstraße einbog! Als deren Abschluß erhebt sich der stolze Bau der Neustädter Hauptwache, des sogenannten „Blockhauses“. Ein wundervolles, in feiner Umrißlinie festgefügttes Gebäude aus August des Starcken Zeit.

Über die Augustusbrücke ging die Fahrt. Und wenn Emma vorhin, vor ein paar Stunden, bereits über diese Brücke gefahren war, so ging ihr erst jetzt die

ganze Schönheit der prächtigen Stadt Dresden auf. Jetzt, da Karl ihr Erklärungen gab über alles, was es da zu sehen gab.

Einzig schön ist das Stadtbild, das sich von der rechtselbischen Neustadt auf der Fahrt über diese älteste Brücke Dresdens auf die linkselbische Altstadt erschließt.

Die barocke katholische Hofkirche mit ihrem durchbrochenen Turm beherrscht dieses Stadtbild. Dann der stolze Bau des italienischen Meisters Chiaveri am Altstädter Ausgang der Elbbrücke, nahe am Strom. Und daneben, durch einen gewölbten Gang unmittelbar mit der großzügigen, statuengekrönten Kirche verbunden, ein Bau von ganz anderer Artung, das Residenzschloß. Erst bei einem ausgedehnten Umbau um die letzte Jahrhundertwende war der Georgenbau des Residenzschlosses emporgewachsen, der heute den Blickpunkt im Altstädter Stadtbild bildet. Einstmals war dieser Teil des Schlosses niedriger, ganz schlicht, ohne den hohen, markanten Giebel. Und so trat in jenen Jahren, da der junge Karl May mit seiner Emma an einem schönen Tage über die Augustusbrücke fuhr, der Schloßturm mehr noch als heute hervor. Der Schloßturm, der gedrungen und mit einem Kupferhelm bewehrt, an einen aufrechten, riesigen Knecht gemahnt.

Damals stand auch — gegenüber von der katholischen Hofkirche — der vornehm-zurückhaltende Barockbau des Palais Brühl noch, auf der Elbseite durch hohe Rundbogenfenster gekennzeichnet. Und an all diesen Herrlichkeiten fuhren Karl und Emma vorüber.

Unmittelbar vor dem Georgentor, der alten Durchfahrt von der Brücke in die Schloßstraße mit manchem beachtenswerten altertümlichen Hause, bog der

Fiaker links ab. Im Vorblick erschien Dresdens einzigartiges Wahrzeichen: Die gewaltige Kuppel der Frauenkirche.

So schön diese Fahrt gewesen war — um so schwerer wurde Emma mit einem Male ums Herz, als Karl ihr nach einer knappen halben Stunde bedeutete, sie seien nun bald am Ziel. Mathildenstraße!

Pastorswitwe — ach, wahrscheinlich eine alte Frau mit strengem Gesicht und stets fromm gefalteten Händen! Und ihre Töchter? Hochgebildet, hatte Karl gesagt, seien sie. Emma fühlte sich schon jetzt ihnen beschämend unterlegen!

Welcher Irrtum!

„Den Fröhlichen hat Gott lieb“, war der Grundsatz der verwitweten Frau Pastor, und Emma lernte schon in den ersten Stunden eine ihr bis dahin fremde Auffassung von Gottesgläubigkeit und Christentum kennen.

„Wozu hat unser lieber guter Herrgott die Welt so schön gemacht? Etwa, daß wir mit niedergeschlagenen Augen und dauernd salbungsvollem Gesicht herumlaufen? Ach, bewahre“, trumpfte die Frau Pastor auf. „Freuen sollen wir uns über Gottes schöne Welt und dankbaren Herzens hinnehmen, was uns seine Güte beschert.“

Auch Karl May bekam einen Teil dieser eigenartigen Theologie ab — einer Theologie, die mit dem Katechismus und mit der Auffassung eines hohen evangelisch-lutherischen Landeskonsistoriums wohl einigermaßen in Widerspruch stand, Karl aber gar nicht so abwegig erschien.

„Freilich“, war die Frau Pastor fortgefahren, „das

Danken sollen wir nicht vergessen, und sollen stets und anderwärts den rechten Gebrauch von Gottes herrlichen Gaben machen. Nicht sündhaft und lasterhaft — sonst entweihen wir den Tempel Gottes, den die Natur — und den unser menschlicher Leib darstellt!“

Man wurde rasch einig. Die Frau Pastor beglückwünschte „den Herrn Schriftsteller und Redakteur“, wie sie ihn anredete, zu dem klugen Entschluß, das Fräulein Braut bei ihr unterzubringen: Hier sei sie richtig aufgehoben. Hier würde sie alles lernen, was noch nötig sei.

Für Emmas beklommenes „Ach, es fehlt mir ja so viel“, hatte sie nur ein fröhliches Lachen.

„Liebes Kind, ich bin auch vom Lande, und mein lieber Paul — Gott hab' ihn selig — war ein simpler Dorfpastor oben an der sächsisch-preußischen Grenze, in einem Nest, klein wie Bethlehem! Und mit einem Male wurden wir nach der königlich sächsischen Haupt- und Residenzstadt Dresden versetzt, wo die feine Sitte sogar im Hinterhaus bei den Leuten im vierten Stock zu Hause ist! Und, liebes Fräulein Emma: So rasch wie ich mich damals in die neuen Verhältnisse gefunden habe, werden Sie es auch!“

Emma empfand die Art der Frau Pastor sehr angenehm. Deren Töchter waren trotz der ihnen nachgerühmten feinen Bildung gleich frisch und lebensfroh wie ihre Mutter. Rasch war die Freundschaft geschlossen. Vergnügt verabschiedete sich Karl. Doppelt vergnügt, weil die Frau Pastor ihm erlaubt hatte, Emma jederzeit besuchen zu dürfen. Heute abend — selbstverständlich — würde er zum ersten Male von der Erlaubnis Gebrauch machen! Karl pries sich glücklich.

Nach allem Bangen des vergangenen Tages war seine Stimmung gehoben wie seit langem nicht mehr! —

In einem Restaurant in der Stadt nahm Karl ein kleines Mittagessen ein, langte danach, während er auf den bestellten Kaffee wartete, nach einer Zeitschrift und begann darin zu blättern.

Der Kellner stand abseits und musterte von fern den Gast unauffällig. Noch war wenig zu tun. Das Mittagsgeschäft sollte erst beginnen. Also Muße, sich für den augenblicklich einzigen Gast zu interessieren.

„Romischer Kauz“, dachte der Kellner. Als wenn der Griff des Zeitungshalters plötzlich glühend heiß geworden wäre, warf der Gast ihn von sich. Was in aller Welt mochte in der Zeitschrift drin stehen, daß der Gast mit einem Male sich so aufgereggt gebärdete?

Rasch schaute der Kellner mit absichtsvoll gelangweiltem Gesicht zur Seite, denn Karl blickte verstört zu ihm herüber. Ob der Kellner sein erregtes Benehmen bemerkt haben mochte? Mit erleichtertem Seufzer glaubte Karl feststellen zu können, es sei nicht der Fall. Er fuhr sich durchs Haar und nahm mit zusammengepreßten Lippen die Zeitschrift wieder auf.

Er zwang sich zur Ruhe. Blätterte, bis er den Artikel wiedergefunden hatte, dessen Anblick ihn so erschreckt hatte: „Ein Besuch im Zuchthaus“. Es war weder in der Überschrift noch im Text gesagt, welches Zuchthaus es war, das der Verfasser besucht hatte und nun beschrieb. In den beigegebenen Zeichnungen erkannte Karl Man ihm wohlbekannte Gebäude, Höfe, Räume — Waldheim! Hier eine Außenansicht des langgestreckten Bauwerks. Dort das Innere der Anstaltskirche. Der Altar, den er, an der Orgel sitzend,

in dem kleinen Spiegel über den Registern so manchesmal gesehen hatte! Eine Zelle, genau wie jene, die ihn die vier endlos langen, schrecklichen Jahre, die vier Jahre des Grauens, beherbergt hatte. Vielleicht war es gar seine eigene Zelle, die der Zeichner im Bilde festgehalten hatte. Sie waren einander ja vollkommen bis in die geringfügigste Einzelheit gleich, die grauen, düsteren Zellen, die Behausungen des Elends!

Der Kellner kam, brachte den Kaffee. Willkommene Gelegenheit, über die Schulter des Gastes einen Blick in die Zeitschrift zu werfen. Dann würde man ja gleich wissen, weshalb die Erregung! Aber jetzt senkte Karl das Blatt und nahm es erst wieder auf, als der Kellner vom Tisch weggegangen war.

Er zwang sich zum Lesen. Wirklich — die Eindrücke des Verfassers waren zutreffend und anschaulich wiedergegeben. Nur eins hatte er nicht schildern können — die ganze Furchtbarkeit der Einzelhaft. Die unvorstellbare Qual, die das erzwungene, stete Schweigensmüssen auf die Dauer bereitet und die solange anhält, bis der Häftling endlich auch in dieser Hinsicht abgestumpft ist.

Tief in Gedanken ging Karl May, nachdem er gezahlt und die Gaststätte verlassen hatte. Wie lange hatte er nicht mehr an die Vergangenheit gedacht! Wahrhaftig: Wenn er es sich überlegte — die Zeitabstände wurden immer größer. Natürlich — fünf Jahre trennten ihn heute von jenem Tage, da sich die Pforten von Waldheim vor ihm aufgetan hatten. Fünf Jahre, ausgefüllt mit Reisen und Arbeit.

Hoch die Stirn, Karl May! Wozu vorhin dieses

Erschrecken? Weshalb jetzt diese Niedergeschlagenheit? Hatte er seine Vorsätze nicht treulich eingehalten? Gehalten trotz aller Versuchungen? Trotz aller Fallstricke und Lockungen, die die Mißgunst des Lebens ihm bereitet hatte? Ein Mann war er geworden und ein Mann war er geblieben. Und redlich, rechtlich waren diese Jahre seit seiner Entlassung verlaufen! Niemand, der es hätte wagen dürfen, seine Redlichkeit in Zweifel zu ziehen!

Von solchen Überlegungen getröstet und gestärkt, ging Karl seines Weges. Und jetzt bemerkte er auch wieder den herrlichen, warmen Sonnenschein. Jetzt — dachte er auch wieder an Emma. Lag nicht hell und fröhlich wie dieser Tag das Leben vor ihm? Gab es Versuchungen, die ihn in Konflikt mit dem Strafrichter hätten bringen können? Ausgeschlossen! Er hatte festen Boden unter den Füßen, er war wirtschaftlich gesichert. Nicht nur im Augenblick. Nein, aller Voraussicht nach auch für die ganze Zukunft.

Ohne Zweifel — diese Gedankengänge Karl Mays waren begründet. In allen Teilen zutreffend. Nur einen Umstand erkannte der junge, erfolgreiche Schriftsteller nicht: daß eine andere Gefahr ihn umlauerte — eine Gefahr, die eben in seinem Erfolg lag. Darin, daß er begann, einen literarischen Ruf zu bekommen. Und diese Gefahr war groß genug, ihn und sein Werk zu zertrümmern. Alles was er aufgebaut hatte. Diese Gefahr lag außerhalb jeder Berechnung. Niemand, der Karl May hätte warnen können. Wer? Diese Gefahr drohte ihm nicht von außen, sondern in seiner Brust wuchs sie auf — ohne daß er es merkte. Und das Losbrechen des Unheils, es stand nahe, ganz nahe bevor.

Wie hätte er ahnen können, daß stärkster Anstoß dazu just jenes Schreiben war, das Karl May an diesem Tage vorfand, als er seine Wohnung betrat. Aus Regensburg kam es. Vom Verlag Pustet. Einem namhaften, angesehenen Hause.

Wie ehrenvoll! Wie erhebend! Wie würde Emma sich freuen! Wie stolz würde sie sein, wenn er ihr dieses Schreiben vorlas. Dieses Schreiben, das so lautete:

„Sehr geehrter Herr May!

Im Auftrage meines Chefs, des Herrn Kommerzienrats Pustet, soll ich Ihnen, da er selbst soeben dringend geschäftlich verreisen mußte, seine volle Anerkennung über die zwei uns freundlichst übersandten Erzählungen aussprechen, und wollen wir uns zugleich die höfliche Anfrage erlauben, ob und unter welchen Bedingungen Sie bereit wären, eine vertragliche Bindung mit unserem Hause einzugehen, nach der Sie alle von Ihnen geschriebenen Arbeiten zunächst uns zum Erwerb zu vereinbarenden Bedingungen anzubieten hätten. Herr Kommerzienrat Pustet ist der Meinung, daß persönliche Aussprache über einen solchen Generalvertrag erforderlich sein würde. Falls Sie sich — was unser Haus aufs wärmste begrüßen würde — bereitfinden würden, einen solchen Vertrag in Aussicht zu nehmen, läßt Herr Kommerzienrat um gefl. Mitteilung bitten, an welchem Tage er Ihrem sehr geschätzten Besuch würde entgegensehen dürfen. Selbstverständlich würde Herr Kommerzienrat Pustet Sie, sehr geehrter Herr May, bitten, zu den Tagen Ihres Hierseins sein Gast zu sein, wie denn auch die Reisekosten zu Lasten unseres Verlages gehen würden.“

Mit einigen der üblichen kaufmännischen Höflichkeitsfloskeln schloß das Schreiben.

Karl war überglücklich. Immer wieder las er die Zeilen. Laut, mit pathetischer Hervorhebung all der höflichen Formeln, die ihn wie Balsam überliefen. Pustet — ein großer Verlag! Ein Verlag, der in der literarischen Welt einen Namen hatte! Für diesen Verlag sollte er, Karl May aus Ernstthal, schreiben! Im „Deutschen Hauschatz“, einer angesehenen Familienzeitschrift, sollten seine Arbeiten abgedruckt werden!

War das nicht zu viel des Glücks? Und dabei ahnte Karl noch nicht in vollem Umfange, welche Aussichten sich für ihn durch Pustets Angebot öffneten. Erst als er — einige Tage später — in der alten malerischen Donaustadt Regensburg Kommerzienrat Pustet persönlich gegenüberfaß und die näheren Bedingungen hörte, erkannte er, wie es nun möglich sein würde, langgehegte, große Pläne endlich auszuführen. Keine Sorge mehr um den Blattraum! Der Kommerzienrat kam ihm in einer Weise entgegen, wie Karl es sich nie hätte träumen lassen. War es nicht wie ein Wunder? Was ihn so manchesmal bedrückt und ihm das Schaffen erschwert hatte — jetzt wurde es mit einem Male von ihm genommen.

„Sie sollen sich nicht einschränken müssen“, sagte Kommerzienrat Pustet. „Ihrer Schreibweise ist eine gewisse Breite eigen — und eben in dieser Breite der Darstellungen liegt der Wert Ihrer Reiseerzählungen. Sie dürfen sich nicht eingeengt fühlen. Das könnte nur von Nachteil für Ihre Arbeiten sein. Frei und unbekümmert müssen Sie schreiben. Nicht beeinträchtigt von dem Gedanken an mehr oder weniger Raum.“

Die Bedenken, die Karl May äußerte, zerstreute der Kommerzienrat mit freundlicher Gebärde.

„Überflüssige Sorge! Auch dieser Stein soll Ihnen aus dem Wege geräumt sein. Wir treffen die Vereinbarung, daß ich Ihnen Teilzahlungen leiste — soviel Seiten, soviel Geld! Je nachdem Sie liefern. Was heute bei uns eingeht, wird Ihnen am gleichen Tage honoriert.“

Karls anfänglich betont selbstbewußte Haltung verließ ihn angesichts dieses Entgegenkommens.

„Ich bitte Sie, Herr Kommerzienrat — dieses Anerbieten geht zu weit. Das kann ich nicht annehmen!“

Doch der Verleger lachte nur.

„Mißverstehen Sie die Sache nicht! Wo es angebracht ist, kann ich auch anders zu den Herren Autoren reden! Sie werden's kaum glauben: Gerade gestern habe ich einem jungen Schriftsteller arg ernst ins Gewissen geredet. Seine eingereichten Arbeiten habe ich ihm zurückgegeben und hab' ihm aufgegeben, sie auf ein Drittel zusammenzustreichen. Ein Drittel, das dann wertvoll wäre. Die zwei anderen Drittel leeres Stroh und bloßes Wortgeklingel, die braucht's nit. Was glauben's, was der gered't hat, um mich zu überzeugen, daß er gerad' so schreiben müßt' und nit anders! Ich bin fest geblieben. Entweder — oder. Weil ich gewußt hab', daß ich dem jungen Menschen einen Dienst tue, wenn ich ihn zu Konzentration und zuchtvoller Sprache erziehe.“

Karl mußte an Münchmeyer denken. Auch dieser nannte sich Verlagsbuchhändler. Welch ein Unterschied zwischen ihm und dem Kommerzienrat!

Als hätte Pustet seine Gedanken erraten, fuhr er fort:

„Eigentlich ein häßliches Wort ‚Buchhändler‘. Ganz und gar unzutreffend. Sind wir etwa ‚Händler‘? Nein — bei Gott: Wenn wir unseren Beruf so auffassen, wie es richtig ist, dann haben wir ein Amt inne. Wir verwalten höchsten Besitz der Nation: Ihr Kulturgut! Wir sind Anwalt des geistigen Schaffens! Keine ‚Händler‘!“

Welch hochgemute Ansichten. Karl war begeistert über diesen älteren Herrn mit dem kurzgeschnittenen Vollbart, der goldgeränderten Brille.

„Herr Kommerzienrat“, rief er aus, „Ich bin gereist, um überall in der Welt die Spuren Gottes zu finden — und diese Spuren in meinen Schriften aufzuzeigen, das ist das Ziel, das ich mir gesteckt habe! Nicht zufällig habe ich meine ersten Arbeiten ‚Geographische Predigten‘ genannt. Der Titel besagt, was ich wollte — das gleiche, was noch heute meine Absicht ist: Geographie und Predigt! Kenntniss der Erde und ihrer Bewohner verbunden mit dem Ausblick zu einer höheren Welt. Meine ‚Geographischen Predigten‘ sind mir ans Herz gewachsen. Sie bilden die Grundlage für meinen schriftstellerischen Werdegang.“

In der Tat — sie enthalten die Leitgedanken aller seiner späteren Werke, und darüber hinaus lassen sich, wie wissenschaftliche Untersuchungen einwandfrei ergeben haben, im Bild und Motiv, Wort und Ausdruck zahlreiche Übereinstimmungen finden.

„Herr Kommerzienrat — hat nicht ein Großer der deutschen Literatur einmal gesagt: Bücher machen zwar nicht gut oder schlecht. Aber sie können besser oder

schlechter machen? In diesem Sinne schreibe ich. Besser machen sollen meine Bücher. Sollen vor Augen führen, wie alle Schuld sich schon auf Erden rächt! Einem Prediger, einem Missionar gleich ziehe ich hinaus und rufe meinen Lesern immer und immer wieder meine Mahnung zu: Empor zum Reich des Edelmenschen!"

Kommerzienrat Pustet war begeistert.

„Wahrhaftig, Herr May: Der beste Gedanke, den ich seit langem gehabt habe, daß ich Ihnen schrieb! Ich verspreche mir viel, unendlich viel von unserer Zusammenarbeit. Besonders wir katholischen Verleger können Männer wie Sie bestens gebrauchen. Männer, die Können und Charakter und festen Glauben vereinigen.“

Bersonnen sah Karl vor sich hin, spielte verloren mit einem Bleistift.

„Ein Vorschlag, Herr May: Sie nehmen das Nachtmahl bei mir zu Hause ein, und dann verbringen Sie den Abend mit mir im Kreise meiner Familie. Meine Frau wird sich freuen —“

Seltzam — Karl May lehnte die herzliche Einladung ab. Warum? Warum diese plötzliche Unruhe, dieser unvermittelte Ausbruch? Kommerzienrat Pustet konnte sich die befremdliche Art des Schriftstellers nicht erklären.

*

Im „Karmelitenbräu“ in der Speichergasse hatte Karl May sich eingemietet. Aber er ging nicht nach diesem Gasthose, als er den Verleger verlassen hatte. Unfreundlich war das Wetter, und die Straßen waren

fast leer. Karl wandte sich vor dem Haustor nach rechts. Ebenso gut hätte er nach links gehen können. Es war ihm gleich, wohin er kam. Er ging mit hastigen Schritten — und hatte doch keinerlei Grund zu dieser Eile. Sprühregen durchnäßte ihn. Ein scharfer Wind zerrte an seinem Mantel — und doch mied Karl den behaglichen Gasthof mit dem anheimelnden Namen.

An der St. Oswaldskirche vorüber ging er flußaufwärts — dem Winde entgegen. So lange, bis er sich endlich ermattet an die bretterne Wand eines Schuppens lehnte, weit außerhalb der Stadt.

Drüben rauschte die ungebärdige junge Donau. Weit und breit kein Mensch. Niemand sah, wie der Mann am Schuppen die Hände vors Gesicht schlug. Er schluchzte bitterlich auf — derselbe, der vor einer halben Stunde selbstbewußt und in gehobener Stimmung dem Kommerzienrat Pustet gegenübergefessen hatte.

„Ich habe ihn getäuscht.“

Ganz laut sprach Karl Man es aus. Ja, das war es, was ihn plötzlich davongetrieben hatte: daß er sich dem hochherzigen, hochgemuten Verleger gegenüber als der große Idealist aufgespielt hatte. Daß er mit keiner Silbe die tausenderlei Anfechtungen erwähnt hatte, die er ständig abzuwehren hatte. Nichts hatte er davon gesagt, wer er, Karl Man, in Wirklichkeit war. Welche Vergangenheit hinter ihm lag! Getäuscht, betrogen hatte er den Mann. Aus Feigheit. Aus Schwäche.

Auch darin lag eine schwere Unehrllichkeit: Pustet hielt ihn für katholisch. Und er — er hatte mit keinem Wort angedeutet, daß dies ein Irrtum sei.

Im Gegenteil! Hatte er nicht ausdrücklich an sein

Gedicht vom Herrgottschnitzer erinnert? Und an sein „Ave Maria“ aus „Winnetou“?

Die Worte dieses Gedichtes waren seitdem lebendig in ihm. Aber nicht wie sonst, wenn sie ihm einkamen, konnte er sich der wohlgelungenen Verse und ihres Stimmungsgehaltes freuen. Im Gegenteil! Anklagend waren ihm die sonst so trostreichen Worte —

War das Gedicht nicht eine Lüge? Eine Lüge — wie sein Verhalten gegen den hochgemuten Kommerzienrat Pustet? Wie ein schmerzhafter Stachel saß ihm dieser Gedanke im Herzen. Vergeblich alles Sich-wehren! Lüge. Verstellung. Vortäuschen von etwas, was nicht da war!

Noch am anderen Tage, als er still und in sich gekehrt auf der Heimfahrt nach Dresden in der Ecke des Abteils saß, quälte ihn das Bewußtsein schuldhafter Unterlassung. Und es quälten ihn die Worte seines „Ave Maria“. Ob er wollte oder nicht — ununterbrochen mußte er diese Zeilen innerlich sich vorsagen. Immer wieder, unaufhörlich. Und nichts konnte ihn ablenken. Die Aufenthalte auf den Unterwegstationen nicht, nicht die Reisenden, die zustiegen oder den Zug verließen. Nicht die Landschaft draußen.

Er preßte die Zähne vor innerer Marter zusammen! Wie furchtbar war der ununterbrochene Ablauf dieser Verse!

„Es will das Licht des Tages scheiden;
Nun bricht die stille Nacht herein.
Ach könnte doch des Herzens Leiden
So wie der Tag vergangen sein!
Ich leg' mein Flehen dir zu Füßen,

O trag's empor zu Gottes Thron,
Und laß, Madonna, laß dich grüßen
Mit des Gebetes frommem Ton:

Ave ave, Maria . . ."

Eine der schönsten Stellen von allem, was er je geschrieben hatte, war dieser Abschnitt, den Karl May später dem dritten Bande seines „Winnetou“ eingliedern sollte. Als endlich ein tiefer Schlummer den Gequälten überfiel, löste sich die Spannung. Zwar übernächtigt und mit schmerzdem Kopf, aber frei von den Verfolgungen durch die Worte seines Gedichtes, erwachte er, als der Schnellzug sich bereits Glauchau näherte.

Draußen das weite Tal der Zwickauer Mulde. Da — jene Landstraße führte nach Waldenburg. Raum mehr als anderthalb Stunden war es bis zu diesem stillen Städtchen, wo er einst das Lehrerseminar besucht hatte! Heimat die Landschaft, die der Zug durchfuhr! Voll von Erinnerungen, von Beziehungen zu ihm und seiner Vergangenheit!

Stärker und stärker ergriff ihn das Heimatgefühl, je näher er Hohenstein-Ernstthal, seiner Vaterstadt, kam. Niederlungwitz, St. Egidien, das Hainholz, der Hüttengrund —

Karl May atmete schwer. Emma würde ihn in Dresden erwarten. Wie, wenn er dem Drange seines Herzens nachgab und in Hohenstein-Ernstthal ausstieg? Er konnte ja Emma telegraphisch benachrichtigen, daß er erst morgen käme. Nur einen Tag daheim sein! Im kleinen, ärmlichen Weberhause. In der niedrigen Stube. Bei Vater und Mutter.

Wie wohligh war das Gefühl, das ihn beim Gedanken an Heimat und Vaterhaus überkam! Wohligh und schmerzstillend, Ruhe bringend. Hastigh nahm er das Köfferchen aus dem Gepäcknetz, nahm Hut und Mantel an sich, als der Zug sich anschickte, im Bahnhof Hohenstein-Ernstthal zu halten.

Rasch hinaus, ehe der Entschluß ihn reute! Emma würde warten. Würde traurigh sein. Aber als Karl im Bahnhof sein Telegramm an Emma aufgegeben hatte, überwand er die Gedanken an sie. Er sah sich draußen vor dem Bahnhof um, gab sich ganz dem Gefühl hin, wieder einmal daheim zu sein. Langsam schritt er durch die Straßen, nahm mit allem Behagen all die vertrauten Bilder in sich auf.

Sein Schritt stockte. Er verhielt den Atem. Seine Hände krampften sich zusammen.

Torheit! Welchen Streich spielte ihm seine Einbildung! Nein, nein, jetzt erkannte er's genau: Die gedehnten, wehmütighen Töne eines Leierkastens waren es, die der Wind zu ihm herübertrug. Eines der sentimentalien Lieder aus einem zur Zeit viel aufgeführten Singspiel. Solcher Unsinn zu meinen, er hätte sein „Ave Maria“ gehört. Jenes „Es will das Licht des Tages scheiden . . .“ In glücklicher Stunde hatte er einst eine Melodie dazu erfunden — sie wurde ihm jetzt zum Verhängnis. Von neuem stürzte die Melodie ihn in die Pein der Selbstvorfürfe, in das graue Meer der Selbstanklagen.

Unter Aufbietung aller Kraft bezwang er sich, ging die wenigen Schritte bis ins väterliche Haus. Mutter — das wußte er — war um diese Zeit allein.

Sie empfing ihn ohne sonderliche Überraschung. Er

war so oft unerwartet gekommen — ebenso oft schon unvermutet wieder davongegangen. Ein paar belanglose, allgemeine Bemerkungen fielen. Vater sei geschäftshalber in Chemnitz. Er würde erst am Abend nach Hause kommen.

Karl ging zum Brotschrank, nahm sich zu essen. Am ungedeckten Tisch saß er, Brot und Speck ohne Teller vor sich. Er, der in Dresden sich schön eingerichtet hatte. Aber — es war ihm lieb, so zu sitzen und zu essen. Ein Töpfchen dünnen, kalten Kaffee dazu —

Doch lange litt es ihn nicht. Von Unrast erfüllt, sprang er auf.

„Ich geh' bissel in den Wald, Mutter. Nach dem Pfaffenberg zu. Ich möchte wieder einmal die Heimat erleben“, sagte er hastig. Frau May nickte.

„Geh nur. Und bleib' nicht gar zu arg lang aus.“

Damit wandte sie sich wieder ihrem Waschfaß zu. Karl schlüpfte in den Mantel, setzte den Hut auf und ging. Wie er gesagt hatte, in die Waldungen am Pfaffenberg. Erst spät, als es schon dunkelte, kehrte er zurück. Durchnäßt, von der Kälte eingenommen, Fichtennadeln in Haar und Kleidung.

Schwer ließ er sich beim Eintritt ins elterliche Wohnzimmer auf einen Schemel fallen. Mutter May, die dabei gewesen war, die Zeitung zu lesen, wurde es schwer ums Herz. Karl sprach nicht — aber sie wußte auch so genug. Die Mächte der Finsternis waren wieder einmal in ihm wach. Wer weiß warum. Nur nicht davon reden, nicht danach fragen! Viel besser so tun, als merkte sie nichts.

Aber — er fing selber davon an. Gab sich auf sei-

nem Schemel plötzlich einen Ruck, so daß er, der Zusammengesunkene, mit einem Male aufrecht saß.

„Ha, Mutter“, stieß er mit heiserer Stimme heraus, „genau solches Wetter war damals vor elf Jahren! Nur, daß es damals Juni war! Aber genau so rauh und regentrübe wie heute.“

„Was redest du für Unsinn, Junge! Hier, iß lieber! Ich habe dir vom Mittag aufgehoben. Weißkraut und Kartoffeln.“

Sie nahm die Schüssel aus der Ofenröhre und schob sie ihm hin. Aber er hörte nicht, sah nicht. Den leeren Blick starr auf ein Astloch in einem der Dielenbretter gerichtet, sprach er weiter:

„Und es war auch ungefähr um dieselbe Zeit am Tage. Als es anfang dunkel zu werden! Haha — wie der Herr Gendarm lief, als er das Terzerol auf sich gerichtet sah!“

Jäh schlug er die Hände vors Gesicht. Mutter Man trat auf ihn zu und schlug ihm hart auf die Schulter. Es tat ihr weh — aber sie zwang sich, möglichst rauh und in grobem Tone zu sprechen:

„Schäm' dich Karl. Du willst ein Mann sein? Eine Memme bist du. Ein altes Weib wie die Melberten von nebenan. Du hast es gerade nötig, solchem Gemähr nachzuhängen. Wo der Herr Bürgermeister über dich gesagt hat, deine „Rose von Kahira“ müßte er immer und immer wieder lesen! Und weißt du, was der Sohn vom Herrn Stadtrichter Lanrik darauf zur Antwort gegeben hat? ‚Ja, Herr Bürgermeister‘, hat er gesagt, ‚Mans Karl ist wirklich ein Dichter‘.“

Mit ängstlicher Spannung — die sie aber sorglichst verborgen hielt — beobachtete Christiane Man, ob ihre

Mitteilungen von Eindruck auf ihren Sohn sein würden. Nur nicht weich werden! Nur sich nicht merken lassen, daß sie besorgt um ihn war.

So unbefangen wie es nur sein konnte, lachte sie mit einem Male auf.

„Ich alte Mahr-Gusch! Das hätte ich dir doch gleich als erstes erzählen sollen! Weißt du was? Natürlich nicht. Nichts weißt du! Kannst es ja auch gar nicht wissen.“

Mit Erleichterung sah Mutter May, wie Karls Augen sich ihr zuwandten und fragende Erwartung in seinen Blick trat. Ein Triumph ihres natürlichen Feingefühls! Sie hatte vermocht, den Sohn aus seinen Vergangenheit=Verstrickungen zur Gegenwart zurückzuholen. Redselig berichtete sie, wie der Herr Superintendent von Chemnitz neulich — am vergangenen Mittwoch — in einem Vortrag hier in Hohenstein-Ernstthal, im Saale des „Schützenhauses“, sich geäußert hatte. Über wen? Über ihn natürlich. Über Karl.

Von Nordafrika hatte der Herr Superintendent gesprochen. Erzählte wie ein Missionar — Gott, wie hatte er denn nur geheißt? — ihm, dem Herrn Superintendenten, gerühmt habe: Karl May — er wäre doch aus der Nähe von Chemnitz? — hätte in seinem Buch „Durch die Wüste“ Land und Leute von Tripolis und Tunis und wie die anderen Gegenden noch hießen, so haargenau und richtig beschrieben, daß er, der Missionar, der Nordafrika so gut kannte wie seine engste Heimat, es nicht besser schildern könnte.

„Und weißt du, Mutter, wo mein nächstes Buch spielt? Im wilden Kurdistan!“

Seine Augen — Mutter May sah es mit Freude — leuchteten wie immer, wenn er von seinen Arbeiten und von seinen Plänen sprach. Voll Begeisterung fuhr er fort:

„Kurdistan ist eine Landschaft in Kleinasien, von himmelhohen, unwegsamen Gebirgen erfüllt. Dort, wo Euphrat und Tigris entspringen und eisstarrende Felsengipfel sich in der weiten Fläche des Wassers spiegeln, leben als kühnes, stolzes Bergvolk die Kurden. Wohl sind sie wild und hart und rauh in ihren Sitten, und der Handschar, ihr krummes Messer, sitzt ihnen locker genug in der Scheide. Die Blutrache ist bei ihnen heimisch, und unverbrüchlich gilt ihnen die erbarmungslose Regel ‚Auge um Auge, Blut um Blut!‘“

„Junge, woher du nur das alles weißt!“

„Ach, Mutter — wissen tu' ich es ja gar nicht so sehr, als daß ich es sehe! Und wenn ich gleich nie den dreitausendvierhundert Meter hohen Kongur-Dagh und den Viertausender Alagös gesehen habe, nicht den Fünftausender Ararat, den Berg der Arche Noah, und auch all die anderen Berge jenes Gebirges nicht, und ebenso wenig die felsigen Schluchten und die Pässe, die trostlosen Steinwüsten, so ist all das doch so lebendig in mir, als hätte ich Zeit meines Lebens daselbst gewohnt, wäre mit den Kurden, mit den Dschaf und den Dschelaki in ihren Zelten aus schwarzem Filz bei Rusda oder Pilav Jahrzehnte lang zusammengesessen — weiß Gott, mir ist, als hätte ich einst, in einer Zeit, die lang, lang vor mir liegt, alles das in Wirklichkeit gesehen und erlebt! Wie wäre es sonst möglich, daß ich nichts und nichts anderes schreibe, als was eine innere Stimme mir vorsagt? Ich weiß es nicht, woher diese

Stimme kommt. Ich weiß nur das eine, daß ich nichts anderes zu tun habe, als zu schreiben, zu schreiben, zu schreiben."

Er schwieg wie erschöpft. Dann, nach einer kurzen Pause fuhr er von neuem auf.

„Nicht was die nüchterne Vernunft als Wirklichkeit uns zeigt, was wir mit wachen Sinnen uns erträumen, das ist in Wahrheit unser Leben.“

Er schrie es förmlich hinaus — und Mutter Christiane, das Weib, aus den Tiefen des Volkes emporgestiegen, erschauerte vor diesen Worten. Worten ihres Sohnes. Worte dessen, den sie geboren.

„Sieh“, sprach er weiter, weitaus ruhiger als vorher, „es ist eine Todfeindschaft zwischen den muhamedanischen Kurden und den christlichen Armeniern, Todfeindschaft aber auch zwischen ihnen als Sunniten und den Schiitten. Beide sind Mohamedaner. Aber ein Gegensatz besteht zwischen ihnen, so wie bei uns zwischen katholisch und evangelisch. Nur viel ärger. Und blutig besiegelt.“

Klara, Karl Mays zweite Frau, hat Jahrzehnte später, Jahre nach seinem Tode, das Seltsame bestätigt. Die „traumartige Benommenheit“ ist kennzeichnend für sein Schaffen. In diesen Stunden, so schreibt sie, glich er einem Nachtwandler. Und wenn er selber von sich gesagt hat: „Raum hatte ich das Papier vor mich hingelegt, so war es mir, als ob ein unsichtbares Wesen mir die Worte zuflüsterte, die ich schreiben sollte“, so hat Frau Klara May es bestätigt.

„Er ging oft soweit, daß er alles um sich vergaß, nur wie ein Traumwandler an seinen einfachen Mahlzeiten teilnahm und weder hörte noch sah, was um ihn her

vorging. In solchen Zeiten hatte sein Aussehen etwas Verklärtes, Weltabgeschiedenes, und unwillkürlich scheute man sich, ihn anzureden. Sein Geist weilte dann in Gefilden, die der Alltag nicht zu streifen vermag. Proben, die ich anstellte, überzeugten mich davon, daß er Dinge und Ereignisse in diesem Zustande nicht wahrnahm, die sonst sein lebhaftes Interesse fanden.“

Anderntags wieder in Dresden. In seiner schon recht behaglichen, gut ausgestatteten Wohnung. Auf und Ab des Lebens: Gestern, vorgestern, alle tiefsten Tiefen menschlicher Niedergeschlagenheit, heute —

Ja, heute! Als er nach Benützung des letzten Nachtzugs in seiner Wohnung angelangt war, hatte unter anderen Postfachen ein Brief dagelegen. Ein Brief mit einer französischen Marke. Aus Paris. Der Herausgeber der bekannten Zeitschrift „Le Monde“ teilte mit, daß er Monsieur Boulanger — zur Zeit auf Geschäftsreisen in Deutschland und der Schweiz — zu ihm schicken werde, um wegen Übersetzungen seiner Reiseerzählungen ins Französische mit ihm zu verhandeln. Mr. Boulanger wäre ermächtigt, alle angemessenen Bedingungen, die er, Monsieur Charles Man, stellen würde, zu akzeptieren.

Alle angemessenen Bedingungen, die er stellen würde, zu akzeptieren? Alle Wetter — ins Französische übersetzt! Karl Man aus Hohenstein-Ernstthal!

Und da — ein Brief aus Berlin — Absender: René Boulanger. „. . . und werde mir erlauben, am Freitag bei Ihnen vorzusprechen.“

Freitag — das war heute!

Und wahrhaftig — kaum war es elf Uhr vorbei, da

traf Monsieur René Boulanger ein. Die Unterredung wickelte sich in angenehmsten Formen ab.

„Ich bitte nur zu fordern, Monsieur May —“ er sagte „Mäh“ nach der Aussprache seines heimischen Idioms. „Es ist für uns von ‚Le Monde‘ so wertvoll, Werke von Ihnen zu veröffentlichen, daß wir jede Ihrer Bedingungen akzeptieren.“

Wieso, wollte Karl May wissen. Warum dieses Interesse an seinen Reiseerzählungen?

„Ah — weil Sie ein Genie sind, Monsieur May! Weil es seit Jahrzehnten keinen Reiseschriftsteller gegeben hat wie Sie, Monsieur May. Weil Sie unseren Chateaubriand übertreffen, ihn in den Schatten stellen, Monsieur May. Weil Sie das sind, was man den ‚kommenden Mann‘ nennt.“

Wirklich — er erfüllte anstandslos alle die Forderungen, die Karl May für den Nachdruck in französischer Sprache stellte. Möglicherweise wäre er noch über diese Forderungen hinausgegangen, dachte Karl May, als er nach einer einstündigen Unterredung den fremden Besucher zur Tür geleitete.

Welch ein Erfolg! Welch ein Triumph! In eine fremde Sprache übersetzt, abgedruckt in einer der ersten Zeitschriften Frankreichs!

„Naturellement, Monsieur May — wenn Sie einmal kommen nach Paris, Sie werden sein Gast unseres Hauses. Wann, Monsieur May, werden wir erwarten dürfen Ihren werten Besuch?“

Karl May lächelte. So arg eilig hatte man es in Paris, in der Stadt der Welt, ihn zu sehen?

„Nun, Monsieur Boulanger, zunächst habe ich eine längere Orientreise vor — vielleicht, daß ich den Rück-

weg quer durch Afrika nehme und auf der Heimreise, vielleicht von Tripolis aus, Paris berühre.“

„Oh, tun Sie das, Monsieur Man! Und recht bald.“

Man war über diese Rede und Gegenrede die Treppe hinabgeschritten. Man reichte sich die Hände.

„Alors, Monsieur Man — auf recht baldiges Wiedersehen in Paris.“

Ja — was sollte das? Warum war Monsieur Man, eben noch aufgeschlossen und munter, mit einem Male wie versteinert? Warum schaute er so entgeistert über die Straße hinüber? Wer war der Mann, der dort stand? Und — warum dieses jähe Erschrecken Karl Mans, als er diesen Mann erblickte?

René Boulanger vermochte sich's nicht zu erklären. Aber — seine Mission war erledigt. Alles andere? „Merde“, murmelte er und zündete sich im Weggehen eine Zigarette an. Was ging es ihn an, ob und warum Monsieur Man sich so auffällig gebärdete beim Anblick dieses übrigens reichlich unsympathischen Menschen! Er, Monsieur Boulanger, hatte einen Vertrag in der Tasche, der viel günstiger war, als er zu erreichen gehofft hatte! Sein Chef würde mit ihm zufrieden sein! —

„Schopper — du?“ stammelte Karl Man.

„Warum nicht?“ gab der andere höhnisch zur Antwort.

„Was willst du?“

„hm — besonders höflich ist der Empfang nicht, den du mir bereitest!“

„Ja, Emil — ich bin überrascht!“ —

„Und ich kann mir denken, daß du mich nicht eben gern siehst.“

„Nein, Emil, es ist nur die Überraschung, wie ich dir sage.“

„Und das schlechte Gewissen, nicht wahr?“

„Schlechtes Gewissen? Ich wüßte nicht, weshalb.“

„So? Wirklich nicht? Und wer, wenn ich fragen darf, hat mich bei der Polizei in Leipzig verpiffen?“

„Verpiffen? Bei der Polizei?“

Schopper trat dicht an ihn heran.

„Anstandshalber könnten wir unsere Aussprache auch ins Innere des Hauses verlegen“, knurrte er böse. „Oder meinst du, daß es richtiger ist, mich auf der Straße abzufertigen?“

Karl May ließ sich überrumpeln. Er, der in Duzenden seiner Erzählungen die Helden in den gewagtesten Situationen obenauf bleiben ließ — hier, in der einfachen Wirklichkeit versagte er. Er ließ den Lumpen in seine Wohnung ein.

„Mensch — anderthalb Jahr habe ich dir zu verdanken.“

Unwillkürlich wickelte Karl May vor dem anderen zurück.

„Ich verstehe nicht“, stammelte er.

„Aber ich verstehe alles. Oder sollte es Zufall sein, daß mich acht Tage nach deinem Weggang die Polente ausgehoben hat?“

„Ausgehoben? Bei der Polizei verpiffen?“ Karl dämmerte die Erkenntnis der Zusammenhänge auf.

„Glaube mir, Emil, ich weiß nichts davon.“

„Feigling! Erst verpfeifen — und dann: weiß nichts davon!“

„Aber Emil — es ist wirklich wie ich dir sage! Ich

bin damals Hals über Kopf fortgestürzt. Ich hätte gar keine Zeit gehabt, an etwas anderes zu denken.“

„Du Unschuldsamm!“

„So glaub' mir doch, Emil! Ich habe selbst lange genug hinter Schloß und Riegel gefessen —“

„Um so schlimmer, wenn du einen anderen reinlegst!“

„Ich hab's aber nicht getan!“

Ahnte Schopper, daß er die Oberhand hatte? Er trat auf Karl May zu, ballte die Fäuste.

„Ich kann dir sagen: Ich werde mich rächen! Nimm dich in acht!“

„Emil — ich bitte dich! Ich habe mir mit unendlicher Mühe eine Existenz erkämpft. Ich habe alle Hemmnisse niedergekämpft, die sich mir in den Weg stellten — und ich habe Erfolg gehabt. Und —“

„Und Einnahmen“, ergänzte Schopper mit nüchterner Feststellung.

„Auch das.“

„Na also. Und wieviel ist es dir wert, wenn ich stillschweigend wieder gehe?“

„Ich versteh' dich nicht.“

„Wirklich nicht? Wo es doch so einfach ist! Zahlen heißt es, zahlen!“

Karl May griff sich nach dem Herzen. Ein Erpresser!

„Na also: Wieviel, Freundschaft?“

„Fünfhundert“, würgte Karl mühsam heraus.

„Wieviel? Daß ich nicht lache!“

„Tausend?“

„Mehr. Langt nicht.“

„Mehr kann ich nicht geben. Ich habe nicht mehr.“

„Du kannst auch nicht mehr geben, wenn ich hin-“

gehe und überall erzähle, was früher gewesen ist? Verstehst du, überall!“

„Über Schopper, nimm doch Vernunft an! Tausend Mark habe ich hier —“

„Schopper will mehr haben. Viel mehr.“

„Die Bank ist geschlossen.“

„Mir gleich! Mehr — oder — ich fange an zu reden. Heute noch. Noch in dieser Minute. Zuerst hier im Hause. Dann nebenan. Gegenüber. Überall, wo man dich kennt.“

„Auf Ehrenwort, Schopper, ich habe nicht mehr Geld als diese tausend Mark. Morgen, sobald die Bank offen ist, sollst du mehr haben. Noch tausend.“

„Und das soll ich glauben? Willst mir morgen statt der zweiten Tausend die Polizei auf den Hals schicken, wie schon einmal!“

„Wenn ich dir versichere —“

„Ach was! Schaff' Geld! Alles andere ist ja Mist!“

Die Knie zitterten Karl May. Er war erdfahl. Kalter Schweiß stand ihm auf der Stirn.

„Gut“, sagte er mühsam. „Warte zehn Minuten. Ich werde sehen, daß ich mir in der Nachbarschaft etwas borgen kann.“

„Ich warte. Zehn Minuten. Nicht eine länger. Bist du dann nicht zurück, kannst du sicher sein, daß morgen die Kinder hinter dir herlaufen und dich „Spitzbube“ nennen und dir „Schwindler“ und ähnliche Schmeicheleien nachschreien. Und die Erwachsenen werden einen Bogen um dich machen und werden sagen — —“

„Schweig, Schopper! Ich gehe. In zehn Minuten also!“

Ein unendlich bitterer Gang für Karl May. Von

„momentaner Verlegenheit“ sprach er, von „Bank schon geschlossen“, „einem alten Freund aus einer dringenden Not zu helfen.“ Und er hatte Erfolg. Hier fünfzig, dort hundert, noch einmal fünfzig. Schließlich fünfundsiebzig. In Schweiß gebadet, atemlos langte er zu Hause an, unterwegs von sinnloser Angst geplagt. Wenn Schopper schon gegangen wäre? Er sah ihn laufen, hörte ihn sprechen. Hörte die furchtbaren Worte „Diebstahl, Unterschlagung, Urkundenfälschung“, den entsetzlichen Namen „Waldheim“!

Nein — Gott sei Dank! Schopper saß noch da und wartete, die Uhr in der Hand.

„Dein Glück, daß du kamst. Schon sechs Minuten über die Zeit. Eben wollte ich gehen. — Na, was hast du zu bieten? Laß hören!“

Wortlos warf Karl die Scheine und eine Handvoll Silber auf den Tisch. Ungeniert begann Schopper zu zählen.

„Zweihundertfünfundsiebzig? Na, nicht eben viel.“ Gelassen steckte er das Geld in die Tasche.

Karl May packte von neuem die Angst. Welche Sicherheit hatte er, daß Schopper trotz des erhaltenen Geldes ihn nun nicht doch an den Pranger stellte? Welche Sicherheit? „Keine“, mußte Karl May sich gestehen. Er war ihm ausgeliefert. Und möglicherweise kam Schopper über kurzem oder langem wieder. Zu neuer Erpressung.

„Könntest mir zum Abschied noch eine Zigarre geben, Freundschaft“, bemerkte Schopper gemütlich, indem er sich den Mantel zuknöpfte.

„Da.“

May schob ihm seine Tasche zu. Schopper steckte sie

ein. Mit einem Seufzer der Erleichterung sah Karl May den ungebetenen Besucher gehen. Er warf sich aufs Sofa und barg das Gesicht in den Händen, an Leib und Seele gebrochen. Die Sicherheit, in der er sich mehr und mehr gewiegt hatte, daß über alles Vergangene längst Gras gewachsen sei, jetzt, nach vielen Jahren — diese Sicherheit war zerronnen. Auf tönernen Füßen stand sein Ruf, sein Glück, seine Existenz. Jeder, der von seiner Vergangenheit wußte, war in der Lage, ihn zu vernichten. Literarisch wie bürgerlich zu vernichten. Und — auch wirtschaftlich.

War seine Existenz nicht auf einer Lüge aufgebaut? Nur solange die Lüge trug, war er sicher. Wehe ihm, wenn sie brach.

Wie grausam wahr und logisch sein Gehirn doch die schrecklichen Erkenntnisse dieser Stunde aneinanderreihete! Nicht genug, daß seine Zukunft an hauchdünnem Faden hing. Voll Verzweiflung wurde der Unglückliche sich bewußt, wie ein Ruchbarwerden seiner Vergangenheit ihn um so vernichtender treffen würde, je größer sein literarischer Ruf, je größer sein Name wurde!

Hatte es überhaupt einen Sinn, weiter zu streben? Wo jeder Tag den Sturz ins Bodenlose bringen konnte? Jeder Tag. Jede Stunde.

*

Das Leben duldet keinen Stillstand. Wer sich nicht selbst aufgeben will, muß sich aus jedem Niederbruch wieder aufrappeln und sich weiter mühen. Eine Geschäftsreise führte Karl May ein paar Tage später nach

dem Rheinland, nach Baden, Württemberg. Emma war indessen nach Hohenstein-Ernstthal zu ihrem Großvater gegangen. Es wurde vereinbart, daß Karl sie bei seiner Rückkehr abholen sollte. Zu gemeinsamer Fahrt nach Dresden. Der Großvater Pollmer hatte Emma verziehen. Hatte sich damit abgefunden, daß sie einen Schriftsteller heiraten wollte. Wobei dahingestellt sein mag, ob Großvater Pollmer seine frühere Ansicht geändert hatte, nach der jeder Schriftsteller notorisch ein Hungerleider sein müsse. Was seine Enkelin ihm von den Honorareinnahmen Karl Mays — durchaus wahrheitsgemäß — erzählt hatte, mußte ihn wohl zu einer anderen Auffassung führen.

Eine Wandlung in letzter Stunde.

Karl May kehrte zurück. Mit dem Schnellzug, der am Abend von Hof in Hohenstein-Ernstthal ankommt. Heimatluft! Sonderbar, daß sie stets von neuem ihren unerklärlichen Zauber geltend machte! Wie oft war Karl May nicht auf dem heimischen Bahnhof angekommen — unter den verschiedenartigsten Umständen. Von entfernten Zielen kommend. Aus Nordafrika. Aus Amerika. Aus Dresden. Aus — den dunklen Häusern des Grauens. Aber stets war es ihm eigen ums Herz gewesen. Stets hatte er sich erleichtert gefühlt. Geborgen.

Auch diesmal. Anfangs April des Jahres 1880 übte der Anblick des heimatischen Bahnhofes, der Anblick des Doppelstädtchens, der Wälder und Felder und Häuser, ihren unbegreiflichen Zauber aus. Tief sog Karl May die Luft ein.

„Ei wei, Herr May! Gerade rechte Zeit, daß Sie

kommen“, begrüßte ihn der Bahnhofsassistent Bäumler mit kleinstädtischer Vertraulichkeit.

„Rechte Zeit?“ fragte Karl May zurück. „Ich verstehe nicht.“

„Ei freilich — der alte Pollmer ist doch gestorben. Schlaganfall. Ausgerechnet heute nacht.“

„Der alte Pollmer? Unmöglich!“

„Wieso unmöglich? Sterben müssen wir alle. Und er hatte doch das Alter danach.“

Trotzdem wollte die Nachricht Karl May nicht in den Kopf. Emma — wie würde sie den Schlag aufnehmen! Wie würde er sie antreffen! Mit eiligen Schritten strebte er Pollmers Haus zu.

„Der Großvater“, stammelte Emma, als er leise die Tür öffnete.

„Ich weiß, Liebling. Ich habe es schon gehört.“

„Er ist bei Bewußtsein. Aber er kann nicht mehr reden.“

„Also lebt er noch?“

„Schon. Aber er ist sehr, sehr schwach. Er kann sich auch nicht mehr bewegen.“

Karl trat in die Krankenstube ein. Der Alte erkannte ihn. Man merkte es ihm deutlich an. Seine Blicke hefteten sich an Karl Mans Gesicht. Seine kraftlosen Lippen versuchten vergeblich, Worte zu formen. Er brachte mit Mühe nur ein unverständliches Lallen heraus. Hastiger ging sein Atem. Aus seinen Augen sprach eine ungeheure Angst. Emma weinte leise vor sich hin. Karl stand erschüttert neben ihr.

Der Arzt kam. Er war, von Emma gerufen, schon am Morgen dagewesen.

„Fräulein Pollmer, ich kann Ihnen nichts anderes

sagen, als daß keine Hoffnung mehr ist. Hier ist alle menschliche Hilfe vergebens."

Nach ein paar allgemeinen Trostworten ging er.

"Karl", schluchzte Emma auf, "nun habe ich nur noch dich!"

"Sei ruhig, Kind! Mach dem Großvater das Sterben nicht schwer."

"Karl, liebster Karl — ich kann nicht mehr! Verlaß mich nicht! Bleib du bei mir!"

Sie sank vor ihm in die Knie und schlug die Hände vors Gesicht.

"Aber Liebling — es ist doch selbstverständlich, daß ich bei dir bleibe. Von Verlassen kann nie und nimmer die Rede sein!"

Nach langem Zureden beruhigte sich Emma. Karl blieb. Am Abend schlug Großvater Pollmers letzte Stunde —

Karl May erfüllte Emma noch einen weiteren Wunsch: Nach ihrer Verheiratung — ein Jahr später, am siebzehnten August — blieben sie in Hohenstein-Ernstthal wohnen. Am oberen Markt mieteten sie eine Wohnung. In rascher Folge entstanden neue Reiseerzählungen. Die Fortsetzungen zu „Durch die Wüste“ und zu „Durchs wilde Kurdistan“: „Von Bagdad nach Stambul“, „In den Schluchten des Balkan“.

Beim Verlag Pustet in Regensburg erschienen diese Erzählungen von Kara Ben Nemsi, von Hadschi Halef Omar — und Kommerzienrat Pustet hielt sein Versprechen. In keiner Weise wurde der Verfasser eingeeengt. Er konnte unbesorgt erzählen, fabulieren, seine lehrhaften Beschreibungen einfügen. Und pünktlich kam das Honorar zu ihm nach jeder Lieferung.

Wer je einmal in Dresden gelebt hat, den wird es immer wieder nach dieser wundervollen Stadt ziehen, nach der Stadt des Barock, nach der Stadt der Kunstsammlungen, nach der einzig schönen Landschaft an Strom und Hang!

Auch Karl und Emma May konnten nicht widerstehen. Im Sommer 1882 reisten sie für ein paar Wochen nach Dresden. Die Museen wollten sie besuchen, ins Theater gehen, Ausflüge unternehmen. Nach Jagdschloß Moritzburg inmitten weiter Wälder, blinkender Teiche. Nach Pillnitz, dem reizvollen Lustschloß unter Rebenhängen an der Elbe, in die Sächsische Schweiz mit ihren Felsen, ihren Schluchten.

Im bestens bekannten Hotel Trompeterschlößchen am Dippoldiswalder Platz, inmitten der Altstadt gelegen, stieg das Ehepaar May ab. Es ist ungeklärt geblieben, wie Frau Emma zu ihrer seltsamen Bitte gekommen ist, die sie am ersten Abend ihres Dresdner Aufenthaltes äußerte: sie wollte Herrn Münchmeyer kennenlernen.

Wohl — Karl hatte ihr mancherlei von ihm erzählt. Auch davon, daß er Münchmeyers Schwägerin einst hatte heiraten sollen. War es deshalb, daß Emma den Verleger sehen wollte? Oder weil sie gehört hatte, er sei ein guter Gesellschafter, ein gewandter Plauderer und — sehr galant gegen Damen?

Karl May war von der Idee wenig entzückt. Einmal war es ihm peinlich, Münchmeyer die Frau vorzustellen, deretwegen er seine Schwägerin ausgeschlagen hatte. Und dann — freilich: Er hatte sich nichts vorzuwerfen. Aber trotzdem fühlte er sich in gewisser Weise in der Schuld Münchmeyers. Er hatte ihn seinerzeit

ziemlich plötzlich verlassen. Ohne daß Münchmeyer einen geeigneten Nachfolger für ihn gehabt hatte.

Trotzdem: Emmas Bitten vermochten ihn jetzt zu bewegen, den ehemaligen Chef aufzusuchen. Ein Entschluß, der — ohne daß es May ahnen konnte — für seine Zukunft von schwerwiegendsten Folgen sein sollte. Wenn Karl May zwei Jahrzehnte später alle Qualen der Hölle auf Erden auskosten mußte — damals, in jenen Sommertagen des Jahres 1882, nahm das Verhängnis seinen Anfang. Damals, als er Emmas Wunsch erfüllte und er von neuem zu Münchmeyer in Beziehungen trat.

So beschreibt er jenes erste Wiedersehen mit Münchmeyer:

„Ihrem Wunsche entsprechend, ging ich Abends, es war in der Dämmerstunde, mit ihr in die mir bekannte Stammkneipe Münchmeyers, in das Rengersche Gartenrestaurant am hiesigen Plauenschen Platz. Als wir dies Restaurant betraten, sah ich Münchmeyer als einzigen Gast im Garten an einem Tisch sitzen, den Kopf auf die Arme gestützt, mit dem Rücken nach dem Eingange zum Gartenrestaurant. Er saß da, wie ein Mensch, der mit schweren Sorgen zu kämpfen hatte. Ich machte meine Frau auf ihn aufmerksam, ging von rückwärts an ihn heran, hielt ihm beide Hände vor die Augen und ließ ihn raten, wer ich sei. Münchmeyer erkannte mich sofort an meiner Stimme. Er war sehr erfreut, mich wiederzusehen und meine Frau kennenzulernen; er begrüßte mich mit den Worten: „Sie schickt mir der liebe Gott.“ Ich setzte mich dann mit meiner Frau an seinen Tisch und wir frischten alte Erinnerungen auf. Münchmeyer wußte bereits, daß ich da-

mals für die im Pustetschen Verlage erscheinende Zeitschrift „Der Hauschag“ Reiseerzählungen geschrieben hatte und noch schreibe und daß einige dieser Reiseerzählungen bereits in Frankreich in französischer Übersetzung erschienen waren. Für den Pustetschen Verlag hatte ich damals, soviel ich mich entsinne, die Reiseerzählungen ‚Blögeda Padisshanim‘ (Im Schatten des Großherrs), ‚Orangen und Datteln‘ geschrieben. Diese waren auch in französischer Übersetzung herausgekommen. Münchmeyer erklärte mir dann, daß es ihm, seit ich von ihm fort sei, nicht gut gegangen sei, daß er die drei Zeitungen, die ich bei ihm gegründet hatte, hätte eingehen lassen müssen und daß ich derjenige sei, der ihn wieder herausreißen könne. Er sagte mir insbesondere noch, daß er meine Schreibweise ganz genau kenne und bat mich, für ihn einen Roman zu schreiben, da ich ihn doch seinerzeit durch mein plötzliches Fortgehen geschädigt hätte. Ich erwiderte Münchmeyer, daß ich keine Zeit hätte und auch nicht die mindeste Lust verspürte, mich wieder mit der Kolportage abzugeben.“

Münchmeyer war ein Fuchs. Wahrhaftig — er verstand, galant gegen Damen zu sein. Auch — gegen Emma Man.

„Herr Man, ohne Schmeichelei“, rief er dem Schriftsteller zu, sein Glas erhebend, „Sie sind zu beglückwünschen, eine derartig entzückende Frau zu haben. Und Sie“, wandte er sich an Emma, „sind zu beglückwünschen, einem Mann zu gehören, der so rasch zu Berühmtheit gelangt ist, wie Ihr Karl. Quatsch — was sage ich ‚Ihr‘ Karl. ‚Unser‘ Karl selbstverständlich! Denn bei mir — so ist es und nicht anders — hat

er sich seine literarischen Sporen verdient. Wenn er mich auch — was, Herr May? — plötzlich schmählich hat sitzen lassen!“

Karls Einwendungen ließ er nicht gelten. Er hörte gar nicht recht hin. Denn — es war ihm gänzlich gleichgültig, was Karl May sagte. Sein ganzes Sinnen und Trachten war auf Frau Emma gerichtet. Er war sich völlig klar: Wenn es ihm gelang, Frau Emma zu gewinnen, dann war sein Plan geglückt. Dann war Karl May ihm von neuem verfallen.

Also:

„Frau Emma — Sie sind schön wie ein Engel. Nein — ohne Übertreibung! Sie sind ein Engel. Nur Engel sind so schön und mild wie Sie.“

Wieder war es schicksalhaft, daß ein Herr den Wirtschaftsgarten betrat, der Karl May von seiner Dresdner Zeit her kannte. Es ließ sich nicht vermeiden, daß Karl für einen Augenblick um Entschuldigung bitten mußte, um einige Worte mit diesem Bekannten zu wechseln. Münchmeyer mußte diese Zeit zu nützen.

„Ja, Frau Emma — ein Engel sind Sie. Und mir können Sie zum Engel der Rettung werden. Ach, schöne Frau, wenn Sie wüßten, wie sehr ich in meiner Not einen solchen Engel brauchen könnte!“

Er seufzte schwer, ließ den Kopf sinken, und wie in tiefem Schmerz faßte er nach ihrer Hand.

„Rettungengel“, murmelte er dumpf — und zog plötzlich ihre Hand an die Lippen.

„Aber Herr Münchmeyer —“

„Nein, schönste der Frauen — lassen Sie mich! Kann ich dafür, wenn das Gefühl mich überwältigt? Ich sehe die Rettung aus meiner Not vor mir — in

Ihnen! Ein Wort von Ihren Rosenlippen und alles ist gut."

"Ich verstehe nicht, Herr Münchmeyer. Wieso sollte es in meinen schwachen Kräften stehen, Ihnen aus der Not zu helfen —"

"Würden Sie es tun wollen?"

"Wenn ich wüßte, wie — dann gern!"

"Nichts leichter als das. Bitten Sie Ihren Herrn Gemahl, daß er einen Roman für mich schreibt. Einen einzigen. Und ich bin gerettet."

"Wirklich?"

"Wenn ich es Ihnen sage! Und, schönste Frau — Ihrer Bitte kann er nicht widerstehen! Wer vermöchte es, Ihnen etwas abzuschlagen! Dem bittenden Blick Ihrer Taubenaugen! Dem Flüstern dieser Rosenlippen! Ach, Frau Emma! Noch einmal jung sein — so jung, daß man es wagen könnte, seine Augen zu einer Frau zu erheben wie — Sie!"

Noch immer hielt er ihre Hand in der seinen. Besorgt sah Emma nach Karl aus. Aber der stand noch in eifrigem Gespräch mit dem Bekannten.

"Schöne Frau —" redete Münchmeyer, die Zeit nützend, eifrig auf sie ein. "Es ist, wie ich Ihnen sage; Ihr Mann hat mich Knall und Fall verlassen. Ich fand keinen anderen für seine verlassene Stelle. Ich selber? Ja, liebste Frau Emma, ich bin Verleger. Kein Redakteur. Noch dazu ein Redakteur von solchen Fähigkeiten wie Ihr Herr Gemahl. Gewiß, ich habe versucht, die von ihm gegründeten Blätter weiterzuführen. Aber es ist nicht gelungen. Sie haben — ich gestehe es ruhig ein — rasch an Wert verloren, sind bald — eingegangen."

Er schaltete eine wohlberechnete Kunstpause ein und holte tief Atem, ehe er in weinerlichem Tone fortfuhr:

„Dabei ist es nicht geblieben. Es wollte und wollte mir nichts mehr gelingen. Verlust ist auf Verlust gefolgt — und jetzt bin ich auf dem Standpunkt Hamlets angekommen: Sein oder Nichtsein.“

Münchmeyer ließ den Kopf sinken, hob ihn langsam wieder. Er sah Emma mit tieftraurigem Blick an.

„Ich war vollständig fertig. Vollkommen mutlos. Hoffnungslos am Ende. Keine Hilfe, keine Rettung, dachte ich, und alles Grübeln nach einem Ausweg war erfolglos. Da — kamen Sie. Sie und Ihr Gatte. Wie vom Himmel in diesem Augenblick geschickt.“

Er zog Emmas Hand an seine Brust. Seine Augen begannen zu leuchten. Wie in verhaltenem Jubel klang seine Stimme, als er weitersprach:

„Und nun weiß ich, daß ich gerettet werde! Durch einen Roman des berühmten Schriftstellers Karl May. Durch seine reizende, junge, liebe, gute Herzensfrau, die dem Gatten keine Ruhe lassen wird, bis er ‚ja‘ sagt!“

Nie hatte jemand so zu Emma gesprochen. Nie ihr ein Mann so feurig ins Auge geschaut. Mochte Münchmeyer auch ein alter, ergrauter Mann sein — sein wohlberechnetes Gebaren blieb auf ihr naives Gemüt nicht ohne Wirkung. Und er erkannte, daß die Chancen für ihn günstig standen! Rasch noch ein paar Schütten Öl ins Feuer!

„Junge, entzückende Frau — sagen Sie selbst: Wer ist schuld, daß es mir jetzt schlecht geht? Vor sechs Jahren habe ich ohne Übertreibung sehr gut dagestanden. Aber weil Herr May partout meine Schwä-

gerin, die Anna, nicht hat heiraten wollen, ist er aus der Redaktion weggelaufen — und ich war ruiniert. Ist es da nicht recht und billig, daß er mir jetzt unter die Arme greift?“

Emma konnte sich dieser Argumentation nicht verschließen, und daß Karl May selber ihnen eine gewisse Berechtigung zugestand, beweisen seine eigenen Worte, mit denen er Jahrzehnte später darüber spricht. Nämlich so:

„Was diesen letzten Gedanken betraf, so fühlte ich gar wohl, daß etwas Wahres daran sei. Man hatte damals meine Bereitwilligkeit, die Schwester der Frau Münchmeyer zu heiraten, für so selbstverständlich gehalten, daß überall davon gesprochen wurde. Dadurch, daß ich den Plan zurückwies, hatte nicht nur dieses Mädchen, sondern auch die ganze Familie eine beinahe öffentliche Zurücksetzung erlitten, an der ich zwar nicht die Schuld trug, die mich aber geneigt machte, als Ersatz dafür Münchmeyer irgendwie dienstbar zu sein. Hierzu kam, daß wir uns nicht gezankt hatten, sondern in Frieden voneinander gegangen waren. Aber auch in geschäftlicher Beziehung lag kein zwingender Grund vor, mich zu weigern. Der Umstand, daß Münchmeyer Kolportageverleger war, bedeutete für mich keine Veranlassung, ihm nun auch meinerseits nichts anderes als nur einen Schund- und Hintertreppenroman zu schreiben. Es konnte etwas Besseres sein, eine gegliederte Folge von völkerkundlichen Erzählungen, wie ich sie Pustet und anderen Verlegern lieferte. Tat ich das, so war damit auch meinem Lebenswerk gedient, und ich konnte das, was ich für Münchmeyer schrieb, ganz ebenso später in Buchform erscheinen las-

fen, wie das für meine Hauschagerzählungen beabsichtigt war.“

Trotzdem — Karl May war nicht eben angenehm berührt, als er am anderen Vormittag — reichlich früh, kaum neun Uhr vorbei — durch Herrn Münchmeyers Besuch an seine Zusage vom Abend vorher erinnert wurde. Ein anderer an seiner Stelle hätte geflucht! Ein anderer getobt. Er — seufzte, sagte Emma, die sich erst für den Tag zurecht machte, ein entschuldigendes Wort, und ging hinunter ins Frühstückszimmer, wo Heinrich Münchmeyer auf ihn wartete, wie der Kellner ihm mitgeteilt hatte.

Münchmeyer war obenauf. Auf Karl Mans „Ja, grundsätzlich gern — möchte erst überlegen — werde Ihnen schreiben“, antwortete er mit dem lauten, jovialen Lachen, das Karl May von seiner Dresdner Zeit her noch in Erinnerung hatte. May wußte auch, daß dieses betonte Lachen Herrn Münchmeyers dazu diente, Unsicherheit zu überbrücken.

Kein Zweifel — er war der Schwächere, Münchmeyer der Überlegene. Nur ein paar Minuten, und er war gänzlich in dessen Schlepptau.

„Waldröschen“ sollte nach des gewiegten Verlegers Wunsch der neue Roman Karl Mans heißen. „Waldröschen“ — ein Titel, der dem künftigen Autor zu farblos, zu kitschig, zu nichts sagend war. Aber der Verleger als der stärkere Wille obsiegte. Als „Waldröschen“ ist der Roman geschrieben worden — und hat unter diesem Titel seinen Erfolg gehabt.

Gleichgültig für den weiteren Verlauf der Tragödie Karl May, was der Inhalt des „Waldröschens“ ist. Es enthält Zugeständnisse, starke Zugeständnisse an den

Geschmack der breiten Massen, an die er sich richtete. Es war Futter für die „Kolportage“.

Als „Hundertheftroman“ war diese Kolportage organisiert. Ein reddegewandter Reisevertreter des Verlages sprach an schönen Vormittagen vor — wohlge-merkt, vormittags, wenn der Mann nicht daheim und er bei der Frau weitaus leichteres Spiel hatte. Er brachte das erste Heft des Romanes mit — stets stärk-stens auf Spannung gerichtet. Von den kräftesten Sprachmitteln unterstützt und — dort abbrechend, wo die angefangene Handlung am spannendsten war.

Zehn Pfennige die Woche — jeweils Freitags, wenn es Geld gegeben hatte, würden die folgenden Hefte geliefert werden. Jedesmal ein Heft. Zweiun-dreißig Seiten. Zweiunddreißig Seiten so voll von Spannung, daß man kaum das nächste Heft erwarten konnte — und nur zehn Pfennige! Es lohnte sich ja gar nicht, darüber zu reden! Zehn Pfennige pro Woche würden vom Wirtschaftsgeld schon noch abfallen! Außerdem — so der Reisevertreter mit listigem Augen-zwinkern —: Wenn „er“ dahinter kam — er war, das hatte die Erfahrung tausendfach gelehrt, am Ende ge-nau so verbrannt auf die Fortsetzung wie die Frau!

Und schon war der Bestellschein unterschrieben. Un-gelesen, versteht sich. Damit war man — unkündbar zur Abnahme der hundert Hefte des Romanes ver-pflichtet. „Mündliche Abreden des Vertreters sind un-gültig. Gerichtsstand für beide Teile ist Dresden“ —

Karl May kannte diese Geschäftsmethode des Kolportage-Romanes natürlich von seiner früheren Münchmeyerschen Praxis her. „Kolportage“ — der Name kommt von dem Kolporteur her, der die Ro-

mane auf die geschilderte Weise an den Mann zu bringen hat. Kein schlechtes Geschäft für ihn — noch weniger für den Verleger. Und auch kein schlechtes Geschäft für den Verfasser.

Heinrich Münchmeyer war schlau genug gewesen, diesen Gesichtspunkt Frau Emma gegenüber gebührend zu unterstreichen, als er gestern abend Gelegenheit gehabt hatte, allein mit ihr zu sprechen. Karl sollte die Auswirkung dieses Einflusses noch zu verspüren bekommen! Emma wurde diejenige, die nun ihren Mann zum Arbeiten anspornte. Nicht zum Arbeiten für die „literarischen“ Zeitschriften. Nicht für Rosegggers „Heimgarten“, Pustets „Hauschatz“, Spemanns „Kamerad“. Ach wo! Diese Zeitschriften mit gutem Namen — wie war es in punkto „bezahlen“ mit ihnen bestellt? Zahlten sie entsprechend ihrem Ruf? Nein. Alles andere als das! Und außerdem: Sie verlangten hochwertige Arbeit, stellten Ansprüche, hatten dauernd Wünsche, Ausstellungen, eigene Meinungen. Wie einfach dagegen die Arbeit für Münchmeyer! Der nahm unbesehen, was ihm eingesandt wurde. Münchmeyer hatte nie Wünsche, Ausstellungen, Meinungen! Die Arbeiten für ihn brauchten keine Überlegung vorher, hinterher keine Durchsicht. Wie es aufs Manuskript-Papier geworfen wurde, so war es recht. Wie rasch waren die vierundzwanzig Druckseiten für eine Lieferung fertig! Vierundzwanzig Druckseiten = sechsunddreißig Seiten in der sauberen, klaren Handschrift Karl Mans. Und sechsunddreißig Seiten handschriftlich, bei Karls erstaunlichem Fleiß und bei seiner ungewöhnlichen Arbeitsleistung war das die Frucht eines Vormittags und eines Nachmittags! Also in einer

Woche sieben solcher Lieferungen! Machte netto zweihundertfünfundvierzig Mark. War das ein Geschäft oder nicht? Und bei Pustet? Oder bei Spemann? Was hatte das schon zu sagen, daß die dortigen Beiträge mit Karl Mays vollem Namen erschienen, „Waldröschen“ dagegen unter einem Decknamen herauskam! War das wichtiger als das schöne Geld? Für Frau Emma bedeutete das keine Frage!

Überhaupt Karls literarischer Ehrgeiz! Eine Marotte! Ein Unsinn! Als wenn literarischer Ehrgeiz der richtige Weg zu Reichtum wäre! „Geschäft“ — das mußte das Hauptwort sein auch bei der schriftstellerischen Tätigkeit. „Geschäft“ — groß geschrieben!

Heinrich Münchmeyer wäre ein schlechter Geschäftsmann gewesen, wenn er dieses Feuer nicht emsig geschürt hätte. Das hätte er sich nie träumen lassen, daß er je eine solche Bundesgenossin fände wie Emma May!

Ein hübsches Weib — in der Tat! Hübsch, jung, bißchen naiv in allem, was „Welt“ hieß. Also ganz so, daß es keine Leistung war, erstens ihr nach Strich und nach Faden kräftig den Hof zu machen. Oh, sie war empfänglich, sehr empfänglich für Schmeicheleien! Und wenn er dick auftrug, sehr dick sogar — ja, dann war es gerade recht.

Dann — Münchmeyer in seiner kühlen Raffiniertheit beobachtete das sehr wohl — versank sie in jene wohlige Träumerei, die sich bei diesem Typ von Frauen einstellt, wenn sie auf der Höhe ihrer Wünsche sind.

„Eine Frau wie Sie muß reich sein. Oder zum mindesten in guten Verhältnissen leben“, so seine Worte. „Eine Frau, so entzückend, so reizend, so jung, schön wie die Prinzessin aus dem Märchen, hat ein Unrecht

auf Glück. Und Glück ohne Geld? Lächerlicher Gedanke! Geld gehört dazu, um glücklich zu sein. Das ist nun mal so auf der Welt. Also arbeiten, arbeiten, arbeiten heißt es — für Ihren Göttergatten! Wer eine solche Frau hat wie Sie, Frau Emma, für den muß es ja eine Lust sein, sich die Finger wund zu schreiben.“

Und Karl May — schrieb. Schrieb sich, wie Münchmeyer scherzhaft gesagt, scherzhaft gemeint hatte, schier in Wirklichkeit die Finger wund. Fünfzehntausend Seiten umfassen die fünf Kolportageromane, die Karl May in den fünf Jahren 1882 bis 1886 für Münchmeyer geschrieben hat — eben „Baldröschen“, weiter „Die Liebe des Ulanen“, „Der verlorene Sohn“, „Deutsche Herzen“ und „Der Weg zum Glück“. Er hat sie geschrieben neben Arbeiten für andere Verleger. In jenen Jahren sind außerdem entstanden die Reiseerzählungen „Von Bagdad nach Stambul“, „In den Schluchten des Balkan“, ein Teil des „Winnetou“ und mehrere Erzählungen wie „Orangen und Datteln“, „Kapitän Raiman“ und einiges aus „Halbblut.“

Fronarbeit. Sklavendienst! Karl May ließ oft die Feder sinken. Er seufzte.

Wieder ein Heft fertig. Diesmal hatte er in einer Woche, seit vorigem Freitag, gar zehn Lieferungen geschrieben. Münchmeyer schien zufrieden zu sein. Wenn er nur nicht so getrieben hätte! Und wenn Münchmeyer ihm wirklich Ruhe ließ, dann — war es Emma, die ihn zu dieser übertrieben rastlosen Arbeit drängte. Gewiß — das Schreiben fiel ihm leicht. Und es gewährte ihm selbst auch eine gewisse Befriedigung,

wenn die Arbeit ihm so flott von der Hand ging. Trotzdem — es war und blieb Fronarbeit.

Er schrak zusammen. Die Tür ging auf. Emma.

Ein schwacher Versuch, zu lächeln.

„Sieh her, Herzensfrauchen — die vierunddreißigste Lieferung fertig!“

„Die vierunddreißigste? Ich meinte, du müßtest schon bei der fünfunddreißigsten sein?“

„Aber Liebling — das ist ausgeschlossen! Am Mittwoch haben wir die Lieferung zweiunddreißig an Münchmeyer geschickt. Donnerstag dreiunddreißig, heute vierunddreißig. Vergiß nicht, daß am Mittwochnachmittag Liebings bei uns waren.“

„Wären sie lieber fortgeblieben! Dann hättest du ein Heft mehr fertig!“

„Nicht garstig sein, Frauchen! Sieh, ich habe Liebling seit Jahr und Tag nicht gesehen. Ich war wirklich erfreut, daß er einmal nach Hohenstein herüberkam.“

„Ich weiß nicht, was du an diesem Menschen gefunden hast! Ich finde ihn langweilig. Immer und immer seine hochfliegenden Redereien von Himmel und Ewigkeit und Unendlichkeit. Als wenn das ein Mensch verstehen sollte! Und dir verdreht er damit noch vollends den Kopf.“

Karl May verzichtete auf eine Antwort. Er war nun eben keine Kampfnatur. Er schwieg lieber, ließ lieber Ungerechtigkeit an sich geschehen, als daß er sich zur Wehr gesetzt hätte. Mangel an Mut? Mangel an Tatkraft? Wohl eher eine tiefgehende Unsicherheit, verursacht durch die Not, das Elend, die Mißachtung, die er in seiner Jugend erfahren hatte.

Wenn Emma so lieblos sprach wie eben jetzt, tat es

ihm doppelt weh. Emma, die er — trotz allem — liebte. Ja, trotz allem.

Mochte er sich noch so sehr mühen und versuchen, sich gegen die Erkenntnis zu verschließen, die ihm die Erfahrungen geradezu eines jeden Tages einhämmerte — wenn es ihm auch gelang, verstandesmäßig seine niederdrückende Einsicht und die schrecklichen, schweren Zweifel zum Schweigen zu bringen, so sprach sein Herz um so lauter. Und so laut waren die Stimmen seines Herzens, daß er sie nicht und nicht überhören konnte. Das war es, was die Stimmen ihm zuriefen — immer wieder, immer eindringlicher, immer quälender: daß er sich in der Wahl seiner Gattin — geirrt hatte. Daß er jetzt, in seiner Ehe, noch viel einsamer lebte als zuvor.

Deshalb dieser übertriebene Arbeitseifer! Vergessen suchte er in der Arbeit! Wie erschütternd klingt es, wenn er Jahrzehnte später über seine erste Ehe schreibt: „Dieses inneres Verlassensein drängte mich, um die trostlose Öde auszufüllen, in dem ich nur von Liebe rede und nichts als Liebe zu lehren versuche.“

Liebe. Ja, Liebe!

Er blickte von dem Manuskript auf, an dem seine Augen bis jetzt nachdenklich gehangen hatten, wandte sein Gesicht Emma wieder zu. Er lächelte wieder. Auch wenn sein Mund noch von dem Schmerz und der Enttäuschung sprach, die sein Herz eben erst erfüllt hatten. Wie schön sie war! Ja — trotz allem: Er liebte sie! Liebte das reiche, aschblonde Haar, das, madonnenhaft in der Mitte gescheitelt, weich über ihre Schläfen fiel, hinten zu einem großen, schimmernden Knoten verschlungen war. Er liebte diese Augen, die grau-blauen, sanft blickenden Augen, die sie noch immer wie

in ihrer Mädchenzeit gern halb niederschlug. So, daß ihre Lider mit den dichten Wimpern die Augensterne halb verdeckten. Er liebte die weiche, zarte, weiße Haut dieses Gesichtes, liebte die fein modellierten Ohrchen, die schön geformte Nase, den roten, schwellenden Mund.

„Emma —“

Er faßte in überquellender Liebe nach ihrer Hand und führte sie an seine Lippen.

„Laß doch diese albernen Verliebtheiten! Dazu bin ich nicht hereingekommen. Du sollst mir zwanzig Mark geben. Die Putzmacherin hat mir meinen neuen Hut gebracht. Den großen gelben, weißt du. Den mit den Mohnblumen. Süß ist er, sage ich dir.“

Mit zusammengepreßten Lippen zog Karl seine Börse und gab ihr das Verlangte.

„Du mußt doch eigentlich selber noch Geld haben“, fragte er. „Ich habe dir am Mittwoch erst —“

„Ja, schon. Aber denkst du, ich habe nichts ausgeben müssen? Zwei Mark habe ich für Papier für dich gebraucht und sechzig Pfennige für Porto.“

„Aber ich bitte dich, Emma! Was soll diese Pfennigrechnung! Es waren sechzig Mark, die ich dir am Mittwoch gegeben habe!“

„Ja und? Das war wohl zuviel für mich?“

„Emma — wie kannst du nur so bitter sein!“

„Na ja — es klang gerade so.“

„Laß die Putzmacherin nicht so lange warten —“

Ohne weitere Erwiderung verließ Emma das Zimmer. Karl hörte sie draußen trällern, hörte sie eine Tür zuschlagen.

Langsam erhob er sich und trat ans Fenster. Er sah nicht draußen das friedliche Bild des Marktes, sah den

Stadtrat Krumbiegel nicht, der unten aus dem Hause kam. An den Katecheten Kochta dachte er, und mit unwirklicher Deutlichkeit stand — wieder einmal, wie so oft schon — jene Begebenheit vor seinen Augen, da der Katechet in der Zelle des Waldheimer Strafhauses ihm die bedeutungsvolle Stelle in der kleinen, seltsame Klarheit bringenden Schrift gezeigt hatte, die da lautete:

„Wer an diesen schweren Anfechtungen leidet, der hüte sich vor der Stelle, wo er geboren wurde. Er wohne dort niemals längere Zeit. Und vor allen Dingen, wenn er einmal heiratet, so hole er sich seine Frau ja nicht von diesem Ort!“

Emma — wieder grübelte er über sie nach. Nein, sie war nicht schlecht, war nicht böse von Gesinnung. Nur oberflächlich, unbedacht. Dazu nicht in der Lage, die Folgerungen ihres Denkens und Handelns je richtig zu übersehen.

Fast drei Jahre waren sie nun schon verheiratet! Wie oft hatte er nicht versucht, Emma zu sich heranzuziehen, sie innerlich zu heben, sie sich seinem Denken und Fühlen anzugleichen! Vergebliche Mühe! Ebenso vergeblich wie der Versuch, immer und überall gut von ihr zu sprechen, sie zu loben, zu rühmen. Im Leben wie in seinen Schriften, in Briefen an Freunde, Verleger, stets schwärmte er von Emma, schrieb und sprach davon, wie glücklich seine Ehe sei, wie herrlich und harmonisch ihr Zusammenleben. Er gab es Emma zu lesen, wo und wie er über Emma geschrieben hatte — immer von der stillen Hoffnung erfüllt, sie zur Einsicht zu bewegen. Es war die Taktik eines Menschen, der nicht nur gutherzig und weich ist, sondern — schwach.

Wenn er versucht hatte, auf diese Weise sich selbst über die bedrückende Wirklichkeit hinwegzutäuschen, so war dieser Versuch — selbstverständlich — mißlungen. Denn Tatsachen sind stets stärker als alle Erklärungen. Aber wenigstens nach außen hin blieb verhüllt, was er der Welt gegenüber nicht sehen lassen wollte.

Ja, wenn er hätte hart sein können! Wenn er Willen und Energie aufgebracht hätte, ihr entgegenzutreten, Troß zu bieten, zu fordern, statt still zu flehen, durch Gebärden zu heischen. Dann vielleicht wäre aus Emma eine andere geworden. Naturen wie sie verlangen eine feste und manchmal sogar harte Hand, um geführt zu werden. Aber diese feste, diese hart zupackende Hand — ihm war sie versagt!

Er kehrte an den Schreibtisch zurück. In trübes Sinnen verloren zeichnete er mit dem Bleistift krause Linien aufs Papier. Dann Worte. Einzelne, zusammenhanglose Worte.

Und plötzlich, halb unbewußt geschrieben, stand eine Zeile auf dem weißen Blatt — und andere Zeilen reiheten sich daran zu Versen. Zu Versen, die von bitterem Weh eines Einsamen, eines Sehnsuchtsvollen, Unverstandenen sprechen. So lauten sie:

„Gib d e n Ruß mir, den nur die Seele gibt,
die nicht verlangt, im Ruffe zu verschwinden.
Wenn mich dein Herz nur mit der Lippe liebt,
wird es sich niemals zu dem meinen finden.

Ich habe nichts, fast nichts für dich geschrieben;
ich war so arm an dem, was dir gehört.

Ich ward geliebt; ich wollte wiederlieben.
Und das hat meinen Himmel mir zerstört."

Hastig verbarg er das Blatt unter seinen Manuskripten. Emma trat wieder herein. Geradezu verstört blickte er ihr entgegen. Diesmal war sie es, die lächelte.

"Hier, Karl, die Post! Münchmeyer hat geschrieben. Er ist begeistert über die letzte Lieferung vom „Waldröschen“. Er will dem Roman einen Untertitel geben: ‚Rund um die Erde‘. Fein, nicht?"

Irgendwie unangenehm berührt, griff Karl nach Münchmeyers Schreiben.

"Lieber Man! Die ersten Lieferungen vom „Waldröschen“ sind raus. Alle unsere Kolporteurs berichten, daß der Roman geht . . ."

"Geht" — ein Fachausdruck des Kolportagebuchhandels. Er bedeutet mehr als er sagt. Wenn ein Kolportage-Roman „geht“, dann heißt es, daß er einen überdurchschnittlichen Erfolg hat.

Im — an sich natürlich auch für ihn als Verfasser ganz erfreulich. Immerhin:

"Ich habe keinen Vertrag mit Münchmeyer geschlossen", äußerte Karl Man, seltsam beunruhigt. „Es ist alles nur mündlich besprochen worden.“

"Als wenn das was zu sagen hätte", erwiderte Emma. „Er zahlt. Und zahlt pünktlich. Und das ist, meine ich, die Hauptsache.“

"Schon. Aber besser wäre ein schriftlicher Vertrag.“

"Besser wäre es, wenn er mehr zahlte. Er könnte ganz gut mehr fürs Heft geben, jetzt, wo er sieht, daß der Roman gut geht. Schreibe ihm doch gleich! Vierzig

oder besser fünfundvierzig pro Hest! Du schreibst, und ich nehme den Brief gleich mit zur Post."

"Nein, so einfach schreiben kann ich ihm das nicht. Besser, ich warte, bis ich ihn einmal persönlich spreche. Dann kann ich ihn um eine Honorarerhöhung bitten."

"Warten, warten, warten — statt gleich etwas zu unternehmen. Und bitten willst du ihn? Bitten, wo du zu fordern hast? Lächerlich!"

"Nimm es mir nicht übel, aber du weißt, daß ich nicht schroff auftreten kann. Es ist mir nicht gegeben."

"Dann mußt du dich zwingen. Du erniedrigst dich, wenn du bittest."

"Ich bin Zeit meines Lebens gezwungen gewesen, immer zu bitten. Denn alles hat mir das Schicksal früher vorenthalten. Stets war ich der Schwache, Unterlegene, der Unterdrückte. Stets mußte ich bitten, stets unterwürfig sein. Als Kind, wenn ich ging, Kartoffelschalen vom Nachbarn zu erbetteln. Als Seminarist, weil es mir am Nötigsten fehlte —"

"Dann bitte Münchmeyer meinethalben. Ist ja schließlich gleich, wie du es andrehst — Hauptsache, du bekommst mehr. Vierzig oder fünfundvierzig, hörst du? Verlange lieber gleich fünfundvierzig oder fünfzig."

"Ich will es ja tun, Herzchen. Dir zuliebe. Du weißt, daß ich dir keinen Wunsch abschlagen kann. Ich fahre morgen nach Dresden."

"Und ich fahre mit."

"Wenn du gern möchtest, selbstverständlich. — Übrigens:

Bei dieser Gelegenheit muß ich Herrn Münchmeyer auch einmal fragen, wie es eigentlich mit Korrekturabzügen zum ‚Waldröschen‘ steht."

„Mit Korrekturabzügen?“

„Ja. Ist es dir noch nicht aufgefallen, daß ich bisher noch nicht auch nur eine Spalte Korrekturabzug erhalten habe? Und Revisionsabzüge natürlich erst recht nicht.“

Emma war lange genug mit Karl verheiratet, daß sie wußte, was damit gemeint war. Wenn in der Setzerei die Setzer ein Manuskript ‚gesetzt‘, d. h. Zeile für Zeile mittels der Typen — oder neuerdings mit der Setzmaschine — in Buchstaben wiedergegeben haben, wird von diesem „Satz“ ein Abzug hergestellt, nach dem die eingeschlichenen Druckfehler ausgemerzt — „korrigiert“ — werden. Deshalb die Bezeichnung Korrekturabzug. Einen solchen hat auch der Verfasser zu erhalten, um seinerseits etwaige Fehler oder Unklarheiten verbessern zu können. Sind diese Verbesserungen vom Setzer berücksichtigt, so wird ein zweiter Abzug gefertigt — die „Revision“. Sie dient zur Feststellung, ob alle angezeichneten Fehler auch wirklich beseitigt worden sind. Solche Abzüge also waren es, deren Übersendung Karl May vermißte. Emma war anderer Meinung.

„Sei froh, daß du keine bekommst! Hast genug zu tun mit dem Schreiben! Unnützer Zeitverlust, wenn du auch noch Korrektur lesen wolltest.“

„Aber eigentlich muß ich —“

„Ach was! Eigentlich! Ich frage dich, ob du überhaupt die Zeit dazu hättest! Schreib du! — Je mehr, desto besser! Das Lesen überlasse den anderen!“

„Trotzdem aber wäre es mir lieb, wenn ich Abzüge bekäme. Schon, damit du siehst, wie es sich gedruckt ausnimmt, was ich geschrieben habe.“

„Als wenn mich das interessierte! Der Geldbrief mit dem Honorar ist mir wichtiger!“

Karl gab es auf, sich weiter mit Emma darüber zu unterhalten. Er unterließ es auch, von seiner ungewissen Besorgnis wegen des Ausbleibens der Abzüge zu reden. Sie würde ihn ja doch nicht verstehen. Oder nicht verstehen wollen. Er mußte schon: Ihr war es einzig und allein um das Geld zu tun. Alles andere — völlig Nebensache!

Außerdem hätte er ihr nicht einmal sagen können, wieso und warum diese Besorgnis. Daß Druckfehler von der Druckerei sorgfältig ausgemerzt würden, davon war Karl überzeugt. Er mußte, daß Emma ihn ausgelacht hätte, wollte er von der Angst reden, die ihn — unerklärlich weshalb — manchmal überfiel. Vielleicht hatte sie auch recht, wenn sie solche Anwandlungen „dummes Zeug“ nannte. Was in aller Welt sollte mit dem „Waldröschen“ geschehen?

Bergeblich versuchte Karl May seine Bedenken zu beschwichtigen. In bangeren Träumen sah er eine Gefahr aufwachsen. Riesengroß. Erdrückend.

In übertrieben angestrenzter Arbeit suchte er auch hierfür Vergessen.

*

Mit Heinrich Münchmeyer zu sprechen, war ihm früher möglich, als er gedacht hatte. Unerwartet kam Münchmeyer am anderen Tage nach Hohenstein. Er hatte Glück, der alte Fuchs, denn er traf Emma allein an. Karl war zur Post gegangen und wollte dann einen kleinen Spaziergang anschließen. So konnte

Münchmeyer in aller Ruhe Emma zu seinem Bundesgenossen machen.

Einleitend eine Serie plumper, reichlich plumper Schmeicheleien. Über ihr blendendes Aussehen. Ihr sei scheinbar ewige Jugend beschieden. Nicht ein bißchen habe sie sich in all den Jahren verändert, die er „sie zu kennen die Ehre habe“. Nein. Jünger sei sie geworden. Und schöner.

Über Karl gab er Schmeicheleien anderer Art von sich. Rühmte seine schriftstellerischen Talente, seinen Fleiß, seine Erfindungsgabe. Dann — rückte er mit dem heraus, was eigentlich der Anlaß seines Hierseins war: Karl sollte wieder nach Dresden übersiedeln. Aus praktischen Gründen. Zur Vereinfachung — für Münchmeyer. Es ist für einen Verleger zumeist eine Vereinfachung, wenn seine Autoren am Orte wohnen.

Emma war von dem Vorschlag begeistert. Die Enge der Kleinstadt gefiel ihr schon lange nicht mehr.

„Und meine Frau“, führte Münchmeyer weiter ins Feld, „würde sich auch freuen, jemand zu haben, mit dem sie freundschaftlich zusammenkommen könnte. Sie ist so viel allein — und ist doch so lebenslustig. Und klug ist sie“, setzte er mit listigem Lachen hinzu. „Von der können Sie viel lernen, junge Frau!“

Man war sich einig. Über Karl?

„Lassen Sie das meine Sorge sein, Herr Münchmeyer! Was ich bei ihm durchsetzen will, das setze ich durch! Verlassen Sie sich darauf! Wir ziehen nach Dresden. Und zwar bald. Sehr bald sogar!“

Es war wenig Überredung notwendig, um auch Karls Zustimmung zu erlangen. Im Gegenteil: Münchmeyers Vorschlag kam einem Gedanken ent-

gegen, der ihm in letzter Zeit so manchesmal selber schon gekommen war. So gerne er dann und wann nach seiner Heimatstadt kam — auf die Dauer fühlte er sich in Hohenstein-Ernstthal doch nicht wohl. Vor allem eins war dazu angetan, ihm die Heimat zu verleiden: die Erinnerungen an das Einst, die ihm hier auf Schritt und Tritt wach wurden. Was ihn anfangs an Hohenstein gefesselt hatte, verlor allmählich seine Wirkung. Der geheime Triumph, daß seine Mitbürger, die Mitbürger seiner Eltern, sahen, wie er es zu literarischem Ansehen und zu einem gewissen Wohlstand gebracht hatte. Dieser Triumph war dazu angetan, sein Selbstbewußtsein zu heben. Stärker aber erwiesen sich auf die Dauer doch die niederziehenden Beeinflussungen der Heimat.

Also — Rückkehr nach Dresden! Emma hatte nicht zuviel gesprochen: die Übersiedlung erfolgte sehr bald. In der Sommerstraße in der freundlichen Villenvorstadt Blasewitz, an der Elbe oberhalb von Dresden, hatte Karl durch Münchmeyers Vermittlung eine Wohnung gefunden. Später zog man nach der Prinzenstraße — ebenfalls in Blasewitz. Noch etwas hübscher, komfortabler als in der Sommerstraße.

Münchmeyer kam sehr häufig. Anfangs nur, um den Fortgang des „Waldröschens“ zu besprechen — dann aber auch zu fröhlicher Geselligkeit. Er brachte seinen Bruder mit, seine Frau, Bekannte — sehr zur Mißstimmung Karl Mays, der viel lieber arbeitete, als sich dieser Geselligkeit zu widmen. Nach einiger Zeit begann er sich jedesmal bald nach dem Eintreffen der Gäste in die Stille seines Arbeitszimmers zurück-

zuziehen. Niemand nahm es ihm übel. Niemand aus dem Kreise vermißte ihn. Am allerwenigsten — Emma.

Enger und enger wurden ihre freundschaftlichen Beziehungen zu Münchmeyer, zu Münchmeyers Frau, Münchmeyers Bruder. Und Emma empfand nicht, daß sie zugleich sich in demselben Maße von ihrem Gatten entfernte, je enger die Freundschaft mit der Familie Münchmeyer wurde.

Längst nannte man sich „du“, nannte sich beim Vornamen. Man war vertraut miteinander. Man legte alle Scheu ab, wenn man „unter sich“, d. h. wenn Karl nicht dabei war.

So konnte Heinrich Münchmeyer auch ungestört über das sprechen, was ihm heute am Herzen lag. Emma war zu Münchmeyers zum Kaffee gekommen. Münchmeyer hatte es eingerichtet, daß seine Frau nicht daheim war, wohl aber sein Bruder Frik.

„Dein Mann enttäuscht, Emma“, ging er ohne Umschweife auf sein Ziel los. Frau May war erschrocken.

„Von allen Kolporteurs bekommen wir Bericht, daß das „Waldröschen“ zu zahm ist. Die Liebeszenen ohne Feuer. Ohne Paprika, verstehst du. Die Leute wollen was haben fürs Geld. Weißt du, bißchen was, was kitzelt.“

„Was den Appetit anregt“, warf Frik Münchmeyer mit häßlichem Lachen ein.

„Na ja“, bestätigte Heinrich. „Unsere Hefte gehen in der Hauptsache in die Familien der ärmeren Schichten. Für sie sind die Hefte vielfach die einzige Unterhaltung.“

„Die Hefte sind zu flau. Freilich — freilich — es ist allerhand Handlung und Spannung drin. Aber die

Leute wollen nicht bloß Überfälle und Heldentaten und schreckliche Gottesgerichte und Mordtaten. Von Liebe wollen sie was lesen. Und nicht nur von solcher Liebe wie in den feinen Kreisen. Mit „Ach, gnädiges Fräulein, wie mir das Herz klopft bei Ihrem Anblick“ und „Oh, Herr Leutnant“ — sondern — hm, hm, Emma, du weißt schon, wie's gemeint ist.“

Fritz Münchmeyer zog das Manuskript des letztgelieferten Heftes aus der Tasche seines Überrockes. Er blätterte, dann sagte er:

„Zum Beispiel hier. Die Sache läßt sich ganz hübsch an: Er gesteht ihr, daß er sie schon lange heimlich beobachtet habe und entzückt von ihr sei. Sie: Auch sie habe nicht übersehen, wie er beim kühnen Ritt allen anderen vorausgewesen-sei usw. Dann — Schluß. Eine andere Szene folgt. Irgendein Blödian kommt herein, stört das Beisammensein. Warum? Ist mir nicht klar. Warum nicht so: Er rückt ihr auf den Pelz, wird stürmisch. Rückt erst ihre Hände, dann den — natürlich — vollen, alabasterweißen Arm, den Nacken. Nein, nicht, so lassen Sie doch, wehrt sie ab. Er denkt natürlich nicht dran. Im Gegenteil! Er umfängt sie, bedeckt ihr Gesicht, ihren Mund, ihren Hals mit wilden, feurigen Küssen. Schwächer und schwächer wird ihr Widerstand. Ihr Busen wogt, ihr Atem fliegt. „Es darf nicht sein“, flüstert sie. Aber unter seinen Küssen verliert sie die Vernunft. Sie sinkt zurück in die schwellenden Kissen, vom Orkan ihrer erwachten Sinnlichkeit überwältigt.

Ja — das wäre eher was, als dieses fade „Ich habe nicht übersehen!“

„Wahrhaftig, Fritz, du könntest selber so was schreiben!“

„Nein, kann ich nicht. Leider nicht. Denn sonst täte ich's schon längst. Oder glaubst du etwa, dann würde ich zusehen, wie unsere Autoren einen Tausender nach dem anderen schlucken? Hast du 'ne Ahnung! Aber ich kann nicht schreiben. Mal so 'ne Szene, ja. Aber nicht mehr.“

„Siehst du, Emma, und nun sollst du deinem Alten zureden, daß er seine nächsten Hefte danach einrichtet“, bohrte Heinrich Münchmeyer.

Emma wiegte den Kopf.

„Nein, Heinrich. Alles, aber das nicht. Ich kann ihn zu allem bringen, wenn ich meine Mittel anwende —“

„Glaub' ich!“ bestätigte Münchmeyer mit hämischem Lachen. Emma fuhr fort:

„Aber das? Nein. Das tut er nicht. Auf keinen Fall. Denn in diesem Punkt —“

„Na, was denn? So rede doch weiter. Nur keine falsche Scheu!“

„Wir sind doch unter uns Pastorstöchtern“, sekundierte Fritz Münchmeyer, um ihr über ihre Hemmungen hinwegzuhelfen.

„hm — Karl ist in dieser Beziehung sehr, sehr eigen. Es hat keinen Zweck, darüber zu reden. Genug: Solche Sachen schreibt er nicht.“

„Das ist eine schöne Pleite.“

„Da hast du die Bescherung.“

Emma, von dem heiklen Thema beeindruckt, strich in einiger Verlegenheit ein Kuchenkrümel vom Schoß.

„Schön“, unterbrach Fritz Münchmeyer die Stille. „Wenn er's nicht macht, dann — ich.“

„Dazu gibt er nie seine Zustimmung!“

„Schäfschen! Als ob wir seine Zustimmung brauch-

ten! Korrektur- und Revisionsabzüge kriegt er, gutes Glück, nicht. Und Belegeremplare erst nach vollständigem Erscheinen. Er wird sein Lebtag nichts davon erfahren."

"Eigentlich kann es ihm gleich sein."

"Das meine ich auch. Hauptsache, daß du reinen Mund hältst, Emma! Aber du bist ja eine kluge Frau. Und du weißt, wo dein Vorteil ist. Denn wenn die Hefte nicht gehen —"

"Dann müssen wir das Erscheinen einstellen."

"Und mit dem Honorar ist es aus", ergänzte Heinrich Münchmeyer diese raffiniert angelegte Wechselrede.

"Bloß das nicht!" fuhr Emma auf.

"Na also — dann ist ja alles in Ordnung!"

"Wenn er es aber doch merkt?"

"Hinterher? Dann, meine ich, kann es uns ganz egal sein. Hauptsache, das ‚Waldröschen‘ geht."

"Und ob es gehen wird, wenn du die Einschübe so prima machst, wie das vorhin mit den ‚wilden, feurigen Küssen‘ und dem ‚Orkan ihrer erwachten Sinnlichkeit‘ — wirklich famos, Fritz. So was lieb' ich!" —

Man handelte, wie es besprochen war. Die Brüder Münchmeyer „verbesserten“ nach ihrer Art die Manuskripte. Die Klagen der Kolporteurs verstummten. Im Gegenteil — sie berichteten von vortrefflichem Absatz.

Und Karl May — wußte von nichts. Wußte nicht, daß in Romanen, die als sein Werk galten, allerlei anstößige, oft widerlich unsittliche Stellen eingeschoben wurden.

Als Heinrich Münchmeyer einmal Bedenken äußerte, beruhigte sein Bruder ihn.

„Ich weiß nicht, was du willst, Heinrich! Ja, wenn der Roman unter Mays richtigem Namen erschiene, dann vielleicht. Aber so? Wer sollte ahnen, wer sich hinter dem klangvollen Pseudonym versteckt: „Kapitän Ramon Diaz de la Escosura“? Nur keine Schwachheiten, Heinrich. Wir wissen es besser, was notwendig ist, als dieser gewesene Schulmeister und ewige Moralphilister!“

Mag sein, daß die Brüder Münchmeyer wirklich der Auffassung waren, es könne Karl May nie und nimmer ein Nachteil aus diesen seltsamen „Ergänzungen“ erwachsen. Wie sollte das zugehen? Unsinn! Auch Heinrich, jederzeit der Bedenklichere, verlor allmählich seine Hemmungen, freute sich des klingenden Erfolges, den das „Waldröschen“ in reichem Maße hatte. Indes bedrückten Karl May so manches Mal in schlaflosen Nächten oder sonst in trüben Stimmungen jene geheimen, ungewissen Besorgnisse. Rastlos arbeitete er — im stillen am „Waldröslein“, sonst für die guten, angesehenen Verlage, die ihn schätzten. Und auch sie ahnten nicht, wer der Verfasser jenes Kolportageromanes war, den ihr Dienstmädchen oder der Kutscher, der Laufjunge in ihren freien Stunden verschlangen. — „Waldröschen. Großer Enthüllungsroman über die Geheimnisse der menschlichen Gesellschaft“. In Mexiko — deshalb der spanisch klingende Deckname — spielte der Roman, in der Hauptsache auf einer Insel des Stillen Ozeans, in Frankreich, Deutschland, Spanien, Ostafrika. „Die Tochter des Granden“, „Der Schatz der Mirtekas“, „Metavase, der Fürst des Felsens“, „Erkämpftes Glück“ hießen die vielversprechenden Untertitel der einzelnen Bände.

Die häufigen Besuche der Brüder Münchmeyer und ihres Anhanges waren Karl May höchst unerwünscht. Und je länger die Freundschaft währte, desto mehr wurden die Besuche ausgedehnt. Personen kamen mit, die Karl nicht einmal den Namen nach kannte. Herren, Damen. Wohl aber war Emma mit allen — so hatte er den Eindruck — bestens bekannt.

Er litt sehr darunter. Welchem Mann kann es gleichgültig sein, wenn er sieht, wie seine Frau ihm entgleitet? Wenn sie — zu seinen Widersachern übergeht? Aber — er hatte die Willenskraft nicht, sich zur Wehr zu setzen. Er blieb passiv. Zog sich in die Stille des Arbeitszimmers zurück und betäubte sich im Schreiben.

*

Im ersten Stock war ein neuer Mieter eingezogen. Ein Herr Roßbach, vereidigter Landmesser a. D. Älterer Herr, offenbar recht gut situiert, stets in bester Laune. Kunststück, wenn es einem derartig gut geht wie Herrn Roßbach! Für Herrn May schien er besondere Zuneigung zu empfinden.

Jedesmal grüßte er schon von weitem, sichtlich erfreut über die Begegnung. Jedesmal. Auch heute wieder. Eine nach seiner Gewohnheit recht wortreiche Begrüßung. Was konnte Karl anderes tun, als ebenso freundlich zu antworten? Gern wäre er weitergegangen. Denn oben in der Wohnung erwartete ihn dringend die Arbeit. Herrn Roßbachs Redestrom zu unterbrechen, um Entschuldigung zu bitten und zu gehen — dazu konnte er sich nicht überwinden. Nicht, daß er nur gefürchtet hätte, unhöflich zu erscheinen und Herrn

Koßbach zu kränken. Nein. Die Hemmungen lagen weit tiefer. Ohne sich darüber klar zu sein, er fühlte sich irgendwie unterlegen. Dieser Herr Koßbach — sehr gut bürgerlich gekleidet, den spitz verschnittenen Vollbart bestens gepflegt, die zwanglos joviale Art und das so vollkommen sichere Auftreten —

Und doch, gerade deshalb wäre Karl gern gegangen. Ohne es zu können. Er bemühte sich, Herrn Koßbach freundlich und unbefangenen Rede und Antwort zu stehen.

„Etwas, was ich Sie schon immer fragen wollte, Herr May. Was arbeiten Sie eigentlich? Sie sind Schriftsteller. Schön. Und Sie scheinen Ihr gutes Auskommen zu haben. Aber sagen Sie mir, was schreiben Sie? Romane? Dramen? Oder machen Sie Gedichte? Vielleicht Balladen? Das könnte ich mir so recht vorstellen! Balladen, wie Bürger sie gedichtet hat. Oder wie Ludwig Uhland.“

Karl May lächelte — halb geschmeichelt, halb verlegen. Was antworten? Herr Koßbach hielt ihn für einen Dichter. Für einen Dichter, der die schwierige Kunst der Epik meistert. Für einen, der gar Ludwig Uhland gleich war. Und ihm sollte er vom „Waldröschen“, vom Verlag Münchmeyer erzählen? Gestehen, daß er Kolportageromane schrieb — Hundertheftromane, Lieferung auf Lieferung. Nur — um des Geldes willen?

„Nun, Herr May?“ lächelte der Hausgenosse ihn freundlich an. „Sie wollen mir die Antwort schuldig bleiben? Sieh einer an —“

„Nein, nein, keineswegs, Herr Koßbach!“ beeilte Karl May sich zu antworten. Tor, der er war. Was

„Baldröschen“! Was „Verlag Münchmeyer“! Als wenn er nicht mit Namen wie Pustet und Speman und Kürschner aufwarten könnte! Mit Reiseerzählungen, die gar ins Französische übersetzt worden waren!

Seine Befangenheit niederkämpfend, begann er von diesen Arbeiten und von diesen Erfolgen zu erzählen. Nicht ohne gewisse Regungen befriedigten Stolzes.

„Donnerwetter, Herr May! Wer hätte das gedacht! Also so einer sind Sie — sogar ins Französische übersetzt. Wirklich alle Achtung! Geradezu ein berühmter Mann, und unsereiner, bescheidener Bürger, Landmesser a. D., der man ist, weiß nicht einmal, daß er mit solch einer bedeutenden Persönlichkeit unter einem Dache lebt! Doppelt erfreut, Herr May! Ich erachte es wirklich als eine Ehre und einen Vorzug, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben —“

Der Faden, den Herr Roßbach damit begonnen, riß so bald nicht ab. Endlich war es so weit, daß er Karl entließ. Mit seinem heiter beschwingten Schritt ging er seines Weges, stadtwärts, indeß Karl May langsam die Stufen zu seiner Wohnung hinaufstieg.

Gut, daß Emma nicht zu Hause war! Karl trat in das Wohnzimmer, blieb mitten drin stehen. Gerade so, als ob er das Weitergehen vergessen hätte. In Gedanken versunken, die eine Hand auf die Ecke der Tischplatte gestemmt, stand Karl May, den Kopf gesenkt.

Er seufzte tief auf. Bitter-süßes, was Herr Roßbach ihm gesagt. Anerkennendes. Ehrendes. Der bittere Beigeschmack aber kam — von ihm selbst!

„Baldröschen“. „Verlag Münchmeyer“. „Kolportage“, „Hunderthestroman“.

Herrgott, Herrgott — welcher Abgrund! Hier billig-

ster Ritsch — und bei den angesehenen, beachteten Verlagen Arbeiten, die, wenn auch nicht literarisch zu werten, doch Anspruch auf ernsthafte Beachtung hatten. Ein Anspruch, der — wirklich und wahrhaftig — ihnen von maßgebender Seite auch zuerkannt wurde.

Sollte die furchtbare Spaltung seines Ichs nie aufhören? Sollte seine Seele Zeit seines Lebens immer zerrissen bleiben? Zerrissen von den niederziehenden, dunklen Mächten — und von dem quälend sehnsuchtsvollen Drängen nach einem reineren, edleren Dasein? Nach einem Dasein ohne Schuldgefühl und ohne — Lüge?

Lüge. Lüge.

Sollte die Lüge sein Leben bis zur Vollendung einst in der Todesstunde beherrschen? Kommerzienrat Pustet, den hochgemuten, edlen Menschen, hatte er mit einer Lüge getäuscht. Ihn, der in seiner Gläubigkeit an das Gute im Menschengeschlecht vielleicht noch nie auf Schlechtigkeit gestoßen war — ihn hatte er schmähslich getäuscht, belogen. Ihn durch die Verschleierung seiner Konfessionszugehörigkeit. Und Herrn Roßbach, den Hausgenossen, hatte er getäuscht, belogen, indem er das Wesentliche seiner Arbeit verschwiegen hatte.

Vergeblich, daß innere Stimmen in Karl Mans Brust die Sache zu beschönigen versuchten. Daß sie geltend machten, es ginge diesen Herrn Roßbach nichts, aber auch gar nichts an, was und für wen er, Karl Man, schriebe. Die Unwahrhaftigkeit, das mußte Karl Man sich eingestehen, wurde dadurch nicht geringer. Ja, wenn Herr Roßbach ihn nicht für einen Dichter gehalten hätte! Für einen, der Wertvolles, n u r Wertvolles schafft! Aber so? Lüge, Lüge, Lüge!

Karl May schlug die Hände vors Gesicht und stöhnte tief auf. Was er sonst nie tat — er ging in die Küche, suchte eine Flasche schweren Rotwein und trank. Trank hastig, mit tiefen Zügen. Und doch — von Widerwillen erfüllt.

Er schrak jäh zusammen. Die Klingel hatte geschrillt. Ein Bote von Münchmeyer. Manuskript sollte er holen. Ja, Manuskript. Manuskript.

Seufzend packte Karl die Seiten der zwei fertiggestellten Hefte zusammen, übergab sie dem Boten.

„Was? Bloß zweie?“ fragte dieser kopfschüttelnd.

„Ist das nicht genug? Morgen nachmittag können Sie wieder zwei Lieferungen abholen.“

„Na, da wird er schönen Krach blasen, der Herr Münchmeyer! Drei oder vier Lieferungen hat er gesagt, sollte ich holen. Und zweie, ganze zweie bringe ich. Ei wei, gute Luft.“

„Als wenn ich nicht geradezu fieberhaft arbeitete! Er soll doch kommen, der Herr Münchmeyer, und soll selber sehen, wie ich alle andere Arbeit liegen lasse, nur, um ihn zu befriedigen. Nur, um ihm die Lieferungen pünktlich fertigzustellen!“

Er schrie es fast hinaus, dieses Geständnis seiner Fronarbeit.

„Unser Alter zahlt aber auch prompt“, gab der Bote selbstgefällig zurück. Gerade, als wenn er der Chef wäre. Er derjenige, der so prompt zahlte!

Und Karl May? Er sackte zusammen vor dem Boten des Hintertreppenverlages Münchmeyer. Vor dem Boten, der nichts war, als eben Bote. Statt ihn in die Schranken zurückzuweisen, wie es ihm gebührte, drängte der Schriftsteller:

„Sie haben zwei Lieferungen. Morgen nachmittag mehr. Und nun gehen Sie! So gehen Sie doch! Richten Sie Herrn Münchmeyer beste Empfehlungen aus. Sagen Sie ihm, daß ich mit Feuereifer an die Arbeit ginge!“

Karl May atmete auf, als sich die Tür hinter dem Verlagsboten schloß. Eine kalte Waschung von Kopf, Schultern, Brust und Armen, und er ging an den Schreibtisch. Mit schweren Schritten und mit leerem Hirn und leerem Herzen. Sklavenarbeit. Fronarbeit. Bis morgen nachmittag mußten achtundvierzig Seiten fertig sein. Achtundvierzig Druckseiten. Das waren sechzig Seiten handschriftlich!

Und die Vertiefung in die Arbeit tat ihr wohlthätiges Werk. So sehr es ihm anfangs widerstrebte, sich mit der begonnenen Handlung zu befassen, es nahm ihn gefangen, was er da las. Das, was er gestern als letzte Seite der in Arbeit befindlichen Lieferung geschrieben hatte.

Anfangs stockend, mit vielen Pausen, in denen die Gedanken abirrten — dann rascher und rascher ging ihm das Schreiben von der Hand. Blatt um Blatt füllte sich — versunken und vergessen war alles, was Wirklichkeit war. Nur die Welt des Scheines, die er in seinem „Waldröschen“ erstehen ließ, hatte Geltung für ihn.

Gegen Mittag unterbrach Karl May seine Arbeit. Emma war noch nicht zurück, obwohl sie davon gesprochen hatte, sie würde nicht lange ausbleiben. Nur ein paar Besorgungen. Ein paar Besorgungen, für die sie — natürlich! — Geld brauchte. Nur zwölf Mark.

Karl May schnitt sich zwei Schnitten Brot ab. Ent-

deckte ein Restchen Wurst. Rauend kehrte er an den Schreibtisch zurück. Und weiter reihte er Satz an Satz, Zeile an Zeile. Als Emma — es war zwei Uhr vorbei — endlich kam, hatte sie kein Wort der Entschuldigung, kein Wort der Erklärung für ihr langes Ausbleiben. Die langen Handschuhe abstreifend, trat sie an den Schreibtisch ihres Vatten. Ein Blick auf die Seitenzahl oben am Kopf des Blattes.

„Erst Seite vierundzwanzig der neuen Lieferung?“ fragte sie enttäuscht. „Ich hätte gedacht, du wärest viel, viel weiter! Da läßt man dich nun allein, daß du ungestört arbeiten kannst —“

„Könntest du mir nicht ein freundliches Wort sagen, wenn du heimkommst, Emma?“ bat er und faßte ihre Hand.

„Laß doch diese Pöffen! Wie lange sind wir schon verheiratet? Ich meine, da müßten solche Albernheiten allmählich aufhören!“

Sie wandte sich zum Gehen. An der Thür kehrte sie noch einmal um.

„Nur, daß du es weißt: für Donnerstag habe ich mich mit Münchmeyers zu einer Dampferfahrt in die Sächsische Schweiz verabredet!“

„So? Nun, Herzchen, dann wünsche ich dir jetzt schon viel Vergnügen dazu! Wer wird denn noch mit von der Partie sein?“

„Wer noch? Ach, Karl, du kennst sie doch nicht!“
Damit verließ sie das Zimmer.

*

Sollte das Verhängnis nie enden? Es war nur drei oder vier Tage später, daß Karl May Herrn Roßbach erneut begegnete — und daß dieser wieder unbequeme Fragen an ihn zu richten hatte.

Wahrhaftig — das mußte ihm, so nett er war, doch geradezu der Teufel eingeblasen haben, was er da von neuem fragte. Nach Hohenstein wollte er fahren. Ausgerechnet nach Hohenstein-Ernstthal. Bei Chemnitz. Nach Karl Mans Geburtsort.

„Sie sind, verehrter Herr May, doch aus Hohenstein-Ernstthal“, lachte er ihm erfreut ins Gesicht. „Ich habe es auf der Hausliste gelesen —“

„Ein Irrtum, Herr Roßbach, ein Irrtum! Hohensthal, nicht Hohenstein! Sie irren sich. Nicht Hohenstein. Ich — ich — ja, wo liegt denn dieses Hohenstein? In der Sächsischen Schweiz, wenn ich nicht irre?“

Der Herr Landmesser a. D. Roßberg war verwundert über das erregte Wesen des sonst so stillen und ruhigen Herrn May. Er glaubte doch, sich nicht zu irren. Er sah noch ganz klar und deutlich vor sich in der Spalte „Geburtsort“ der Haushaltliste „Hohenstein-Ernstthal“. Nicht Hohenstein, das man mit dem entzückend gelegenen, reizvollen Bergstädtchen Hohenstein in der Sächsischen Schweiz verwechseln könnte. Nein, nein, „Hohenstein-Ernstthal“.

So verleugnete Karl May sogar seine Vaterstadt. Die Stadt, an der er mit ganzem Herzen hing. Und am Abend, als er — Emma war mit Münchmeyers aus — zu Bett ging, tat er wie einstens der Apostel Petrus: Er weinte bitterlich über diesen Verrat.

*

Emma wußte nicht, was sie denken sollte. War Karl verrückt geworden?

„Keine Widerrede, Emma“, beharrte er mit einer Entschiedenheit, wie sie sie nie bisher an ihm erlebt hatte. „Jedes Wort ist zwecklos. Ich habe gekündigt. Am ersten Oktober ziehen wir aus. Wohin, wird sich finden.“

Karl war von einer für Emma einfach unbegreiflichen Festigkeit.

„Nein — gib dir keine Mühe. Es ist alles abgemacht. Morgen früh gehe ich auf die Wohnungssuche. Damit basta. Im übrigen: sobald ich etwas Passendes gefunden habe, gehen wir für die Zwischenzeit nach Hohenstein.“

Er wurde — auch das hatte Emma noch nie an ihm erlebt — erregt, als sie nach seinen Gründen fragte.

„Ich suche eine Wohnung. Und dann gehen wir nach Hohenstein. Dabei bleibt es.“

Einfach deshalb, weil er weitere Fragen — und weitere Nachforschungen des Herrn Roßbach nach seinem Vorleben fürchtete. Konnte man es wissen, ob er nicht alles erfuhr — — —

Gefängnis, Zuchthaus, Polizeiaufsicht! Diebstahl, Unterschlagung, Betrug, Amtsanmaßung, Widerstand gegen die Staatsgewalt. Rückfälligkeit.

Ja — das war er, Karl May, in Wirklichkeit — Oder — war er der andere?

Tief, ganz unvorstellbar tief war er zusammengebrochen. Und just an diesem Tage brachte der Postbote einen Brief. Aus Wien! Von Peter Rosegger. Dem Schneiderlehrling, der zum namhaften, allverehrten Dichter geworden war. Ein Mann, dessen Name Welt-

geltung besaß. Und dieser, eben dieser Peter Rosegger, was schrieb er von ihm, Karl Man? Nicht mehr, nicht weniger als das:

„. . . ein ganz prächtiger Mensch! Ein guter ethischer Kern steckt in Ihren Erzählungen, Vaterlandsliebe, Humanität und ein gesunder Nationalstolz.“

Ja, so und nicht anders lautete des großen, berühmten Peter Rosegger Urteil über ihn, den Webersohn aus Hohenstein-Ernstthal im sächsischen Erzgebirge.

Und wirklich, wahrhaftig — so schloß Peter Roseggers Schreiben:

„Hätten wir einen wie Sie nicht, so müßten wir auf die Suche gehen nach einem, der Ihnen ähnlich ist.“

Spaltung seines Ich auch hier! Wer war er in Wirklichkeit? Der, dessen Vorleben das Licht der Gegenwart zu scheuen hatte — oder der, über den ein Mann von Namen und Rang so urteilte?

War er schwarz? War er weiß? Er wußte es selbst nicht mehr. In Stunden, in denen die niederziehenden Mächte die Oberhand in ihm hatten, sah er in sich nur eins — den Vorbestraften. Den ehemaligen Strafgefangenen. Den Bagabunden, der von Sachsen aus sich durchgefochten hatte bis nach Frankreich. Nach Marseille. Der als Kohlentrimmer nach Tunis gelangt war, über Algier, Kairo, den Balkan nach Böhmen kam. Ergebnis — hinter die Gitterstäbe der Gefängniszelle! Eingesperrt wie ein wildes Tier!

Und diesen — würden auch die anderen in ihm sehen. Nur diesen — sobald sie davon erfuhren.

„Torheit! Unsinn!“ schalt er sich. Wie lange war es seit jener letzten Nacht in der Zelle von Waldheim?

1874 war es gewesen. Vor mehr als zehn Jahren! Wob nicht jeder Tag den Schleier dichter, den die Zeit über alles Vergangene breitet? Wurde es nicht von Tag zu Tag unwahrscheinlicher, daß jenes verhängnisvolle „Damals“ wieder ruckbar wurde?

Konnte Karl May sich einer Täuschung hingeben? Daheim, im kleinen, engen Hohenstein-Ernstthal wußten sie es alle noch, das „Damals“. Gewiß, man würde nur ganz gelegentlich davon sprechen — wenn überhaupt. Wie aber, wenn ein anderer Anlaß auftrat, sich der tollen Vergangenheit des einstigen Seminaristen und Lehrers Karl May zu erinnern? Etwa, wenn — jemand, zum Beispiel dieser Herr Roßbach, darauf verfiel, danach zu fragen.

Kalter Schweiß brach Karl May bei diesen Gedanken aus allen Poren. Mit visionärer Klarheit sah er das vertraute Bild der Gaststube in den „Drei Schwänen“ vor sich. Sah Herrn Roßbach nach gutem Abendessen behaglich bei einem Glas Bier sitzen, eine Zigarre rauchend. Und sah, wie Herrn Roßbachs Züge plötzlich belebter wurden. Wie er sich dem Wirt hinter dem Schanktisch zuwandte.

„Sagen Sie“, hörte Karl May ihn fragen, „da wohnte drin in Dresden mit mir in einem Hause ein gewisser Herr May. Herr Karl May, Schriftsteller. Wenn ich nicht irre, stammt er aus Hohenstein . . .“

Karl May ergriff Schirm und Hut und eilte davon trotz strömenden Regens. Nur hinaus! Hier im Zimmer mit solchen Gedanken war es nicht auszuhalten. Hinaus! Unter Menschen! Ablenkung, Zerstreuung! Mochte Emma denken, was ihr beliebte, wenn sie etwa wider Erwarten früher nach Hause kam!

Mit dem Omnibus fuhr er in die Stadt. Es lenkte ab, daß der Wagen wegen des schlechten Wetters stark besetzt war. Es lenkte ab, in den Straßen der inneren Stadt das Gewühl der Wagen und der Menschen zu sehen. Es lenkte ab, die Stufen hinauf zu dem vielbesuchten „Café Central“ am Altmarkt zu gehen, wo die Kellner soeben die Gaslampen anzündeten.

Ein paar Zeitungen wollte er lesen, ein paar Journale durchblättern. Der Kellner brachte das bestellte Bier. Nach dem Sturm von vorhin überkam Karl May ein wohliges Gefühl. Aber von neuem erhielt seine Stimmung einen Stoß.

Vom Nebenzimmer her trat Doktor Tannenberg, Oberlehrer an einem der Dresdner Gymnasien, ein. Einbildung, daß Karl May meinte, es habe etwas Geringschätziges in dem Gruß gelegen, den Doktor Tannenberg ihm im Vorübergehen entbot? Wirklich nur Einbildung? Karl May wußte, daß Doktor Tannenberg sehr stolz war auf seine akademische Würde, sehr stolz auf seine Stellung. Sehr stolz darauf, daß er nächstens, wenn Professor Sommer in den Ruhestand trat, Konrektor an seiner Anstalt werden würde —

Wie das wurmte! Doktor Tannenberg hatte ihm neulich einmal sehr deutlich zu verstehen gegeben, daß nur der Akademiker Anspruch auf volle Geltung machen könne. Konnte er dafür, daß seine Eltern arme Webersleute waren? Daß sie es nur unter größten Entbehrungen hatten ermöglichen können, ihm die Ausbildung im Lehrerseminar zu geben. Daß es ihm unmöglich gewesen war, das Ziel seiner Sehnsucht zu erreichen: Das Studium an der Universität.

Wie kam dieser Herr Doktor dazu, ihm mit Ge-

ringschätzung zu begegnen! In Karl Mays Brusttasche knisterte der Brief Peter Roseggers, Ehrendoktors der Universität Wien.

„. . . ein ganz prächtiger Mensch . . . ein guter ethischer Kern steckt in Ihren Erzählungen . . .“

Eine Aktivität erwachte in Karl May, wie sie mit seinem sonstigen Wesen völlig im Widerspruch stand. Er erhob sich nicht, nein, er sprang auf von dem dunkelroten Plüschsofa. Da drüben am Fenster saß Doktor Tannenbergl! Mit zielbewußten Schritten ging er hinüber.

Überrascht blickte der Oberlehrer auf.

„Ah, Herr May!“ sagte er gedehnt. Es lag Ablehnung in diesen Worten. Ablehnung, die sonst in Karl May von neuem alle Demütigungen der Minderwertigkeitskomplexe wachgerufen hätte. Im Augenblick konnten ihm diese heimtückischen Fußangeln einer schwachen Psyche nicht gefährlich werden.

Er wollte einen Talisman erproben. Ob Peter Roseggers Schreiben wohl seine Wirkung tun würde? Nach der Depression von vorhin wies sein labiles Selbstbewußtsein augenblicklich ein Hoch von seltener Stärke auf.

„Diesen Brief, Herr Doktor, wollte ich Ihnen nur zeigen. Denn ich bin sicher, daß schon allein die Person des Absenders Ihr Interesse finden wird.“

Noch mit betonter Skepsis nahm der Oberlehrer den Brief — —

„Donnerwetter — Peter Rosegger? An Sie? Ja, wirklich — ,Sehr verehrter Herr May!‘ Allerdings interessant! Sehr interessant sogar!“

Mehrfach während des Lesens mit dem Kopfe nickend, gab Doktor Tannenberg am Schluß anerkennend zu:

„Darauf können Sie sich in der Tat etwas einbilden, Herr Man! Ein solches Lob von solcher Seite — wirklich höchst erstaunlich!“

Die Wirkung des Talismans war erwiesen. Und Karl Man — machte in der Folge reichlich Gebrauch davon. Wer wollte es ihm verargen! Soviel des Niederdrückenden, Niederziehenden, Hemmenden in seinem Leben — sollte er da nicht mit Recht das Positive in den Vordergrund rücken dürfen?

*

Der alte Sanitätsrat schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Gefällt mir gar nicht! Gefällt mir gar nicht“, brummelte er. „Gesunde, kräftige, hübsche junge Frau — und keine Kinder? Nein, nein, nein — das will die Natur nicht! Hm, hm — natürlich, wenn's am Herrn Gemahl liegt, ist halt nir zu machen. Aber der Grund für Ihre nervösen Beschwerden, liebe Frau Man, ist damit einwandfrei und eindeutig festgestellt. Erst Kinderseggen vollendet das Weib. Das ist Naturgesetz und entspricht der göttlichen Weltordnung —“

Die Ratschläge, die er Emma gab, waren die eines erfahrenen Arztes und eines verstehenden Menschen.

„Vor allem, liebe Frau Man: Viel an die Luft gehen. Und zwar nicht nachmittags. Nicht abends. Auch vormittags nicht. Nein, Leute wie Sie gehören

früh um vier oder um fünf hinaus. In den Großen Garten. Sie haben es ja gar nicht weit."

Und so ergab es sich, daß Emma May des Morgens in aller Herrgottsfrühe durch die prachtvollen Baumbestände des Großen Gartens, dieses einzig schönen, ausgedehnten Parks der sächsischen Landeshauptstadt, ging, vorüber an den bunten Blumenrabatten rings um das stolze Palais aus der Barockzeit, das den Mittelpunkt des Großen Gartens bildet.

Karl Mans weichem Herzen tat es leid:

"Daß du so allein deine morgendlichen Spaziergänge machen mußt —"

"Laß nur gut sein!" wehrte Emma kalt ab. "Der Mensch gewöhnt sich an alles. Was ist da schon weiter dabei?"

Das Wesentliche aber — verschwieg sie. Daß sie diese Spaziergänge gar nicht allein unternahm! Nur bis zur Parkstraße, kaum zehn Minuten von ihrer Wohnung entfernt. Dort traf sie sich Morgen für Morgen — mit Pauline, Heinrich Münchmeyers Frau. Auch ihr hatte der Arzt — aus anderen Gründen — Morgenspaziergänge im Großen Garten empfohlen. Was lag näher, als daß sie zusammen gingen.

"Aber du, höre", riet Pauline, als das erste Mal von dieser Gemeinsamkeit die Rede war: "Dein Mann braucht davon nichts zu wissen. Gehst ihn das was an? Nein, sage ich. Und wenn er's wüßte, hätte er bloß dagegen zu meckern.

Ich bin überhaupt der Meinung", schloß sie mit schlauem Lachen, "daß unsere Männer wahrhaftig nicht all und jedes wissen müssen, was wir Frauen tun und nicht tun!"

Ansichten, die Emma völlig einleuchteten. Auch das leuchtete ihr ein: daß Pauline Münchmeyer ihr empfahl, sich eine stille Rücklage zu schaffen.

„Weißt du, wie es mal kommt?“ setzte die ältere, erfahrenere Frau Münchmeyer ihr auseinander. „Nein, das weißt du nicht. Na also! Ist es da nicht richtig und klug, vorzusorgen? Mal hier ein Taler, mal da fünf Mark gutgemacht, von denen der Alte nichts weiß — was glaubst du, wie sich das summiert! Wie schnell da was zusammenkommt!“

Sie mußte sich vor Lachen auf eine Bank setzen über Emmas naive Frage, ob sie selber denn auch so täte.

„Aber natürlich, du Schäfchen! Die Männer sind entweder Knauser oder Duffels. Entweder sind sie geizig, oder sie sind Verschwender. Auf jeden Fall lassen sie uns Frauen nie das zukommen, was recht und billig wäre. Wenn wir uns nicht selber kümmern, sind wir die Dummen. Und das, was, Emma, das wollen wir doch nicht sein.“

Nein, auch Emma wollte das nicht. Sie wurde gelehrige Schülerin ihrer Freundin. Sie war nicht klug genug, um das Trügerische an Paulines gefährlichen Lehren zu erkennen. Und war nicht Charakter genug, um diese Praktiken als unsauber und unehrlich abzulehnen.

Denn sie war innerlich klein. So klein, daß sie dem Gatten den erzwungenen Wohnungswechsel aufs schwerste verdachte. Nicht, daß sie an der bisherigen Wohnung im Vorort Blasewitz geblieben hätte. Keineswegs. Im Gegenteil hatte sie oft genug dagegen gesprochen und oft genug daran auszusetzen gehabt. Bald aus diesem, bald aus jenem Grunde. Aber nun, da sie

nach der Schnorrstraße, unweit vom Böhmischem Bahnhof, dem jetzigen Hauptbahnhof, gezogen waren, hatte sie noch mehr Ausstellungen. In Wahrheit lagen die Dinge so: Das villenartige Haus gehörte einem alten Gutsbesitzer. Einem betont vornehmen Herrn, der die Ruhe im Hause aufs äußerste liebte. Jedes laute Geräusch war ihm verhaßt, Kinder am allermeisten. Das Haus bestand aus nur zwei Wohnungen. Das Erdgeschoß, das er selbst inne hatte, und das Obergeschoß, in dem Karl und Emma wohnten.

„Münchmeyers sieht man überhaupt nicht mehr“, stellte Emma mißlaunig fest. „Seitdem wir hier wohnen, kommen sie nicht mehr. Du hast es ihnen auch gar zu deutlich gemacht, daß du sie nicht magst.“

„Aber Emma, wie kommst du darauf!“

„Rede dich nicht heraus! Glaubst du, Münchmeyers hätten es nicht ebenso gut gemerkt wie ich? Ich weiß, daß du froh darüber bist.“

Karl May gab das Leugnen auf, wiewohl er andererseits nicht zugab, daß Emma recht habe. Aber sie gab keine Ruhe. Sein Schweigen reizte sie erst recht.

„Es ist dir natürlich ganz gleich“, redete sie weiter auf ihn ein, „daß du dir damit eine gute Verbindung kaput machst! Was, gute Verbindung! Eine glänzende Verbindung, um die sich andere reißen würden!“

„Na, das ist denn doch wohl übertrieben.“

„Hast du nicht Tausende durch Münchmeyer verdient? Ja oder nein? Du kannst es nicht abstreiten. Und solche Verbindung — hast du natürlich nicht nötig. Bloß weil du dir einredest, sie wären nicht dein Gusto.“

„Herzchen, sag' selber — verdiene ich nicht auch so sehr gut?“

„Aber du könntest durch Münchmeyer mehr verdienen.“

„Wenn ich meine anderen Arbeiten lasse.“

„Dann laß sie doch! Dein Fimmel vom literarischen Ehrgeiz — das ist das Ganze, weshalb du nicht mehr für Münchmeyer arbeiten willst.“

Gequält blickte Karl May vor sich hin. Emma fuhr streitlustig fort:

„Du mußt wieder für Münchmeyer arbeiten. Verstehst du? Du mußt. Weil ich es will.“

„Und Pustet? Und Kürschner?“

„Ach was — Geld ist Geld! Ob du es von jemand anders oder von Münchmeyer erhältst, ist doch gleich. Und bei Münchmeyer hast du doch sehr gut verdient.“

„Das schon. Aber womit!“

„Womit, womit! So 'ne Lächerlichkeit! Also nicht wahr — du schreibst einen neuen Roman für Münchmeyer?“

„Ja, wieso denn? Du tust ja gerade, als ob du sein Beauftragter wärest.“

„Jedenfalls wünsche ich, daß du wieder für ihn schreibst.“

„Ein Freundschaftsdienst, daß du so für seine Interessen eintrittst!“

„Karl!“

Er hörte nicht. Er verließ rasch das Zimmer und ging. Ging hinaus, ließ bald die bebauten Straßen hinter sich und strebte mit eiligen Schritten auf Feldwegen nach den nahen Höhen von Rücknik.

Tief aufatmend vom Steigen blieb er oben am Moreau-Denkmal stehen. Dort, wo unter Eichen ein monumentales Mal an General Moreau erinnert, der

hier an der Seite des Zaren Alexander in der gewaltigen Schlacht bei Dresden Anno 1813 fiel. Ein prachtvoller Blick bietet sich von dort oben über die breit hingelagerte türmreiche Stadt Dresden, über das weite Elbtal, jenseits der Stadt von waldbedeckten Hängen begrenzt. Stromabwärts steigen bei Radebeul die Weinberge der Lößnitz steil aus der Elbaue auf, während talaufwärts der Blick bis zu den charaktervollen, eigenartigen Tafelbergen der Sächsischen Schweiz schweifen mag.

Karl May blieb zwar stehen, wandte sich um nach dieser einzig schönen Aussicht. Doch er sah nichts davon. Er dachte an Emma. An ihr Eintreten für Münchmeyers Interessen. Ganz unverkennbar hatte sie für Münchmeyer Partei ergriffen — gegen ihn, ihren Gatten.

Wie bitter! Wie unendlich bitter! Bitterer noch dadurch, daß er —

Ja, ja, ja! So war es! Seine Hände umkrampften die eisernen Geländer des Aussichtspunktes, daß es schmerzte. Beschämendes, niederdrückendes Eingeständnis: Er wagte es nicht, Emma entgegenzutreten! Er wagte es nicht, sie in ihre Schranken zurückzuweisen!

Emma war unberechenbar. Sie kannte keine Hemmungen. Ein Wort des Widerspruchs, und er mußte gewärtig sein, daß sie sich zur Wehr setzte. Und das war es, was Karl May fürchtete: Daß sie in ihrer Hemmungslosigkeit — ihm seine Vorstrafen vorwerfen könnte.

Sie mußte davon. Wußte, wenn auch nicht alles im einzelnen, doch genug von seinem früheren Leben, um ihn mit ein paar Worten mundtot zu machen. Sogar

wahrscheinlich, daß sie mehr wußte, als sie in Wirklichkeit merken ließ. Zum Beispiel jenes Gerücht, das sich mit geradezu unverständlicher Zähigkeit in Hohenstein-Ernstthal hielt, er, Karl Man, sei gar als Räuberhauptmann in der Umgebung seiner Heimat aufgetreten. Es sei sogar damals Militär aufgeboden worden, ihn in den Wäldern zu fangen! Mit einem Mörder, desertierten Soldaten, sollte er in einer Erdhöhle gehaust haben, ein Schrecken für die Bevölkerung!

Sicherlich — auch dieses alberne, gänzlich unbegründete Gerücht kannte, glaubte Emma! Und er — er war ihr nicht gewachsen.

Ein Wort von ihr konnte ihn fällen. Er war ihr — von vornherein — unterlegen. Unmöglich für ihn, sie herauszufordern zu einer Erwiderung, die er mehr fürchtete als alles andere. Keine körperliche Mißhandlung wäre ihm so beschämend und kränkend erschienen wie dieses. Welch elendes Leben! Wie viel besser wäre es gewesen, eine andere Frau zu nehmen als grade diese.

Aber — wie waren die Worte in jenem seltsamen Buche gewesen, daß der Katechet Kochta ihm — vor vielen, vielen Jahren — zu lesen gegeben hatte, damals, in den Zeiten des Grauens, hinter den Gitterfenstern des Zuchthauses? So hatten sie gelautet — und wenn er hundert Jahre alt werden sollte, nie würde er diese Worte je vergessen:

„. . . und vor allen Dingen, wenn er einmal heiratet, so hole er seine Frau ja nicht von jenem Ort.“

Von jenem Ort — nämlich aus seiner eigenen Heimat.

Was konnte demgegenüber ein Brief sein wie der, der heute früh bei ihm eingegangen war.

Obwohl dieser Brief inhaltsreich genug war. Von Geheimrat Josef Kürschner, einem der ersten Verleger, die Deutschland je gehabt hat, stammte er. Es handelte sich um Beiträge für die Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“. So lautete der Brief, datiert vom 3. Oktober 1886:

„Sie haben inzwischen schon wieder für andere Unternehmungen Beiträge geliefert, während Sie mich mit dem längst Versprochenen noch immer im Stich ließen. Das ist eigentlich nicht recht, und ich bitte Sie dringend, nun Ihr Versprechen mir gegenüber wahr zu machen. Ich will diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne Sie zu fragen, ob Sie nicht geneigt wären, für mich einen recht packenden, fesselnden und abwechslungsreichen Roman zu schreiben. Ich würde I h n e n in diesem Fall ein Entgelt bis zu tausend Mark pro „Fels“-Bogen zusichern können, wenn Sie etwas Derartiges schreiben würden.“

Aufstieg auf der einen Seite, niederziehende Gewalten auf der anderen. Wer würde den Sieg davontragen? Wer? Endgültig? Er selber wagte nicht, daran zu denken, daß diese Entscheidung unabwendbar sei. Früher oder später mußte sie kommen, Für ihn und sein Streber. Oder — gegen ihn! Wehe, wenn dieser letzte Fall eintrat!

*

Daß er nicht von diesem Münchmeyer loskommen konnte! Und daß er nie die Willenskraft aufbrachte, sich mit der gebotenen Entschiedenheit gegen ihn zur Wehr zu setzen!

Aber Münchmeyer hatte eine Art, die von vornher-
ein entwaffnete. Ohne Einleitung, ohne Drum und
Dran kam er — so wie heute.

„Selbstverständlich schreiben Sie mir einen neuen
Roman, May!“

Das waren seine ersten Worte, als er gekommen
war, kaum, daß sie sich begrüßt hatten.

„Neuen Roman? Herr Münchmeyer — das wird
kaum etwas werden.“

„Ach gar! Ich habe eine fabelhafte Idee. Eine Idee,
kann ich Ihnen sagen! Und Sie, gerade Sie sind der
Richtige, der diese Idee ausarbeiten kann! Hören Sie
zu —“

„Herr Münchmeyer — Sie können es sich sparen.
Ich schreibe den Roman nicht. Sie haben ja keine
Ahnung, wie ich mit Arbeit überhäuft bin! Von allen
meinen Verlegern laufen dauernd Briefe ein, alles
Mahnungen wegen Lieferung der vereinbarten Ro-
mane und Erzählungen.“

„Und darf man fragen, was Ihnen diese Plackerei
einbringt? Rechnen Sie es sich doch einmal aus: Diese
Herren verlangen bestens ausgearbeitete Manuskripte,
haben — selbstverständlich hinterher! — Duzende von
Wünschen, Beanstandungen, Meckereien. Und wenn's
ans Zahlen geht, dann ziehen sie nicht in Betracht,
daß man von Ihnen eine unerhörte Arbeitsleistung an
Genauigkeit und Peinlichkeit verlangt hat!

Sagen Sie selber, May; Haben Sie bei mir besser
verdient oder bei einem anderen Verleger? Ehrlich!
Na?“

„Man kann das nicht einfach alles über einen
Kamm scheren —“

„Ich weiß schon! Ihr literarischer Ehrgeiz! Na, lieber Man, Ihren Spleen in Ehren! Geld ist Geld, und Geld regiert die Welt! Nicht der literarische Ehrgeiz.“

„Das Geld allein macht es nicht.“

Münchmeyer kniff ein Auge zu und betrachtete Karl Man ein paar Sekunden. Dann sagte er nachdenklich und mit viel Nachdruck:

„Lassen Sie sich eins sagen, Man: Literarischer Ruf und literarischer Ruhm sind eine verdammt wackelige Geschichte! Höchlichst unsicher! Sie wissen das genau so gut wie ich: Wie oft ist dieser oder jener d e r Autor einer Zeit, einer Clique gewesen — und mit einem Male war es aus. Ein neuer Stern ging auf. Vergessen war der alte!“

„Trotzdem, Herr Münchmeyer —“

„Nein, gar nicht ,trotzdem'! Wohl dem Schriftsteller, der Geld hat, wenn dieser Fall eintritt! Geld, viel Geld! Und um so notwendiger, Man, wenn — er auf schwachen Füßen steht. Ich denke, wir verstehen uns, lieber Man.“

Tiefe Röte der Scham flammte über Karl Mays Gesicht. Und ob er Münchmeyer verstanden hatte! Vergeblich suchte er seine Erregung zu verbergen. Münchmeyer sah sie mit geheimem Triumph. Weiter so! Er war — ohne Zweifel — auf dem richtigen Wege!

„Sehen Sie, Man“, fuhr er mit biedermännischer Eindringlichkeit fort, „es ist nicht anders: Nur Geld kann Sie retten. Geld, viel Geld nur kann Ihnen Sicherheit geben. Und wenn Sie immer und immer genügend Geld haben, dann fragt die Welt einen alten Dreck nach dem, was früher war. Und ich, Heinrich

Münchmeyer, ich verhelpe Ihnen zu diesem Gelde! Sie brauchen nur zu schreiben, verstehen Sie?"

Hatte Münchmeyer recht? Vielleicht. Nein, sicherlich. Hatte er es nicht selber oft genug schon gesehen, daß Geld Unabhängigkeit gibt, Ansehen bringt?

„Hören Sie doch auf mich. Bin ich nicht derjenige gewesen, der Ihnen zuerst Grund unter die Füße gegeben hat? Wer weiß, Man, was ohne mich aus Ihnen geworden wäre! Erinnern Sie sich doch, wie wir uns kennengelernt haben! Sie wissen doch noch, damals im Hause Ihrer Eltern in Hohenstein, als Sie —“

„Ja, ich weiß! Natürlich weiß ich“, schrie Karl May gequält. Schrie, um es zu übertönen, falls Münchmeyer es trotzdem aussprechen sollte, das grauenvolle Wort: „Als Sie aus dem Zuchthause zurückkamen.“

Doch Münchmeyer war von der Zustimmung voll befriedigt.

„Wußte es doch, Man, daß Sie sich noch erinnern. Und daß Sie es auch — auch wenn Sie es nicht wahr haben wollen — innerlich zugeben, daß ich mich alle die Jahre hindurch höchst anständig gegen Sie benommen habe.“

Karl sank in sich zusammen. Mußte er Münchmeyer nicht recht geben? War nicht Geld, viel Geld, der beste Rückhalt, den er sich schaffen konnte? Alle Wechselfälle des Lebens sind weniger gefährlich, wenn man eine sichere wirtschaftliche Grundlage hat. Er glaubte zwar nicht daran, daß — wovon Münchmeyer gesprochen hatte — seine Beliebtheit plötzlich einmal abflauen könnte. Das nicht — wohl aber an eine andere Möglichkeit. Jene Möglichkeit, die wie das Schwert des

Damokles über ihn schwebte, bereit, in jedem Augenblick niederzufallen — auf ihn!

Müde hob er den Kopf.

„Gut, Herr Münchmeyer — ich schreibe Ihnen noch einen Roman“, sagte er schwer aufseufzend.

„Na also — ich wußte es doch, May! Wie könnten Sie übersehen, wer in Wahrheit Ihr Freund ist!“

Mit Feuereifer entwickelte Münchmeyer ihm die Idee des neuen Romanes. In der That — echt kolportagehaft, aber wirksam. In höchstem Grade spannend. Spannend, daß sich Karl May schon nach ein paar Minuten von ihr gefangen nehmen ließ. Ein Blatt Papier vor sich, begann er die Handlung zu skizzieren.

*

Nach Kößschenbroda, dem aufblühenden Vorort von Dresden, war Karl May mit Emma übersiedelt. Er liegt zwischen dem Elbstrom und den Rebhängen der Lößnitzberge. Alte Weingüter, mancherlei Herrensitze aus der heiteren Zeit des Barock, geschmackvolle Villen aus neuerer Zeit charakterisieren den Ort, der heute mit dem benachbarten Radebeul, mit den Ortschaften Ober- und Niederlößnitz und dem Idyll Naundorf zu einer Stadt vereinigt ist. Prachtige Gärten mit breit-ästigen Wipfeln, bunten Beeten, Spargel- und Erdbeerplantagen, zeigen an, daß dieser Landstrich, die sogenannte Lößnitz, von der Natur begünstigt ist wie selten ein anderer. Pfirsiche und Aprikosen reifen hier, und sogar Kastanien finden sich.

In der Schützenstraße in einer Villa inmitten eines schönen Gartens wohnten Mans — in entlegener

Stille. Emma hatte sich nach anfänglichem Widerstreben damit abgefunden. Es war nicht eben weit bis zur Bahnstation, und die Fahrt bis nach Dresden nahm etwa eine Viertelstunde in Anspruch. Nicht mehr, als wenn man in einem der entlegeneren Stadtteile Dresdens gewohnt hätte. —

In heiterer, seltsam geruhfamer Stimmung ging Karl May am frühen Abend des prächtigen Septembertages durch die stillen Straßen von Rößschenbroda, das damals, vor fünfzig Jahren, noch ein Ort von ländlichem Gepräge war. An dem schloßartigen „Wackerbarths Ruhe“, einstens Sommerfisch von Augusts des Starken Generalfeldmarschall, dann unterhalb von einer der besten Weinlagen Rößschenbrodas, der Lößnitz, Johannisberg genannt, schritt Karl May vorüber, und bald lagen die letzten Häuser von Rößschenbroda hinter ihm. Weit breitete sich das Elbtal mit seinen Auen vor seinen Augen aus, diesseits von den dunklen Waldhängen hinter dem friedlichen Weinböhla begrenzt, jenseits des Stromes von den Höhen bei Niederwartha. Eine Viertelstunde weiter des Weges, nach der Spitzgrundmühle zu, und die charaktervolle Umrisslinie des Burgberges von Meissen mit Albrechtsburg und Dom, ein Kleinod des Sachsenlandes, wäre sichtbar geworden.

Menschenleer war die Landstraße, die sich durch Gärten und Felder nach dem stattlichen Kirchdorf Coswig und weiter nach Meissen, der alten Markgrafen- und Bischofsstadt, zieht. Nur ein Bauernwagen rasselte in rascher Gangart heimwärts.

Karl May stand am Straßenrande und genoß das schöne Bild. Den einsamen Wanderer, der von Cos-

wig-Meißten her heranschritt, beachtete er nicht. Tiefrot begannen die Wolken sich zu färben, jetzt, nachdem die Sonne hinter den Höhen hinabgesunken war. Ein leiser Wind trieb den würzigen Duft des Grummets zu ihm herüber. Verweht erklang das behagliche Brummen einer Kuh von fernher.

Schlürfenden Schrittes, das Bündel über der Schulter, schritt indessen der Wanderer auf Karl May zu. Der Alte pfiff sich ein Liedel. Einer, dem das Wort „Sorge“ fremd ist. Einer, der es mit dem vertrauensvollen Bibelwort hält „ . . . und unser himmlischer Vater ernähret sie doch.“ Den verwitterten Filz aufs linke Ohr gedrückt, ging er in zerlederten Stiefeln fürbaß. Was kümmerte ihn der Herr, der da an der Straße stand!

Doch der — vom Pfeifen des Landstreichers in seinem Schauen gestört — wandte ihm seinen Blick zu. Ein gepreßter Schrei:

„Hütt!“

„Ei freilich“, gab der Alte sonder Erstaunen zur Antwort. „Der Hütt bin ich. Und bleib es, bis ans Ende meiner fröhlichen Wanderschaft.“

Er sah Karl May nachdenklich ins Gesicht. Erkennen flog über seine runzigen Züge.

„Dich müßt' ich kennen“, sagte er in kindlicher Unbefangenheit, nicht im mindesten beeindruckt von Karl Mays gutbürgerlicher Kleidung. Dann plötzlich leuchtete es in seinen Augen auf:

„Ich weiß, ach, ich weiß!“

„Schon gut, Hütt. Erspar mir das Wort, das du aussprechen willst“, fuhr Karl May auf. Und in sinnlose Erregung ausbrechend, schrie er ihn an:

„Was wollen Sie von mir? Ich kenne Sie nicht! Nein, ich kenne Sie nicht! Nein, Nein! Wer sind Sie? Wer bin ich? So gehen Sie doch weiter! Fort oder —“

„Na, Kamerad, erlaub' mal! Bei dir stimmt's wohl nicht im Oberstübchen? Eben so — und jetzt so? Na — meinethalben! Hütt ist ohnehin fertig mit der Welt! Was verschlägt's, wenn du mich nicht mehr kennen willst, alter Junge!“

„Ich will aber nicht an das Vergangene erinnert sein! Ich will nicht! Vergangenheit tötet!“

„Bist du tälsch? An deiner Stelle, du, würde ich nicht so schreien. Ich hör' ohnehin, was du sagst. Und andre, dächt' ich, geht es nichts an. Ubrigens, du: mir, dem Hütt, ist es auch . . . egal, was du da brüllst.“

Als wenn er die Worte des Landstreichers gar nicht gehört hätte, sprach Karl weiter — aber wesentlich leiser:

„Der Karl May, den du gekannt hast und der mit dir im Zuchthaus gefessen hat, ist tot.“

Wieder fuhr er auf:

„Er muß tot sein, verstehst du? Er muß tot sein, damit der andere Karl May leben kann! Da, nimm — und schweige! Schweige von dem, was du weißt!“

Mit zitternden Händen riß Karl May seine Geldbörse, seine Briestafche heraus.

„Da nimm! Nimm! Es ist dein!“

Sinnlos warf er Hütt Geldscheine und Münzen zu, so rasch, daß dieser außerstande gewesen wäre, sie aufzufangen. Wenn er — ja, wenn er überhaupt gewollt hätte!

„Mensch, so warte doch! Einen Taler könnt' ich

schon brauchen, aber mehr nicht!" rief er hinter Karl May her, der plötzlich, wie gehegt, davonrannte.

Kopfschüttelnd sah Hütt ihm nach, besah dann, ohne sich zu bücken, das Geld, das im Staube der Straße lag.

„Hm“, brummte er. „Eigentlich viel zu viel für mich. Was soll ich damit? Aber — eh' es in den Dreck getreten wird, will ich's schon mitnehmen.“

Er klaubte erst die Münzen auf, dann die Scheine. Ohne zu zählen, wieviel es sei, steckte er das Geld gleichmütig in die Rocktasche.

„Harr'ock — was hatt' ich vorhin gepfiffen? Hm, richtig. Also auf ein Neues!“

Und wieder spigte er die Lippen, pfiff ausschreitend sein Liedel. Was war ihm Karl May! Wenn er sich über alle hätte Gedanken machen wollen, mit denen er in seinem siebzugjährigen Landstreicherdasein einmal hinter Schloß und Riegel saß! In Crailsheim in Württemberg, als Siebzehnjähriger, zum ersten Male. Seitdem wer weiß wie oft!

Unders Karl May. Zutiefst aufgewühlt, war er davongerannt. Ohne auf den Weg zu achten. Nur fort! Fort von diesem Menschen, der Vergangenheit war! Erst als ihm der Atem ausging, blieb er stehen, blickte um sich. Er war im Walde. Kiefern ringsum. Und — Dämmerung. Kein Laut, außer dem stürmischen Klopfen seines Herzens, außer seinem keuchenden Atmen.

Mit zitternden Knien lehnte er sich an einen der Stämme. Mehr und mehr schwand das Licht des Tages.

„Herr Katechet“, stammelte er.

Stand er nicht vor ihm, mit seinem ernstesten und doch

so viel Ruhe verbreitenden Gesicht — der Katechet Rochta?

Wahrhaftig — das war die Stimme, die einst die wilden Stürme in seiner Brust zum Schweigen gebracht hatte. Jene Stimme, die ihm das feste Land gewiesen hatte, da er sicher hatte Fuß fassen können — zum ersten Male in seinem Leben!

Und so sprach die Stimme:

„Hart, Freund, ist der Weg der Sühne. Aber er muß gegangen werden. Und keine Sühne, Freund, ohne Eingeständnis der Schuld. Erst das „Herr, ich habe gesündigt“, dann das absolute, das „Es sei dir vergeben.“

„Ich kann aber nicht —“

„Hart, vergiß das nicht, ist der Weg der Sühne. Aber wer will, vermag ihn zu gehen. Und, Freund, ich weiß, daß du ihn gehen wirst, diesen harten Weg!“

*

Völlig benommen erwachte Karl May am anderen Morgen. Er hätte nicht vermocht anzugeben, wie und wann er gestern abend nach Hause gekommen sei. Er hatte nichts getrunken. Rein Schluck war über seine Lippen gekommen. Und doch war er wie berauscht gewesen. An nichts konnte er sich erinnern. Hatte er Emma noch gesehen, gesprochen? Oder nicht? War ihm Lina, das Hausmädchen, in den Weg gekommen?

Nichts, gar nichts wußte er mehr. Nur das eine: Katechet Rochtas ernstes und doch so freundliches Gesicht hatte er gesehen, seine ruhige, kranke Herzen aufrichtende Stimme gehört.

„Ich weiß, daß du ihn gehen wirst, diesen harten Weg.“

So, genau so, hatte des Katecheten Stimme gesprochen. Gestern, im nächtlichen Wald.

Mit geschlossenen Augen lag Karl May in den Rissen. Und war doch wach. Böllig Herr seiner Sinne.

Hütt sah er wieder vor sich. Gerade so wie gestern. Wie hatte er so eigensüchtig sein können! Er bereute tief, daß er dem alten Landstreicher nicht anders entgegengekommen war. Ob lieb oder unlieb, ob gern oder nicht: Hatten sie nicht einst das gleiche schwere Los getragen? Konnte es je auslöschen jenes Gemeinsame? Damals, hinter Gefängnismauern?

„Ich hätte ihm helfen sollen, nicht nur Geld geben“, ging es Karl May durch Hirn und Herz. Wußte er nicht aus eigener bitterer Erfahrung, wie hart es ist, ohne alle Mittel auf der Landstraße zu stehen? So — wie Hütt gestern abend?

Wo mochte Hütt zur Nacht geblieben sein? In einem Heuschober? In einem Winzerhaus, dessen Fensterladen er aufgebrochen hatte? Im Straßengraben, den nachtblauen Sternenhimmel über sich?

Und er? Im weichen Bett hatte er geschlafen. In weißbezogenen Damastkissen. Die Rühle der Septembernacht — ihn hatte sie nicht erschauern lassen. Ihn nicht. Aber — Hütt, den Alten, sicher fast Siebzigjährigen!

Karl May sah ihn, wie er des Morgens, vor Kälte an allen Gliedern zitternd, aus dem Heuschober kroch, den heißend kalten Tau von sich abschüttelte. Wie weh der Hunger tat!

Unfinn! Hatte er Hütt nicht Geld gegeben? Alles,

was er im Augenblick in den Taschen trug? Doch dieser Versuch, sich darüber hinwegzutäuschen, mißlang. Er war Hütt das schuldig geblieben, was christliche Haltung erfordert hätte.

Halb wachend, halb im Schlafe glitten seine Gedanken wieder zu Katechet Kochta. Die Erscheinung des alten Landstreichers erblaßte in ihm.

„Erst das ‚Herr, ich habe gesündigt‘. Dann das ‚Abfolge te‘.“

So hatte der Katechet gesagt. Und weiter dies:

„Ich weiß, daß du diesen Weg gehen wirst.“

Und Karl May sah sich diesen Weg gehen. Als einen Märtyrer, die Gloriole um seine Stirn. Nicht ein Schandmal der Schuld, nein, die Gloriole des Märtyrers! Wie groß, wie charakterstark wäre es doch, so zu handeln, wie Katechet Kochta es ihm vorgezeigt hatte!

Selbstgefällig bespiegelte er sich in dieser Rolle — ohne zu der Erkenntnis zu kommen, daß es nur — eine Rolle sei. Daß er im Ernst gar nicht daran dachte, diesen harten Weg der Sühne zu gehen. Noch nicht. Denn — noch war er nicht weit genug gereift.

*

Der junge Herr war sehr elegant gekleidet. Wirklich sehr elegant. Und seine Sprechweise, sein ganzes Gebaren entsprach dieser Eleganz.

„Ich gehöre zum Redaktionsstab der Wochenschrift . . .“ führte er sich ein. „Meinen Namen kennen Sie von meiner Visitenkarte.“

Unwillkürlich warf Karl May einen Blick auf diese Karte, die er noch in der Hand hielt.

„Dr. jur. et phil. Ronald Leberose, Berlin“, stand zierlich gestochen darauf.

„Photographien brauchen wir, Herr May. Verstehen Sie, Photographien“, erklärte er mit unnötiger Emphase. „Denn Bilder wollen wir haben! Bilder müssen wir bringen! Unsere Leser erwarten Bilder von uns. Also müssen wir Bilder herbeischaffen. Bilder von Zeitereignissen. Vom Mahdi und von . . . Und Bilder von Persönlichkeiten, von denen man spricht. So, wie von Ihnen, Herr May.“

„Von mir?“

„Allerdings, Herr May. Von Ihnen. Sie sind vielgelesener Schriftsteller. Man kennt Ihren Namen. Also wird man in weiten Kreisen auch den Wunsch haben zu sehen, wie dieser Karl May denn eigentlich aussieht. Wie, in welchem Hause er lebt, wie seine Wohnung beschaffen ist, sein Arbeitszimmer. Davon Photographien — und unsere Xylographen fertigen danach Druckstöcke an. Zum Schluß noch ein paar Worte von Ihnen selbst — über die Schönheiten Ihres in der Tat unvergleichlichen Wohnortes Közschenbroda. Über Ihre Vergangenheit, Ihre Reisen, Ihre weiteren Pläne usw. usw. Sie verstehen schon, Herr May.“

Ein wohliges Gefühl bemächtigte sich Karl Mays. So berühmt war er also? So bekannt, daß eine Zeitschrift von Rang es für notwendig hielt, einen ihrer Herren, einen Herrn Dr. jur. et phil., von Berlin aus zu ihm zu bemühen? War das möglich?

„Vor allem, Herr May: Etwas von Ihrer Jugend! Von Ihrem Werdegang! Das interessiert erfahrungs-

gemäß am meisten. Und gewöhnlich gibt's ja auch immer allerlei zu erzählen!"

Doktor Ronald Leberose entging es in seiner Aufregung, daß sein Gegenüber sich plötzlich recht seltsam benahm. Daß er mit puterrotem Gesicht sich den Kragen zu weiten versuchte. Daß seine eben noch so glückstrahlende Miene einem ungewissen, fast verstörten Ausdruck Platz gemacht hatte.

Mühsam ermannte sich Karl May.

„Von meiner Jugend ist wenig zu erzählen“, erklärte er auffallend atemlos. „Und von meiner Entwicklung — mag ich nicht gern sprechen. Viel lieber von meinen nächsten Plänen. Von den Arbeiten, die ich nunmehr in Angriff nehmen werde.“

„Und von Ihren Reisen, wenn wir uns die Bitte erlauben dürften.“

Auch dieser Wunsch war ihm sehr wenig willkommen. Sollte er der Wahrheit die Ehre geben und eingestehen, daß seine Reisen sich auf wenige Monate in Nordafrika und in den Vereinigten Staaten beschränkt hatten — dazu unter wenig rühmlichen Umständen? Als — Kohlentrimmer, Hafenarbeiter, als Tramp!

„Nein, Herr Doktor, nein!“ wehrte er ab. „Was von meinen Reisen zu sagen ist, ist in meinen Erzählungen nachzulesen. Natürlich nicht chronologisch genau wie in —“ er stockte — „wie in meinen Tagebuchaufzeichnungen. Aber dem Ergebnis nach. Meine Eindrücke aus diesen fremden Zonen — das ist ja das Wesen meiner Schriftstellerei — sollen in meinen Erzählungen zum Leser sprechen. Nicht in nüchternen, knappen Tagebuchnotizen.“

„Ich verstehe vollkommen, Herr May! Entschuldigen

Sie mein geringes Verständnis für Ihre literarischen Bezüge. Als Journalist schwebte mir anderes vor. Ich ließ Ihre ausgeprägte Eigenart außer acht — Sie verübeln mir diese kleine Entgleisung nicht, nicht wahr, Herr May?“

Karl erlangte seine Sicherheit wieder. Es vollzog sich — ihm unbewußt — eine Einwirkung von Doktor Leberoses Verhalten auf ihn. Ausgesprochen hätte diese Erkenntnis etwa so gelautet: „So leicht ist es also, selbst einen klugen, urteilsfähigen Menschen hinter das Licht zu führen — mit ein paar absichtlich verschwommen gehaltenen Redensarten?“

Wie gesagt — Karl May empfand dies nicht in dieser nüchternen Ausprägung. Aber in sein Unterbewußtsein ging diese Erkenntnis über. Und in seinem Unterbewußtsein schlummerte sie — bis zur nächsten Gelegenheit, sie anzuwenden.

*

Karl May war einer von jenen Schriftstellern, die völlig in ihrem Schaffen versinken. Für die es keine Außenwelt und keine Gegenwart mehr gibt — nur noch die alles übertönenden Harmonien ihrer Phantasie.

In seltsam korrekter Haltung saß er an seinem geliebten alten Schreibtisch — in einer Haltung, wie der Lehrer sie den Abschülern als vorbildlich beibringt. Und gleich korrekt war bis in sein hohes Alter seine Handschrift. Korrekt seine Manuskripte. Zeile für Zeile steht da, sauber, deutlich lesbar jedes Wort. Raum je eine

Streichung, kaum eine Verbesserung irgendeines Ausdrucks.

So wird von seiner Arbeitsweise berichtet: „Er lachte und weinte bei seinen Arbeiten und wer nicht wußte, daß er allein da oben in seinem Arbeitszimmer hauste, konnte glauben, eine ganze Gesellschaft befände sich bei ihm. Er vergaß seine Umgebung für Stunden.“

So schrieb er:

„Ich habe die Roten kennengelernt während einer ganzen Reihe von vielen Jahren und unter ihnen einen, der hell, hoch und herrlich in meinem Herzen, in meinen Gedanken wohnt. Er, der beste, treueste und opferwilligste aller meiner Freunde, war ein echter Typus der Rasse, der er entstammte, und ganz so, wie sie untergeht, ist auch er untergegangen, ausgelöscht aus dem Leben durch die mörderische Kugel eines Feindes. Ich habe ihn geliebt wie keinen zweiten Menschen und liebe noch heute die hinsterbende Nation, deren edelster Sohn er gewesen ist. Ich hätte mein Leben dahingegen, um ihm das seinige zu erhalten, so wie er sein Leben hundertmal um mich wagte. Dies war mir nicht vergönnt. Er ist dahingegangen, indem er, wie immer, ein Retter seiner Freunde war; aber er soll nur körperlich gestorben sein und hier in diesen Blättern fortleben, wie er in meiner Seele lebt, er, Winnetou, der große Häuptling der Apatſchen. Ihm will ich hier das wohlverdiente Denkmal setzen, und wenn der Leser, der es mit seinem geistigen Auge schaut, dann ein gerechtes Urteil fällt über das Volk, dessen treues Einzelbild der Häuptling war, so bin ich reich belohnt.“

Und so hatte Karl May ihn gesehen, Winnetou, den Apatſchen:

„Er trug ein weißgegerbtes, mit roter indianischer Stickerei verziertes Jagdhemd. Die Leggins waren aus demselben Stoff gefertigt und mit feinen, roten Zierstichen geschmückt. Kein Fleck, keine noch so geringe Unsauberkeit war an Hemd oder Hose zu bemerken. Seine kleinen Füße steckten in mit Perlen gestickten Mokassins, die mit Stachelschweinsborsten geschmückt waren. Um den Hals trug er einen kostbaren Medizinbeutel, die kunstvoll geschnitzte Friedenspfeife und eine dreifache Kette von den Krallen des grauen Bären, des gefürchtetsten Raubtieres des Felsengebirges. Um seine schlanke Hüfte schlang sich ein breiter Gürtel, der aus einer kostbaren Saltillodecke bestand. Aus ihm schauten die Griffe zweier Revolver und eines Skalpmessers hervor. Den Kopf trug er unbedeckt. Sein langes, dichtes, blauschwarzes Haar war in einen hohen, helmartigen Schopf geordnet und mit einer Klapperschlangenhaut durchflochten. Keine Adlersfeder, kein anderes Unterscheidungszeichen schmückte diese Haartracht, und doch sagte man sich gleich beim ersten Anblick, daß der rote Krieger ein Häuptling, und zwar kein gewöhnlicher sein müsse. Der Schnitt seines schönen männlich-ernsten Angesichts konnte römisch genannt werden; die Backenknochen standen kaum merklich vor, die Lippen des vollständig bartlosen Gesichts waren voll und doch feingeschwungen, und die Hautfarbe zeigte ein mattes Hellbraun mit einem leisen Bronzehauch . . . Die ernste, stolze Klarheit seiner samtweichen Augen, die ruhige Sicherheit seiner Haltung und jede seiner Bewegungen und der wehmütige Hauch eines tiefen, verschwiegenen Grames, den ich auf seinem jugendlichen, schönen

Gesicht zu entdecken glaubte, hatten es mir sofort an-
getan . . .“

Hatte er Winnetou gesehen mit seinen leiblichen
Augen? Oder nur innerlich? Wie kleinlich solche Fra-
gen! Wie nebensächlich!

Millionen sollte dieser Winnetou begeistern. Millio-
nen haben Tränen vergossen über dem Lesen von sei-
nem Tode — so, wie Karl May es berichtet. Hat
Schiller den Wilhelm Tell gesehen? Hat es — ge-
schichtlich zweifelsfrei verbürgt — überhaupt einen
Wilhelm Tell gegeben? Töricht, solche unnütze Fragen
zu stellen! Er lebt, der gerade, kernhafte Schweizer
Freiheitsheld, und er steht vor uns als ein lebendiger
Mensch von Größe des Charakters und von Größe
des Handelns. Ist das nicht genug? Und wenn es ge-
nug ist — will da jemand noch fragen, ob Winnetou
wirklich gelebt hat, ob Karl May, ob — Old
Shatterhand ihn wirklich gekannt habe?

„Nicht was die nüchterne Vernunft als Wirk-
lichkeit uns zeigt,
Was wir mit wachen Sinnen uns e r t r ä u m e n ,
Das ist in Wahrheit unser Leben!“

Beruhet nicht jede Dichtung auf diesem in der Ro-
mantik wurzelnden Glaubenssatz? Beim gewöhnlichen
Menschen mag seine Anwendung dazu verführen, zum
pathologischen Lügner zu werden — zu jener Art des
Lügners, der nicht um materieller Vorteile willen seine
Lügendgeschichte webt, sondern halb und halb aus
einem unwiderstehlichen Zwange heraus, im Augen-
blick so gut wie überzeugt, es sei alles so, was und wie
er es erzählt. Die Grenze zum Dichterischen ist damit

erreicht. Jene Grenze, die Karl May überschritten hatte, ehe er zu schreiben begann.

Was waren die „inneren Stimmen“, unter denen er in seiner Jugend und in seinen ersten Mannesjahren gelitten, anderes als Mächte einer noch ungezügelter, noch unausgenutzten dichterischen Phantasie?

Als „heroische Legenden“ hat ein Literaturwissenschaftler Karl Mays Werke gekennzeichnet. Wahrhaftig — sind seine Erzählungen nicht heroisch? Ründen sie nicht den Sieg des Guten über das Böse, des Hohen über das Niedrige, des Edlen über den Schlechten?

*

Münchmeyer war wieder einmal bei Karl May. Wegen eines neuen Lieferungsromanes. Wieder leistete Karl May ernstlichen Widerstand gegen den Plan. Trotzdem war Münchmeyer seines endlichen Sieges sicher. Denn er wußte, welch verlässlichen, un-widerstehlichen Bundesgenossen er hatte — Emma May. Was er jetzt nicht auszurichten vermochte, würde sie durchsetzen. Sie, das üppige, jugendliche Weib mit dem köstlichen aschblonden Haar, mit dem seltsam verschleierten Blick ihrer dunkelblauen Augen.

In ihrem Disput überhörten sie beide das Klopfen. Schließlich trat Lina, das Hausmädchen, unaufgefordert ein. Mit einigen entschuldigenden Worten berichtete sie, es seien noch zwei Herren gekommen, die unbedingt Herrn May zu sprechen wünschten. Der eine aus Königsberg, der andere aus Köln.

„Herr Man weiß schon, solche, wo ein Bild vom Herrn Man haben möchten“, kauderwelschte sie.

Ein Bild von ihm. Von ihm. Seine Photographie.

„Es saßen doch vorhin schon zwei solcher Burschen im Vorzimmer als ich kam“, bemerkte Münchmeyer lachend und rieb sich vergnüglich die Hände.

„Ich bin von solchen Besuchen ganz und gar nicht entzückt“, gestand Karl Man.

„Nicht? Und ich wüßte mir keinen größeren Hauptspaß! Was meinen Sie, Man, wenn sie zu mir kämen! Nach Strich und Faden würde ich sie veräppeln! Die Burschen müßten, wenn sie gehen, nicht mehr wissen, ob Dresden an der Elbe liegt oder nicht!“

„Nein, ganz im Ernst!“ fuhr er fort, „was glauben Sie, Man, wie Sie Ihre Besucher enttäuschen, wenn sie hierher kommen mit wer weiß welchen Erwartungen und sie finden einen Menschen vor, der sich nicht im mindesten von anderen unterscheidet. Einen ungewöhnlichen Menschen wollen sie sehen. Einen Helden, wie Sie ihn in Ihren Büchern schildern, Man! Die Welt will betrogen sein — also besser, den großen Mann zu spielen, auch wenn man's gar nicht ist! Nur die Welt in ihren Erwartungen nicht enttäuschen! Das verträgt sie nicht — und für solche Enttäuschungen wird sie sich stets rächen!“

Karl Man widersprach. — So kalten Blutes konnte er die Besucher nicht anschwindeln.

Münchmeyer zuckte mit den Achseln.

„Glauben Sie mir, Man! Ich bin der Ältere, der Erfahrenere!“

*

Münchmeyer ging. Karl May begab sich hinüber ins Nebenzimmer, wo zwei seiner Verehrer saßen. Blutjunge Burschen. Obersekunda. Höchstens Unterprima. Sechzehn oder siebzehn Jahre alt.

Wie sie ihn ansahen. Gläubig und — ungläubig zugleich. So also sah er aus, der „Old Surehand“ und „Schatz im Silbersee“ und „Olprinz“ geschrieben hatte? „Am Rio de la Plata“, „Von Bagdad nach Stambul“ und all die anderen toll verschlungenen Herrlichkeiten?

Eine hohe Stirn, angegraut an den Schläfen das nach hinten gekämmte Haar, obwohl er kaum die fünfzig erreicht hat. Graublau sind seine Augen. Ihr Blick ist lebhaft und wahrhaftig: merkt man es ihnen nicht an, daß sie gewohnt sind, in ferne Weiten zu schweifen? Weithin über die Prärie, die sich schier endlos in leichten Wellen dehnt? Zu schauen über die flimmernden Wüsten Arabiens? Den Kondor in den Kordilleren, den Geier hoch oben in den Schroffen des Kurdischen Hochgebirges vermag er zu erkennen — und daß solche Augen nie fehlen, wenn sie über Korn und Kimme der Büchse visieren — ist das nicht selbstverständlich?

Sie ahnen ja nicht, die jungen Menschen, daß Karl May, ihr Idol, links oben in der Westentasche den scharfen Kneifer trägt! Daß er — wegen Kurzsichtigkeit als für den Militärdienst untauglich erklärt worden war . . .

Aber was da! Mit klopfendem Herzen verglichen die beiden blitzschnell, wie er — duzendmal von ihnen gelesen — Old Shatterhand beschreibt.

„Seine Sehnen schienen von Stahl und seine Muskeln von Eisen zu sein. Ein dunkelblonder Vollbart umrahmte sein sonnverbranntes, ernstes Gesicht. Er trug ausgefranzte Leggings und ein ebenso an den Nähten ausgefranztes Jagdhemd, lange Stiefel, die er bis über die Knie emporgezogen hatte, und einen breitkrempeigen Filzhut, in dessen Schnur ringsum die Ohrenspitzen des grauen Bären steckten. In dem breiten, aus einzelnen Riemen geflochtenen Gürtel, der mit Patronen gefüllt war, steckten zwei Revolver und ein Bowiemesser. Von der linken Schulter nach der rechten Hüfte trug er einen aus mehrfachen Riemen geflochtenen Lasso und um den Hals an einer starken Seidenschnur eine mit Kolibribälgen verzierte Friedenspfeife, in deren Kopf indianische Schriftzeichen eingegraben waren. In der Rechten hielt er ein kurzläufiges Gewehr, dessen Schloß eine höchst eigentümliche Konstruktion besaß — es war ein fünfundzwanzigschüssiger Henrystutzen —, und über seinen Rücken hing ein doppelläufiger Barentöter von allerschwerstem Kaliber, wie es heutigentags keinen mehr gibt.

Der echte Präriejäger hält nichts auf Glanz und Sauberkeit; je mehr mitgenommener er aussieht, desto größer die Ehre, denn um so mehr hat er mitgemacht. Er betrachtet einen jeden, der etwas auf sein Äußeres hält, mit überlegener Geringschätzung. Der allergrößte Greuel aber ist ihm ein blankgeputztes Gewehr. Nach seiner Überzeugung hat kein Westläufer die nötige Zeit, sich mit solchen Nebendingen abzugeben. Nun aber sah an diesem Mann alles so sauber aus, als sei er erst gestern von St. Louis her nach dem Westen aufgebrochen. Seine Gewehre schienen vor kaum einer

Stunde aus der Hand des Büchsenmachers hervorgegangen zu sein. Seine Stiefel waren makellos eingefettet und seine Sporen ohne die geringsten Rostflecke. Seinem Anzug konnte keine Spur von Strapazen angesehen werden, und wahrhaftig, er hatte nicht nur sein Gesicht, sondern auch seine Hände rein gewaschen!"

Karl Mans anfängliche Unsicherheit ob ihrer forschenden Blicke begann zu weichen. Die beiden jugendlichen Besucher mußten sich nicht genug zu tun in Entschuldigungen. Daß sie ihn — sicherlich — in seinen Arbeiten störten, daß er — gewiß — ihnen zürnen werde ob der Zudringlichkeit.

„Aber, Herr Man“, fiel der andere ein, „wir wollten Sie doch unbedingt einmal sehen und einmal sprechen! Nicht wahr, Herr Man, Sie sind uns deswegen nicht böse?“

„Nicht doch! Nicht doch!“ wehrte Karl Man ab.

„Am Ende wollen Sie nächstens wieder verreisen“, fragte der erste.

„Verreisen? Allerdings, ich habe daran gedacht.“

„Herr Man — ach, wenn Sie uns von Ihren Reisen erzählen wollten!“

„Wie herrlich muß das sein, reisen zu können — so ganz unbeschwert. So, wie es die Stimmung des Augenblicks eingibt!“ ergänzte der andere.

„Gewiß — es ist unendlich schön.“

Eine Pause entstand. Die zwei jungen Burschen wagten die Stille nicht zu stören.

Sie konnten nicht ahnen, was dem Schriftsteller in diesem Augenblick durch den Kopf ging: Erinnerungen an seine Reisen. An seine *wirklichen* Reisen. Und an die Begleitumstände, die dabei obwalteten.

Von Ende 1862 — nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis in Zwickau, seiner ersten Freiheitsstrafe — bis in die ersten Tage des Jahres 1865 war er nach der Schweiz gegangen, war das Rhônetal abwärts gewalzt bis Marseille. Ohne Geld, ohne Ausrüstung. Und ohne festes Ziel.

Nach Italien hatte er sich durchgeschlagen — wie, das war ihm heute selber unklar. Aber er war bis Mailand gekommen, nach Genua zurück — und dann war jene grauenvolle Überfahrt nach Tripolis gefolgt. Im engen Heizraum eines klapprigen Rüstendampfers, der kaum den Anforderungen einer Überquerung des Mittelmeeres gewachsen gewesen war. Infernalisch war die Hitze gewesen, damals im Juni 1863! Aber — er war lebend nach Tripolis gelangt, weiter nach Tunis, nach Kairo.

Auch 1869 — nach seiner zweiten Gefängnisstrafe — hatte er, im Gefühl, dem Vaterland den Rücken kehren zu müssen, einen ähnlichen Weg eingeschlagen. Von Ägypten zurück nach Griechenland, durch die Balkanhalbinsel, Ungarn, Österreich. Bis nach Tetschen, wo er erneut verhaftet und nach Deutschland ausgeliefert worden war.

Er fuhr aus seinem Sinnen auf. Seine beiden Besucher hatten sich erhoben.

„Aber ich bitte — wollen Sie schon gehen?“

„Wir stören, Herr Man. Entschuldigen Sie —“

„Ich habe mich zu entschuldigen! Aber die Erinnerung übermannte mich! Ihre Fragen hatten meine Gedanken zu meinen Freunden im Wilden Westen hingeleitet.“

„Sicherlich würden die sich riesig freuen, Sie einmal

wiederzusehen. Old Surehand und Old Firehand, der Hobble Frank, Dick Hammerdull und all die anderen!"

„Und wie sie sich freuen würden! Kürzlich erst erhielt ich einen ganz dringlich gehaltenen Brief aus Fort Worth — oder war's aus San Antonio? — na, gleichgültig, jedenfalls aus dem Staate Texas, daß ich doch endlich wieder einmal nach drüben kommen sollte.“

„Und werden Sie denn fahren?“

Karl May fuhr sich mit der Hand über Stirn und Augen.

„Ja, meine Freunde“, sagte er dann mit vorsonnenem Lächeln, „es ist nicht so leicht, sich zu entscheiden! Oder glauben Sie nicht, daß man anderswo ebenso sehnlich auf mich wartet? In Arabien? Bei den Kurden? In den Bergen Algeriens?“

„Aber sicherlich!“

„Ich weiß: Hadschi Halef Omar!“

Karl May faßte den jugendlichen Sprecher an beiden Händen.

„Der kleine, wackere Kerl!“ rief er enthusiastisch aus. „Wie oft hat er sich für mich, seinen geliebten ‚Sidhi‘, in größte Gefahr begeben! Wenn es meine Sicherheit, meine Rettung galt, kannte er keine Furcht. Ohne zu zögern, hat er sich — wie oft! — Skipetaren und Beduinen und Kurden und wem sonst noch entgegengeworfen, hat sie in die Flucht getrieben, mochten es ihrer auch noch so viele sein!“

„Ach bitte, bitte, Herr May, erzählen Sie uns doch von ihm!“

Freundlich lächelnd nötigte Karl May die jungen

Besucher, sich wieder zu setzen. Dann stopfte er umständlich seine ägyptische Tschibuk, seine Wasserpfeife, ehe er begann:

„Halef war ein eigentümliches Kerlchen. Er war so klein, daß er mir kaum unter die Arme reichte, und dabei so hager und dünn, daß man hätte behaupten mögen, er habe ein volles Jahr zwischen den Löschpapierblättern eines Herbariums in fortwährender Pressung gelegen. Dabei verschwand sein Gesichtchen vollständig unter einem Turban, der drei volle Fuß im Durchmesser hatte, und sein einst weiß gewesener Burnus, der jetzt in allen möglichen Fett- und Schmutznuancen schimmerte, war jedenfalls für einen weit größeren Mann gefertigt worden, so daß er ihn, sobald er vom Pferde gestiegen war und gehen wollte, empornehmen mußte wie das Reitkleid einer Dame. Aber trotz dieser äußeren Unansehnlichkeit mußte man allen Respekt vor ihm haben. Er besaß einen ungewöhnlichen Scharfsinn, viel Mut und Gewandtheit und eine Ausdauer, die ihn die größten Beschwerden überwinden ließ. Während der Unterhaltung war er äußerst lebhaft; er wedelte mit den bügellosen Beinen, gestikuliert mit den dünnen, braunen Armchen und versuchte, seinen Worten durch ein so lebhaftes Mienenspiel Nachdruck zu geben, daß ich alle Mühe hatte, ernst zu bleiben.“

Wieder strich er sich über die Stirn. Es war ihm selber, als wenn er aus einem Trancezustand erwachte. Ähnlich, als wenn er sechs, acht Stunden oder länger geschrieben hatte.

Er fühlte sich ermüdet, abgespannt.

„Doch jetzt, meine Freunde — auf Wiedersehen!

Im Nebenzimmer warten noch andere Besucher auf mich.“

Die jungen Männer gingen. Karl war allein, sank in einen Polsterfessel. Er atmete schwer. Hadschi Halef Omar — Winnetou — Bruder Jaguar — Hedjan Bei, der „Herr der Wüste“ — Metan-akva, das „Bligmesser“, der Krieger der Kiomas — sie und ein halbes Hundert anderer seiner Gestalten hatten von seinem Denken Besitz ergriffen.

Da stand er ja, der kleine Sam Hawkens!

Und jetzt? Das war doch Isla Ben Masleis Stimme, die da sprach:

„Hamdulillah — Preis sei Allah! Kara Ben Nemsi ist hier! Nun kann uns nichts geschehen!“

Kara Ben Nemsi, Karl, der Deutsche, dessen Ruhm verbreitet ist in Arabien wie im Sudan, in der Sahara wie am Euphrat! Derselbe, den man als „Old Shatterhand“ in Arizona ebenso fürchtet wie in Nebraska, in Utah, Texas, Colorado!

War er es nicht? Wenn er nicht — wer sonst? Er langte hinter sich. Griffbereit, vom Schreibtisch aus bequem zu erreichen, standen sie — der „Bärentöter“ und der vielberühmte „Henrystutzen“! Und daneben? Keine geringere Reliquie als Winnetous „Silberbüchse“!

Nicht in Wirklichkeit. Aber für ihn, für sein zweites Leben.

Zweites Leben? Ja, das war es! Ein Leben jenseits dieser Sphären, das er lebte. In dem er war, was hier, am Schreibtisch, in Rökschenbroda, nur Schein war.

Wie herrlich, alles ablegen zu können, was im Le-

ben des Alltags bedrückte, niederzog, klein machte! War nicht alles ausgelöscht, was einst gewesen war? Hungerjahre der Jugend, entbehrungsreiche Seminaristenzeit, Jahre des Grauens —

Ich — Old Shatterhand! Ich — Kara Ben Nemsi! Sein Blick fiel auf einen Brief, der auf seinem Schreibtisch lag. Er hatte ihn bisher nicht bemerkt.

Ah — vom Fürsten Schönburg!

Hastig riß er den Umschlag mit dem kronengeschmückten Siegel auf, las:

„. . . Selbstverständlich wird es mir eine Freude sein, Sie, sehr geehrter Herr Man, am Bahnhof mit dem Wagen abholen zu lassen . . .“

Flüchtig dachte Karl Man an die Herzogin von Hohenberg. Auch sie hatte ihm kürzlich eine in liebenswürdigsten Formen gehaltene Einladung gesandt. Ihm, Karl Man, dem gewesenen Lehrer in Chemnitz —

Was! Wer wollte sagen, jene selbst seiner eigenen Erinnerung kaum noch faßbare Zeit sei einst Wirklichkeit gewesen!

Wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, erhob er sich und trat an den Bücherschrank, schlug eines der Bücher auf, das er wahllos herausgriff:

„Uff — nur einer, der solches vermag: Old Shatterhand!“

Über diese Zeilen glitten seine Augen —

Er fuhr zusammen, als es klopfte. Weiter niemand als Lina, das kleine Hausmädchen. Sie erinnerte an den Besucher, der noch auf Herrn Man warte.

Richtig! Ein Blick in den Spiegel. Ein Griff nach der Krawatte, er ging hinüber.

Ein sehr großzügiger Herr, der Besucher! Er nannte

mit einer knappen Verbeugung seinen Namen und ging klar auf sein Ziel los.

„Diese Karte, Herr May“, sagte er nach einigen entschuldigenden Worten, „haben Sie vor einiger Zeit einer Dame meiner Bekanntschaft geschrieben —“

„Allerdings. Ich erinnere mich.“

„Sie schreiben da: Winnetou war geboren 1840 und wurde erschossen am 2. 9. 1874. Er war noch herrlicher, als ich ihn beschreiben kann.“

„In der That — das war er.“

„1840 geboren —“

„Ja, zwei Jahre älter als ich.“

Der Besucher beugte sich vor. Gespannt fragte er: „Zwei Jahre älter als Sie? Also sind Sie — Old Shatterhand?“

Sein Gegenüber sah an ihm vorüber, das Kinn leicht in die linke Hand gestützt.

„Old Shatterhand“, erwiderte er — und der andere fragte weiter:

„Also sind es Ihre eigenen Erlebnisse, die Sie in Ihren Werken schildern?“

„Es entspricht alles der Wahrheit. Nur, wie der Maler den Pinsel in die Farbe taucht, so auch ich. Verstehen Sie es richtig: Ich will nicht dürr und trocken und vor allem nicht brockenweise erzählen. Darum verwebe ich oftmals zeitlich nicht zusammenfallende Ereignisse und knüpfe sie frei aneinander. Aber erlebt ist alles.“

„Diesen Eindruck“, bestätigte der Besucher, „habe ich beim Lesen allerdings auch gehabt.“

„Wenn Sie das feststellen, freut es mich. Natürlich streite ich nicht ab, daß ich wie wohl alle Reiseschrift-

steller meine Berichte stilisiere. Aber Romane — nein, Herr, Romane im eigentlichen Sinne des Wortes schreibe ich nicht.“

„Ich habe ‚Old Shatterhand‘ auch nie als Romanfigur empfunden.“

„Mein Herr — ich danke Ihnen für dieses Wort! Es beweist mir, daß mein Leben und mein Streben nicht umsonst gewesen ist.“

„Bestimmt nicht, verehrter Herr May. Oder — darf ich ‚Old Shatterhand‘ zu Ihnen sagen?“

„Warum nicht? Mit diesem Namen nannten mich die, die ich als meine besten Freunde auf dieser Welt betrachte! Winnetou, der Unvergleichliche, der großmütige Old Surehand, Old Firehand, Sam Hawkens und all die anderen.“

„Erzählen Sie mir von Ihrem Leben, Old Shatterhand! Ich weiß, daß diese Bitte unbescheiden ist — aber jahrelang habe ich Ihre Bücher gelesen — und all die Zeit über hatte ich nur den einen Wunsch: Diesen einzigartigen Menschen einmal von Auge zu Auge zu sehen, ihn zu sprechen, von ihm, seinem Leben zu hören.“

„Eine Enttäuschung, die ich Ihnen bereiten muß: Was von meinem Leben erzählenswert ist, ist Ihnen aus meinen Schriften bekannt. Das andere — ja, mein Herr: Ich wurde geboren, wuchs heran — und ging hinaus in die Welt. Nach Afrika, Amerika, Asien — was soll da noch gesagt werden?“

„Entschuldigen Sie — meine Frage war töricht. Aber eins liegt mir doch noch am Herzen: Sie sind verheiratet, Herr May? G l ü c k l i c h verheiratet?“

„Allerdings! Sehr glücklich sogar!“

Seine Lippen sprachen diese Worte. Sprachten sie —, weil — ja weil die Situation es so erforderte. Konnte ein Mann wie er, ein Old Shatterhand, anders verheiratet sein als glücklich? Glücklich ist stets der Starke. Und er? War er nicht stark? Das Urbild der Stärke? Er, Old Shatterhand, der mindestens ebenso oft wie mit seiner Eisensfaust durch die Überlegenheit seiner charakterlichen Stärke siegte?

Wie anders die Wirklichkeit, die er ergreifend Jahrzehnte später in seiner Lebensbeichte geschildert hat: „Ich wollte die Verlorengelohende durch eine ganz ungewöhnliche Liebe und Güte vor dem Fall zu retten und festzuhalten versuchen. Ich erwähnte sie in meinen Schriften und Büchern. Ich lobte sie. Ich stellte meine Ehe als eine glückliche dar — und gab es ihr zu lesen.

„Sehr glücklich sogar“ — wiederholte er versonnen — und nicht im entferntesten dachte er an die Verse, die er einst geschrieben — von tiefer Wehmut erfüllt:

„Ich habe nichts, fast nichts für dich geschrieben,
ich war so arm an dem, was dir gehört.

Ich ward geliebt; ich wollte wiederlieben.
Und das hat meinen Himmel mir zerstört.

Gib d e n Kuß mir, den nur die Seele gibt,
die nicht verlangt, im Kusse zu verschwinden.

Wenn mich dein Herz nur mit der Lippe liebt,
wird es sich niemals zu dem meinen finden.“

„Und Nischo-ttschi?“

Nischo-ttschi, Winnetous, des Unvergleichlichen, Schwester, sie, die von Liebe zu Old Shatterhand, ihrem Retter, ergriffen ward — und dieser Liebe wegen den Tod fand —

„Aber ich bitte Sie, Herr Man! Ich habe Ihnen nicht weh tun wollen! Wenn ich geahnt hätte —“

Bestürzt erhob sich der Besucher. Denn Karl Man — hatte plötzlich die Hände vors Gesicht geschlagen, sichtlich aufs Tieffste erschüttert.

Doch nur einen Augenblick, und er hatte sich wieder gefaßt.

„Entschuldigen Sie, mein Herr“, sagte er, wie aus traumhafter Benommenheit erwachend. „Die Erinnerung übermannte mich!“

Mit aufrichtigem Mitgefühl sah der Besucher das Lächeln, zu dem Karl Man sich mühte. Ach, er konnte es ja so gut verstehen, daß jemand nach fast drei Jahrzehnten um ein Wesen trauert wie um sie, Nscho-tshi, „dunkles Haar“, die Häuptlingstochter vom Stamme der Apachen. Muß sie nicht das Urbild keuscher Weiblichkeit gewesen sein, ein Mädchen, so edel, so stolz und hochgemut, daß jeder, der sie sah, von der Größe dieses Naturkindes zutiefst gefangen genommen wurde?

Erschüttert hörte der Besucher Karl Man sagen:

„Nach den Städten des Ostens wollte sie reisen, wollte die Kultur der Weißen kennenlernen, wollte werden wie eine weiße Squaw. Meinetwegen. Um meine Liebe zu erringen. Ach, daß sie doch nicht in dem Wahn befangen gewesen wäre, ein Old Shatterhand, würde sie mehr schätzen, höher achten, wenn sie sich europäische Bildung, östliche Sitten und Gebräuche aneignete! Nichts, was sie, den edlen Sproß aus edelstem Stamme über sich hätte erheben können! Denn sie war das, was in Jahrhunderten nur einmal auf dem Erdball Wirklichkeit wird: Das Weib in höchster Vollkommenheit!“

Wieder schwieg Karl May in sichtlich erschütterter Stimmung. Der Besucher wagte nicht, die eingetretene Stille zu unterbrechen. Da — jetzt sprach er wieder, Karl May, den man im Wilden Westen Old Shatterhand nannte: „Ntcho-tshi war zu der Reise fest entschlossen. Nach dem Nugget Tsil ging sie mit ihrem Vater und ihrem Bruder, mit Intschu tshuna und Winnetou. Um Einiges, einen kleinen Bruchteil, von den unermesslichen Schätzen zu holen, die ihre Ahnen einst dort verborgen hatten. Wie verächtlich war ihnen das Gold, das in Nuggets, in Goldkörnern, dort in der Verborgenheit der entlegenen Höhle lag!

In den dunklen Schacht des Berges hatten die Häuptlinge der Upatchen die Schätze gebracht, um sie vor den gierigen Händen weißer Abenteurer zu sichern. Was waren alle Bestände der Banken in den Staaten des Ostens gegen diese Reichtümer! Und sie, die darüber verfügen konnten nach Recht und Gesetz — sie streiften stolz und frei durch die Prärie, durch die Felsengebirge von Neu-Mexiko, Utah, Colorado. Des Nachts bestenfalls in Zelten, am spärlich genährten Lagerfeuer —“

Dem Hörer wurde geradezu feierlich zumute. Er sah sie schier körperhaft vor sich, die Krieger der Upatchen, im Schmuck der Federn, in der grellen Kriegsbemalung! Voran auf seinem Rappen Ittchi (d. h. „Wind“) Winnetou, der Häuptling. Wie hießen doch die Worte, mit denen Old Shatterhand Winnetou, den „Einzigsten“, beschreibt?

„Seine fehlerlose männliche Schönheit mit der königlichen Haltung und dem freien, ungezwungenen, elastischen

schen, stolzen Gang erweckte sofort überall Bewunderung und Ehrerbietung, deren Folge stets der unwillkürliche Gehorsam ist.“ Ja, so waren die Worte! Und von den Augen des Helden — der Besucher vermochte sich plötzlich deutlich zu erinnern — war so geschrieben: Sie spiegelten Reinheit der Seele, Aufrichtigkeit des Herzens, Unwandelbarkeit des Charakters, Wahrheit des Gefühls . . . Eine ganze Welt der Liebe, der Güte, Dankbarkeit, des Mitleids, der Besorgnis — und auch der Verachtung konnte in diesen Augen liegen!

Beide sahen sie ihn vor sich, ebenso der Besucher wie Karl May selber. So, wie im ersten Band des „Winnetou“ geschildert:

„Er stand stolz und hochaufgerichtet vor mir, ein Mann, der sich trotz seiner Jugend als König der Seinen fühlte! Ja, er war der Mann dazu, das auszuführen, was er wollte. Ihm, ihm wäre es gewiß geglückt, die Krieger aller roten Stämme unter sich zu versammeln und mit den Weißen einen Riesenkampf zu beginnen, einen Verzweiflungskampf, dessen Ende gar nicht zweifelhaft sein konnte, der aber den Wilden Westen mit Hunderttausenden von Opfern bedecken mußte. Jetzt, in diesem Augenblick, entschied es sich, ob der Tomahawk des Todes in dieser erbitterten Weise wüten sollte oder nicht!“

Kein anderer als Old Shatterhand hat die Entscheidung herbeigeführt, hat vermocht, Winnetou von seiner Rache abzubringen!

Mochte der feige Mörder Santer auch gehandelt haben als ein Sohn der bleichen Rasse, die den freien Rothäuten die Vernichtung bringt — in dieser Nacht am

Grabe von Vater und Schwester besiegt Winnetou sich selbst — er nimmt Abstand von seinem Gedanken eines Verzweiflungskampfes gegen die weiße Rasse!

*

Unerträglich, dieses Alleinsein! Daß er doch mit jemand hätte sprechen können! Nein, nicht einmal sprechen! Genug, schon vorlesen zu können, was er da soeben geschrieben!

Schon 428 Seiten, sauber und eng beschriebene Seiten seines neuen Werkes „Im Reiche des Silbernen Löwen“! Ist es nicht wie ein Rufen hinaus in die Nacht, dieses Schreiben? Weiß man denn, ob auch nur ein Einziger all diese Worte hört, auch nur ein Einziger von ihnen mitgerissen, ergriffen, beeindruckt wird — so, wie der einsame Schreiber es sich erträumt?

Weh ihm, wenn diese Zweifel in ihm die Oberhand gewinnen! Sie untergraben seine Schaffenskraft, denn sie rauben ihm das, was unerläßlich fürs schaffende Schreiben ist — das Selbstbewußtsein. Die Gewißheit, gedruckt, gelesen zu werden, einwirken zu können auf jene anderen, für die einzig und allein die Entsagung und die Mühe und die Arbeit aufgewendet wird — die nämlich, die die Hoffnung für den Schaffenden des Nachts, des Tags am Schreibtisch sind — einzig und allein der unterbewußte Gedanke an sie ist es, der immer von neuem die Kraft gibt, die tausendfältigen inneren und äußeren Hemmungen zu überwinden, die sich ständig und ständig dem freien Fortgange der Arbeit entgegenstellen.

Der Faden war zerrissen. Karl May erhob sich, ging

ein paar Schritte in dem behaglich ausgestatteten Arbeitszimmer auf und nieder, versuchte wieder zu schreiben, erhob sich abermals.

Einen Menschen, einen Menschen!

Er verließ das Zimmer, stieg die Treppe hinunter. Wie prachtvoll war doch diese „Villa Shatterhand“! Vollkommen so, wie er sie sich als Tuskulum für sein Schaffen nur hätte denken können!

Lina, das Hausmädchen, war in der Diele.

„Die gnä' Frau ist weggegangen“, gab sie auf Karl Mans Frage zur Antwort.

„So. Nun, dann ist es gut“, erwiderte er ruhig und verfügte sich wieder in sein Arbeitszimmer.

Eigentlich selbstverständlich, daß Emma nicht zu Hause war! Was sollte sie auch daheim? Er hatte zu arbeiten, hatte keine Zeit für sie. Und sie — weder an ihm Interesse noch an seinen Arbeiten. Nur eins war, was sie fesselte: Der Eingang der Honorare.

Unerträglich, dieses Alleinsein! Und nicht etwa, daß man sich im Laufe der Zeit daran gewöhnte! Nein, ganz im Gegenteil! Immer furchtbarer, immer entsetzlicher wurde das Gefühl, allein zu sein.

Einen Menschen, einen Menschen!

Er tastete nach dem Klingelknopf, empfand Erleichterung, als das Mädchen klopfte, hereintrat. Wenn sie ihm — aber recht rasch — eine Tasse Kaffee bringen wollte. Nur eine Tasse.

Da — schon war Lina wieder da.

„Hierher, bitte.“

Sie stellte das Tablett mit der dampfenden Tasse auf den bezeichneten Platz, wollte das Zimmer wieder ver-

lassen. Überrascht wandte sie sich um, als Karl May sie ansprach.

„Was ich Sie schon immer fragen wollte, Lina — Ihr Vater ist Schiffskapitän auf der Elbe gewesen?“

„Ja, Herr May. Auf der ‚Lobositz‘.“

„Und Sie sind in Krippen zu Hause?“

„Jawohl. Aber geboren bin ich in Postelwitz, gegenüber, auf der anderen Seite der Elbe.“

„Ja, ich weiß. Dort, wo es in die Schrammsteine geht.“

Er setzte die Unterhaltung mit dem Mädchen fort. Fragte nach ihrer Mutter, ihren Geschwistern. Nach den Obstbäumen und den Beerensträuchern in ihrem heimischen Garten. So gleichgültig alle diese Dinge waren — es gewährte Karl May Entspannung, mit jemand sprechen zu können. Jemanden reden, ihn antworten zu hören.

*

Und wieder war Karl May allein. Anderen Tags. Wie gestern bedrückte ihn das Gefühl der völligen Vereinsamung. Wohl waren am Vormittag — wie jetzt fast jeden Tag — einige Besucher dagewesen und hatten auf ihre üblichen Fragen die üblichen Antworten erhalten. Karl May konnte sich im Augenblick über diese Besuche nicht freuen. Im Gegenteil! Ein Gedanke kam ihm, der geeignet war, ihm diese Besuche, sonst eine wichtige Hilfe, sein Selbstvertrauen zu heben, für immer zu verleiden.

Die Rehrseite der Maske „Old Shatterhand“, hinter der er sein wahres Ich, den Karl Friedrich May aus Ernstthal, verbarg. So lindernd das Gefühl war, wenn im Bewußtsein des Schutzes dieser Maske die Ver-

krampfungen in seiner Brust sich lösten — der neue Gedanke ließ neue Komplexe in ihm aufwachsen.

Ja, natürlich! Es war ganz logisch gedacht: Die Besuche galten gar nicht ihm, Karl Man. Sondern — Old Shatterhand. Die Bewunderung sollte man nicht dem Schriftsteller und gewesenen Lehrer Man, sondern — Old Shatterhand. Nicht der Wirklichkeit, sondern der Erfindung.

Unter dem Eindruck dieser bedrückenden Erkenntnis wollte es ihm nicht gelingen, sich zur Arbeit zu konzentrieren. Mißgestimmt, von plötzlicher Unrast erfüllt, erhob er sich, machte sich zum Ausgehen fertig. Emma war — selbstverständlich — nicht zu Hause. Sie war mit Freunden unterwegs, die Karl nicht einmal dem Namen nach kannte.

In Gedanken versunken ging er durch die stillen Straßen der Oberlöbniß, vorüber an schönen Gärten mit prangender Fülle edler Früchte. Vorüber an den alten Weingütern, die neben manchem Herrensiß aus vergangenen Jahrhunderten den Löbnißortschaften eine eigene Note geben. Aufwärts ging der Weg, hinauf zu den Steilhängen, die jetzt wieder wie einst ausgedehnte Weinberge tragen. Prachtvoll ist der Blick, der sich dort oben erschließt — und selbst die tiefe Niedergeschlagenheit Karl Mans begann unter der einzig schönen Aussicht zu weichen.

„Zum Pfeiffer“ heißt eines der einstigen Weingüter dort oben, heute eine idyllische Wirtschaft. Karl Man betrat den Garten und ließ sich an einem der Tische unter einer breitästigen Kastanie nieder. Noch immer nachdenklich, aber wesentlich ruhiger als vorhin, mischte er das Selterswasser in den dunkelroten Wein. Er nahm

eine Zeitung zur Hand, die ein Gast vor ihm auf dem Stuhl hatte liegen lassen. Aber sie konnte ihn nicht fesseln. Er legte sie wieder beiseite.

„Gestatten Sie die Zeitung?“

Ein Herr am Nachbartisch hatte Interesse dafür, nahm sie, als Karl sein „Bitte sehr“ gemurmelt hatte, mit einem höflichen Dankeswort an sich. Karl hatte das Kommen dieses Gastes nicht beachtet. Erst jetzt sah er unauffällig hinüber — ein einfach, aber gewählt gekleideter Herr, etwa Anfang der Fünfzig, mit ihm seine Frau. Auch sie in der Kleidung und im Wesen von vornehmer Zurückhaltung, etwa gegen die vierzig.

„Zwei ungewöhnlich sympathische Menschen“, stellte Karl May fest — und es kam seinen eigenen Wünschen entgegen, daß der Herr die Gelegenheit benützte, ein Gespräch zu beginnen, als er die Zeitung zurückgab.

Ein Gespräch ganz oberflächlicher Art. Über den schönen, milden Abend. Daß die Lößnitz gerade in dieser Stimmung so ungemein liebenswert sei. Noch ein paar ähnliche allgemeine Bemerkungen — und der Herr gebrauchte Mays Namen als Anrede.

„Wie, mein Herr, Sie kennen mich?“

„Gewiß, Herr May! Radebeul ist so groß nicht, daß man nicht — ob gewollt oder nicht — den Namen der Neuzuziehenden erfährt!“

Er benützte die Gelegenheit, sich seinerseits vorzustellen: Richard Plöhn, Fabrikant.

„Meine Frau Klara.“

Es ergab sich von selbst, daß man Karl einlud, an ihrem Tische Platz zu nehmen.

„Gewiß wollten Sie sich hier an diesem herrlich stillen

Fleckchen zu Ihrer weiteren Arbeit sammeln, Herr Man — und wir nehmen Sie in Anspruch!"

Einige Höflichkeitsphrasen. Karl nahm nicht ungern zur Kenntnis, daß Herr und Frau Plöhn die Mehrzahl seiner Reiseerzählungen kannten. Nicht nur dem Titel nach, sondern sie hatten sie gelesen.

„Kann Sie das verwundern?“ lächelte Herr Plöhn. „Ehrlich gesagt, war anfangs natürlich einige Neugierde dabei. Wenn man weiß, daß neuerdings ein Schriftsteller im selben Orte wohnt, will man natürlich wissen, was und wie und worüber er schreibt. Der Buchhändler am Bahnhof war sofort im Bilde — also konnten wir Ihren „Schatz im Silbersee“, Ihren „Olprinz“, „Im Lande des Mahdi“, „Bärenjäger“ lesen.“

Seltzam, wie rasch man sich manchmal näherkommt! Nach kaum einer Viertelstunde bewegte sich das Gespräch bereits auf ganz ureigenen Gebieten, und nicht nur Karl Man sprach offen und freimütig über dies und das aus seinem Leben und seinem Schaffen, sondern auch das Ehepaar Plöhn.

„Meine Posteingänge fangen an sich zu türmen“, klagte Karl. „Ich komme kaum dazu, sie zu beantworten. Nur das Allerwichtigste nehme ich heraus — aber auch davon bleibt soviel unerledigt!“

„Du, Klara — wäre das nicht etwas für dich?“

Frau Plöhn ging mit Freuden auf die Anregung ein.

„Wenn Sie gestatten, Herr Man — ich würde mir ein Vergnügen daraus machen, wenn ich Ihnen behilflich sein könnte!“

„Meine Frau hat unendlich viel Zeit!“ fügte Herr Plöhn hinzu. „Ich fabriziere Verbandstoffe usw. Das ist kein sehr anregender Gegenstand. Den ganzen Tag

bin ich in der Fabrik — Klärchen hat also viel Zeit, und sie wäre glücklich, wenn sie eine befriedigende Beschäftigung hätte.“

Karl May wollte höflichkeitshalber einige Einwendungen machen. Aber Frau Plöhn fiel ihm lachend ins Wort:

„Morgen, Herr May, fange ich an! Wann darf ich kommen und mir Arbeit holen? Sagen wir, um 9 Uhr. Sie geben mir einen Packen Briefe mit und am nächsten Tage, wenn ich mir neue Arbeit erbitte, bringe ich die fertigen Antworten mit. Sie brauchen mir nur anzudeuten, in welchem Sinne Sie diese Briefe beantwortet wissen wollen, Herr May!“

Auch sonst wurde diese Begegnung für Karl May zum Erlebnis. Man nahm Anteil an ihm. An ihm persönlich. Nicht nur an seinen Werken. Nein, an ihm. Wie er lebte, wie die Art seines Schaffens war, wie sein Denken und Fühlen.

Karl May stockte der Atem — Herr Plöhn sagte zu seinem „Klärchen“:

„Nicht wahr — ehrlich erschüttert haben wir im „Winnnetou“ das Gespräch zwischen Old Death und Old Shatterhand gelesen. Ganz deutlich, fast möchte ich sagen, wörtlich, ist es mir in Erinnerung! Der unglückliche Old Death fragt Old Shatterhand, ob er schon einmal ein Verbrechen begangen habe. Auf dessen „Ich könnte mich nicht besinnen“, gibt Old Death zur Antwort: Dann seid Ihr ein außerordentlich glücklicher Mensch! Ich beneide Euch! Es ist eine Strafe, ein böses Gewissen zu haben. Kein Galgen und kein Zuchthaus reicht da heran —“

„Und dann: Als Old Death fragt, ob Old Shatter-

hand nicht vor ihm Grauen empfände!" ergänzte Frau Klara. „Man kann diese Stelle nicht ohne tiefste Erschütterung und nicht ohne herzliche Anteilnahme lesen!"

„Grauen? Nein — Ihr tut mir herzlich leid!" Das ist Old Shatterhands Antwort. „Ihr habt gesündigt, aber auch viel gelitten. Eure Reue ist ernst. Wie könnte ich mir ein Urteil anmaßen. Auch ich bin ein Sünder und weiß nicht, welche Prüfungen das Leben mir noch bringen wird!"

Es wurde dem Ehepaar Plöhn fast feierlich zumute vor dem tiefen Ernst, mit dem Karl May an eine Stelle in „Old Surehand" erinnerte. So ist dort zu lesen:

„Wer Strafe verdient, der mag sie tragen. Ist sie vorüber, so steht er wieder da wie vorher. Ich bin überhaupt der Ansicht, daß wenigstens fünfzig Prozent der Bestraften nicht Verbrecher, sondern entweder kranke Menschen oder das Opfer unglücklicher Verhältnisse sind."

„Ist das auch Ihre persönliche Meinung, Herr May?"

Sein „Allerdings" kam aus tiefstem Herzen.

„Wer Strafe verdient, der mag sie tragen", fügte er hinzu. „Aber ist die Strafe verbüßt, dann stehe er wieder da wie vorher."

Man stimmte ihm begeistert zu. Diese Auffassung war aber damals, um die Jahrhundertwende, noch durchaus ungewöhnlich. Nur wenn er von neuem straffällig wird — dann kein Verzeihen, keine Beschönigung mehr! Dann treffe ihn die volle Schärfe der Gerechtigkeit!

Richard Plöhn vertrat diese Gedanken mit geradezu leidenschaftlicher Hingabe. Warum, das erläuterte seine Erzählung: Einer seiner zuverlässigsten Angestellten hatte in seinen jungen Jahren zwei Jahre Gefängnis abgebüßt. Wegen Unterschleifen, begangen als Lagerverwal-

ter eines großen pharmazeutischen Betriebes. Plöhn hatte ihn — auf Fürsprache des Direktors der Gefangenenanstalt — nach Ablauf der Strafzeit eingestellt. Als Kontoristen. Und niemand von allen anderen im Betriebe hatte etwas von der Bestrafung erfahren. Einzig der Abteilungsleiter mit der geheimen Weisung, unauffällig ein besonderes Augenmerk auf „den Neuen“ zu haben. Und nicht das Geringste war je vorgefallen. Im Gegenteil! Als der Chef anlässlich der fünfjährigen Betriebszugehörigkeit des Angestellten diesem einige anerkennende Worte gesagt hatte, war ihm zur Antwort geworden: „Wenn mich kein anderer Beweggrund auf dem rechten Wege gehalten hätte, Herr Plöhn, dann die Dankbarkeit für das Vertrauen, das Sie in mich gesetzt haben. Unmöglich, ein derartiges Wohlwollen zu enttäuschen!“

Karl May hörte diesen Worten zu wie einer Offenbarung. Solche Auffassung hatte er noch nie gehört! Begreiflicherweise nicht. Denn seinerzeit waren derartige Anschauungen noch durchaus fremd.

Mußte ein Mann, der so sprach und so dachte, nicht auch ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen? Hatte er nicht gebüßt und gesühnt in einem Leben tadel freien Verhaltens seit seiner letzten Entlassung aus den düsteren Mauern des Strafhauses von Waldheim? Fast zwei Jahrzehnte waren seither vergangen — und statt von neuem straffällig zu werden, hatte er sein ganzes Streben und sein ganzes Schaffen auf das eine abgestellt: Auf die eindringliche Mahnung an seine Leser, sich vom Bösen, vom Schlechten, von Sünde und Schuld fernzuhalten. Denn — so in allen seinen Erzählungen wiederkehrend: Alle Schuld rächt sich auf Erden. Santer, El Sendador,

Morgan, Hamd-el-Amasat, der Pirat Landola, Gibson, Cortejo — ein Duzend und mehr Beispiele für dieses Gesetz einer unerbittlichen Gerechtigkeit ließen sich in seinen Erzählungen finden. Und zahllose Fälle für das Wort des Volksmundes: „Womit man sündigt, wird man gestraft“. Dafür auf der anderen Seite: Nicht ein Beispiel in seinen sämtlichen Erzählungen, daß das Gute am Schluß nicht belohnt wird, am Schluß triumphiert.

Nein — was in seinen Kräften stand, das hatte er gehalten. Was er sich in der Düsternis der Strafhauszelle gelobt hatte, er hatte es eingelöst: All sein Schaffen war dazu angetan, vom Bösen abzuschrecken und zum Guten hinzuleiten! Eine seltsame Stimmung überkam Karl May. War das, was Plöhn gesagt hatte, nicht eine Rechtfertigung nicht nur seines Strebens und Schaffens, sondern eine Rechtfertigung auch — seines Lebens?

„Noch eine Beobachtung, Herr May, die wir gemacht haben: Sie sind ein durch und durch national denkender Mensch.“

„Das allerdings. Nichts geht mir über mein Volk. Und wenn ich stets und überall den Deutschen, mag er auftreten wo immer er will, in Nord- oder Südamerika, in der Sahara, in Kurdistan, ihn stets als unbedingten Vertreter verantwortungsbewußter Redlichkeit auftreten lasse, so ist das wohlüberlegte Absicht.“

In der Tat — stets vertritt Karl May mit allem Nachdruck die Auffassung, die auch die unsrige ist: Der deutsche Mensch ist kraft seiner Fähigkeiten und kraft seiner rassegebundenen Anlagen den Angehörigen aller anderen Völker überlegen. Nicht zu Unrecht hat man hinsichtlich der vaterländischen Bedeutung Karl Mays darauf hingewiesen, daß er — ähnlich wie Karl Peters, nur

mit anderen Mitteln — jene Begeisterung für fremde, ferne Länder in weitesten Kreisen des deutschen Volkes verbreitet habe, die die Voraussetzung auch für das koloniale Verständnis ist. Vergessen wir auch einen anderen unleugbaren Umstand nicht: Gerade auch in den Jahrzehnten tiefsten völkischen Zusammenbruchs blieb Karl Mays Reiseerzählung die Sympathie ihrer Leserschaft treu — und ohne sich dessen bewußt zu sein, ist die nationale Grundhaltung in diesen Schriften in so manchem wirksam geworden, der sonst alles Nationale aufs Strikteste ablehnte! Seiner schlichten Ethik, auf dem deutschen Wesen so gemäßen Dreiklang „Ritterlichkeit, Ehrfurcht und Gerechtigkeit“ beruhend, wird sich vor allem das jugendliche Gemüt nicht entziehen können.

Erst in späteren Jahren, als Karl Mays Lebensbahn sich zu neigen begann, hat man diese Erkenntnisse und Haltung an ihm gewürdigt. Ebenso die pädagogische Bedeutung seiner Erzählungen.

*

Welch ungewöhnliche Menschen, dieser Richard Plöhn und seine Frau! Menschen wie ihnen war er noch nie begegnet! Wer hatte ihn in seinem tiefsten Streben so verstanden wie sie? Wann hatte er je den Gleichklang des Herzschlages so verspürt wie bei den neuen Freunden?

Richard Plöhn war ihm kränklich, leidend erschienen — und war doch ein Mann von lebhaftem Geist und von starkem menschlichen Empfinden. Und Frau Klara? Voll Bitterkeit stellte Karl May unwillkürlich Vergleiche an zwischen ihr — und Emma. Vergleiche, die

ihn den Irrtum, den schweren Irrtum seiner Wahl damals vor fast 20 Jahren mit aller Schärfe ins Bewußtsein riefen. Wie anders das Zusammenleben dieses Ehepaares!

Großes, beglückendes Erlebnis! Mit langen Schritten strebte der Schriftsteller voraus, hinein in den tiefen Forst, vorüber an den blinkenden Spiegeln seerosengeschmückter Teiche. Welch märchenhafte Stimmung doch solch ein Teich auslöst, wenn die Seerosen an stillem Sommerabend ihre keuschen weißen Kelche neben großen schimmernden Blättern entfaltet haben und dunkle Fichten und lichte Buchen sich im schweigenden Wasser spiegeln, die zartfarbige Pracht des Abendhimmels doppelt schön daraus hervorleuchtet!

„Selig, wem es ist gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein!“

Laut, geradezu jubelnd rief Karl May diese Worte aus dem Lied an die Freude, aus des göttlichen Beethovens Neunter Symphonie in den verdämmernden Wald hinein. Wie jung, wie schaffensfroh, wie glücklich fühlte er sich doch! Solches Erleben ward ihm nie — das Erleben der wahrhaft großen Freundschaft! Nicht die Freundschaft, die sich im Außerlichen erschöpft. Nein — Freundschaft, wie ein Wiederklingen der Harmonien unseres Herzens in der Brust des anderen . . . Das unmittelbare Sprechen von Seele zu Seele.

Hatte er denn je einen Freund gehabt? Wenn er sich diese Frage ernstlich vorlegte — es konnte nur ein „Nein“ als Antwort geben. In seiner Kindheit? Spielgefährten, gute Spielgefährten wohl. Aber zu wahrer Freundschaft werden Kinder nie fähig sein. Und in der

Seminarzeit? Man hatte ihn mit offenkundiger Geringschätzung behandelt. Er war so manchesmal der Spott der anderen gewesen, hatte sich stets bedrückt und gedrückt gefühlt. Warum? Nicht, weil die Mitschüler ihm an Wissen und Kenntnissen überlegen gewesen wären. Nein, einfach darum — weil er der Ärmste unter ihnen gewesen war.

Wie kläglich war solches Verhalten! So manches Mal hatte er im hintersten Winkel des Seminargartens in Waldenburg einsam gegessen und über diese unbedacht ungerechte Haltung ihm gegenüber nachgedacht. Wenn er einer von den Gutgestellten gewesen wäre — mit besonderer Liebe und mit besonderem Feingefühl würde er den armen Kameraden entgegengekommen sein! Aber es ist ja so: Nur, wer die Not am eigenen Leibe — und an der eigenen Seele verspürt hat, vermag die Not des Mitmenschen recht zu verstehen! Daher die Kameradschaft, die vornehmlich in den Kreisen am lebendigsten ist, welche mit äußeren Glücksgütern am wenigsten gesegnet sind!

Ja, so hatte er gedacht, und so dachte er heute noch, Karl May, dessen Erzählungen an diesem schönen Abend im Juni 1898 eine Gesamtauflage von mehr als zwei Millionen allein in deutscher Sprache hatten! Nicht gerechnet die englischen, französischen, holländischen und sonstigen Übersetzungen! —

Morgen würde man sich verabredungsgemäß wieder treffen. Im Spitzhaus, hoch oben über den Rebenhängen, hoch oben über den Häusern der Menschen. Dort, wo nichts den freien Blick einengt. Wo die ganze Schönheit des schönsten Teiles des reichen Sachsenlandes ausge-

breitet ist — bis zu den Bergen der Sächsischen Schweiz und des Erzgebirges in blauer Ferne — bis hin zu den ersten Gipfeln in sudetendeutschen Landen.

„Aber eine Bitte“, hatten die Plöhns wie aus einem Munde gesagt: „Bringen Sie Ihre Frau mit!“

Man wollte sie gern kennen lernen.

In seinem Glück neugewonnener Freundschaft hatte Karl May ohne Zögern zugesagt. Aber es war schwer genug geworden, Emma zum Mitkommen zu bestimmen.

„Was? Ich? Ausgeschlossen! Ich bin für heute Abend mit Frikens verabredet. Du wirst doch nicht im Ernst verlangen, daß ich absage? Ausgerechnet Dr. Frikens und seiner Frau —“

Widerwillig — das Ehepaar Plöhn empfand es sofort — war sie schließlich doch mitgekommen. Zwar mit absichtlich herbeigeführter Verspätung — aber Karl hatte eine solche Nachdrücklichkeit entwickelt, daß sie kaum anders gekonnt hatte.

Emma May erlebte auch Sonderbares mit dem Ehepaar. Der Mann war ihr gänzlich gleichgültig. Viel zu alt, gesundheitlich nicht auf der Höhe — nicht ihr Typ. Aber die Frau! Emmas erstes Empfinden war Abneigung. Widerstand. Gegnerschaft! Aber irgend etwas in Frau Klaras Wesen machte es ihr unmöglich, dieses Abneigungsgefühl zur Auswirkung kommen zu lassen. Im Gegenteil — sie fühlte sich irgendwie zu dieser Klara Plöhn hingezogen. Die sieghafte Einwirkung der stärkeren Persönlichkeit.

Man sprach anfangs über allgemeine Dinge. Zunächst über die hundertfältigen Vorzüge der Lößnitz. In der Tat — es wird selten eine Landschaft im deutschen Vater-

lande geben, die derartig bevorzugt ist, wie dieser Strich zwischen dem Elbstrom und den Rändern ausgedehnter Waldungen, aufsteigend von fruchtbaren Auen über frucht- und blumenstrotzende Gärten zu aussichtsreichen Rebenhängen — und das alles kaum eine halbe Stunde entfernt von anerkannt einer der schönsten Städte des europäischen Kontinents, von Sachsens kulturberühmter Landeshauptstadt, dem einzig schönen Dresden.

„Wie undankbar sind doch die Menschen“, begann Karl May, nachdem man Kaffee getrunken hatte. Er berichtete, wie er einen jungen Schriftsteller reichlich und in freundwilligster Absicht unterstützt — und ärgsten Undank geerntet hatte.

„Warum machst du das auch! Was geht dich solch ein fremder Mensch an!“ warf Emma May in unfreundlichem Tone ein.

Um auszugleichen, bemerkte Frau Klara:

„Das persönliche Helfen hat seine Nachteile! Viel besser, wenn der Betreffende gar nicht weiß, wem er eigentlich seine Hilfe zu danken hat!“

„Wirklich, das ist richtig! Wenn man von einer unpersönlichen Seite unterstützt wird, vielleicht von einer Stiftung, dann ist es eine ganz andere Sache“, gab Karl May lebhaft zu.

Auch Herr Plöhn war dieser Auffassung. Karl May bestätigte:

„Ich habe selber als Seminarist die Segnungen von Stiftungen erfahren —“

„Ach, Sie waren Lehrer?“ fragte Herr Plöhn interessiert. Doch Karl May wich dieser ihm unbequemen Frage aus.

„Ich habe einen Teil meiner Ausbildung im Lehrerseminar erhalten. Aber ich bin Schriftsteller. Was früher war, ist nicht wichtig!“

So seine Antwort. Er fühlte selber, daß diese Worte unaufrichtig waren. Und er schämte sich dieser Unaufrichtigkeit gegenüber dem neu gewonnenen Freunde. Doch dieses Gefühl gelangte nicht deutlich bis zur Oberfläche.

Sein gutes Herz war von dem Gedanken einer Stiftung so stark eingenommen, daß die anderen Regungen rasch verwichen wurden.

„Ich habe vor Jahren einen jungen blutarmen Bildhauer kennengelernt, habe ihm das Studium an der Dresdner Kunstakademie ermöglicht — heute ist er drauf und dran, sich einen Namen zu erwerben. Ich bin sicher, daß er eine große Zukunft hat.“

In der Tat: Karl Mays Erwartung ist eingetroffen: Der Künstler ist ein Großer im Reiche der Kunst, gar Professor an der Kunstakademie, geworden.

Dann: Wie hat er Sascha Schneider, den Maler, gefördert! Wie hat er Duzende junger Menschen unterstützt, ihnen geholfen — ohne daß die Öffentlichkeit davon erfuhr.

„Weil du früher selber ein armer Schlucker gewesen bist, deshalb kizelt es dich, wenn du jetzt den Wohltäter spielen kannst!“

Diese unschöne Bemerkung Emmas traf ihn tief. Klara Plöhn war es, die ihn in Schutz nahm.

Emma kehrte sich wieder ab und beteiligte sich gekränkt nicht mehr am Gespräch, hörte aber trotzdem ge-

nau hin. Es kochte in ihr vor Zorn. Menschen, die einen Hang zu verschwenderischem Geldausgeben haben, sind meist geizig — wenn es sich um Dinge der Wohlthätigkeit handelt.

Der Gedanke, der an diesem Abend angeregt wurde, die „Karl-Man-Stiftung“ ist Wahrheit geworden, und auch nach des Stifters Tode wirkt nach, was ihn bewegt hat, sie fünfzehn Jahre vorher zu errichten: Der selbstlose Wunsch, mittellosen jungen Menschen den Weg zu ebnen, den ihr Streben und ihre Begabung ihnen weisen — den Weg zum Beruf des Schriftstellers, Dichters, des Künstlers schlechthin.

So ist der Zweck in der Stiftungsurkunde festgelegt:

„Sie soll einzelne würdige Personen beiderlei Geschlechts, die zufolge ihrer besonderen Begabung — sei es im allgemeinen, sei es auf einem bestimmten Gebiet — sich einem höheren Beruf (insbesondere einem akademischen) zuwenden möchten, die Mittel aber nicht besitzen, dergestalt nachhaltig unterstützen, daß es ihnen möglich wird, sich zu einer anderen Lebensstellung, die ihrer besonderen Begabung entspricht, emporzuarbeiten.

Überdies soll sie in Deutschland wohnenden Schriftstellern, Journalisten und Redakteuren, die durch Alter, Unfall, Krankheit oder andere Ursachen in drückende Notlage gekommen sind, Unterstützung gewähren.“

Laut dem letzten Willen Karl Mans ist die Stiftung die Erbin, der einst alles zufallen soll: Auch sämtliche Urheber- und Verlagsrechte. Die Spendenverteilung

liegt einzig und allein dem sächsischen Ministerium für Volksbildung ob. Niemand von der Familie oder vom Verlag hat Einfluß darauf.

*

Wendepunkt in Karl Mays Leben: Die Freundschaft mit Richard Plöhn und Frau Klara. Jener bewundert ihn. Seinen Ideenreichtum, seine Erfindungsgabe, seinen eisernen Fleiß, die Energie, die er in der Arbeit entwickelt. Und bewundert auch Karl Mays Unempfindlichkeit gegenüber körperlichen Anstrengungen. Ihm, dem ständig Kränkenden, ist diese Eigenart besonders ins Auge fallend. Sie ist eine Folge der harten Jugend Karl Mays. Wer solche Jugendzeit überwindet, ist gestählt bis ins Alter.

Sichtliche Vorteile für den Schriftsteller ergaben sich aus der Hilfsbereitschaft Frau Klaras: Ihre „praktische“ Veranlagung und ihr Interesse für Karl Mays Arbeit, für die hundertfältigen Anfragen, die seine Verehrer aus allen Teilen Deutschlands und aus dem Auslande an ihn richteten, ließen ihm in Frau Klara eine ideale Helferin erstehen: Sie erledigte alle diese Korrespondenz bald gänzlich allein — und auch im Verkehr mit seinen Verlegern hatte er ihr manchen zweckmäßigen Rat zu verdanken.

So hat er selbst darüber ausgeführt:

„Von da an lag die Erledigung meiner Briefpost in der Hand von Frau Plöhn. Tausenden von Leserinnen

und Lesern ist unter der Unterschrift von „Emma May“ geantwortet worden, ohne daß sie wußten, daß es nicht meine Frau, sondern eine schwesterliche Helferin war, die mir meine Bürde erleichterte. Sie arbeitete sich mehr und mehr in meine Gedankenwelt und meinen Briefwechsel ein, so daß ich ihr schließlich die ganze, umfangreiche Last von Zuschriften aller Art getrost überlassen konnte.“

*

Reisen, reisen, reisen — nicht wie einst auf See als Kohlentrimmer, an Land als Tramp. Nein, so reisen, wie andere auch, die in der Lage sind, einmal nach Ägypten, Indien, Ceylon zu fahren!

Am 4. April 1899 ging Karl May in Genua an Bord des Dampfers „Preußen“ in See, und fünf Tage später landete er in Port Said, dem Hafen von Kairo. Zehn Wochen Ägypten, mit ausgedehnten Reisen nach dem Sudan, begleitet von dem arabischen Diener Sejjid Hassan, von Karl May „Omar“ genannt, im Gedenken an Hadschi Halef Omar, dem Unvergleichlichen. Unmöglich, sich von ihm zu trennen! Als er zu Schiff nach Beirut fährt, Syrien und Palästina durchquert und bis nach Bagdad und Persepolis gelangt, ist „Omar“ bei ihm, kehrt nach Monaten mit ihm nach Oberägypten zurück, dann sticht Karl May in Massaua aufs Neue in See. Das Wunderland Indien ist sein Ziel. Aber er darf wegen Seuchengefahr in Bombay — Anfang September — nicht an Land, fährt also nach Ceylon weiter, wo er mehrere Wochen verbleibt. Dann kehrt er nach Kairo zurück. Emma und das Ehepaar Plöhn erwarten ihn dort.

Gemeinsam geht es noch einmal nach Oberägypten, dann nach Palästina, nach Syrien. Man verbringt Ostern des Jahres 1900 in Jerusalem, fährt nach Konstantinopel und kehrt über Griechenland und Italien nach Deutschland zurück.

Aber nicht ohne Zwischenfälle verläuft die Reise. Nein, keine Abenteuer mit mordlustigen Beduinen, Blutrache heischenden Kurden! Kein Hamsjad al Dscherbaja, kein Hassan Ardschir-Mirza, kein Hamd-el-Umasat! Keine Zusammenstöße, bei denen Pulver und Blei oder Dolch entscheiden! Nein — die dienstwillige Post ist es, die die Zwischenfälle verursacht, indem sie über Länder und Meere Briefe bringt.

Wie war es doch gewesen? Karl May blickte hinaus über das Meer zur fernen Küste, die hinter ihnen verdämmerte. Monate waren es, seit er die Reise, die herrliche Reise, angetreten hatte.

Pauline Münchmeyer hatte ihm mitgeteilt, sie beabsichtige, den Verlag ihres inzwischen verstorbenen Mannes zu verkaufen. Er hatte geantwortet, daß er kein Interesse daran habe. Aber er hatte ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, es dürfe auf keinen Fall das Verlagsrecht seiner Romane mit verkauft werden. Denn — darüber bestand keinerlei Meinungsverschiedenheit — das Verlagsrecht daran war nach Erreichung der 1. 3t. vereinbarten Auflage von 20 000 wieder an ihn zurückgefallen.

Der Verkauf wurde trotzdem getätigt. Das Unheil nahm seinen Gang. Bei der Rückkehr nach Kairo erwarteten Karl May Briefe über den erfolgten Verkauf. Noch ahnte Karl May nicht, welche Folgen sich ergeben

würden. Nur eins tat er. Er schrieb vorsorglich an den Käufer und klärte ihn über die Rechtslage auf. Aber nur, um die Antwort zu erhalten, jener habe das Münchmeyer'sche Geschäft nur wegen der Karl May'schen Romane gekauft. Alles andere sei nichts wert. Er werde die Sachen so ausbeuten, wie es nur möglich sei. Undernfalls: Schadenersatzklage.

Was Schadenersatzklage! Man war ohne allen Zweifel im Recht! Jedes Gericht würde zu seinen Gunsten entscheiden. Außerdem: Die Romane — „Waldröschen“ und all die anderen —, die er für Münchmeyer geschrieben hatte, waren unter Pseudonym erschienen und die Vereinbarung war getroffen, daß seine Autorschaft Verlagsgeheimnis bliebe. Was wollte dieser Mann also!

Wieder, wie schon bei der Überfahrt von Genua nach Port Said verbreitete sich rasch das Gerücht auf dem Dampfer „Bindobona“, er, der untersehte, kräftig gebaute Mann mit dem langen, ergrauten Haar unter dem großen Schlapphut, der Mann mit dem bartlosen, gebräunten, durchfurchten Gesicht, den lebhaften Augen, sei kein anderer als Karl May. Als Kara Ben Nemsi. Old Shatterhand. Bilder, Autogramme verlangt man von ihm. Man umlagert, feiert ihn, bestürmt ihn mit Fragen, mit Bitten, von seinen Reisen, seinen Freunden im Orient, im Wilden Westen, von seinen Abenteuern zu erzählen.

Und er erzählt. Ins Wesenlose versinkt jener Karl May, der einst mit Schuld und mit dem Gedanken der Sühne gerungen. Jener Karl May, arm in ärmlichem Weberhause von Hohenstein-Ernstthal geboren und blind bis zum vierten Lebensjahre. Jener Karl May, der mit

Vater, Mutter, Geschwistern gehungert und von Abfällen gelebt hat, der sich emporgearbeitet, emporgedarbt hatte zum Hilsschullehrer — und hinabgestoßen worden war in die tiefsten Niederungen der Schuld! Und keine der furchtbaren Phasen der Sühne waren ihm erspart geblieben. Nicht Verurteilung, Freiheitsstrafen, nicht Polizeiaufsicht, Vertreibung und nicht — die Qualen des Gewissens!

War das einmal Wirklichkeit gewesen? Hatte dieses „Einst“ eine Daseinsberechtigung? Nur, soviel er ihr selbst zugestand. Und er sagte: Nein. Dreimal nein. Er sagte es. Er, Old Shatterhand. Er, Kara Ben Nemsi. An diesen Old Shatterhand, an Kara Ben Nemsi glaubten die Millionen seiner Leser. Das war Wirklichkeit! Versunken und vergessen das, was in verstaubten, vergilbten Polizei- und Gerichtsakten niedergelegt war. „Protokoll über die Vernehmung des gewesenen Lehrers Karl Friedrich May“ und jenes „Im Namen des Königs“ —

„So sagen Sie doch, Meister — haben Sie daheim noch Erinnerungsstücke an Winnetou, den Unvergleichlichen?“

Ein junges Mädchen aus alter Adelsfamilie ist es, die ihn im Kreise der Verehrer mit dieser Frage bedrängt. Nachmals hat sie als vielgelesene Roman- und Filmschriftstellerin bekannt: „Die Liebe zu Winnetou, dem ‚roten Gentleman‘, ist für die Entwicklung meines Charakters weit bestimmender gewesen als die meisten mir erteilten guten Lehren. Denn immer war in mir die Sehnsucht, gütig, tapfer, ritterlich und schweigsam zu sein wie Winnetou es war.“ Ihr Name wurde bekannt: Thea von Harbou. —

Törichte Hirngespinnste! Was hatte Freund Plöhn weiter geschrieben, als daß verschiedene Zeitschriften sich mit ihm in wenig günstiger Weise beschäftigten? Diesem sollte er Bedeutung beimessen? Weiter nichts als das Meckern von ein paar Neidhammeln. Von „Auch-Schriftstellern“, die ihm seinen Ruf und die Millionenauflage seiner Schriften — und seine Honorare mißgönnten! Oder Leute, die auf dem hochaufgezäumten Roß der Literarkritik einhertrabten und versuchten, gegen ihn zu Felde zu ziehen! Mochten sie! Er hatte oft genug ausgesprochen, daß ihm nichts ferner liege als „literarisch“ zu schreiben.

So seine eigenen Worte: „Die künstlerische Kritik braucht sich mit meinen Reiseerzählungen nicht zu befassen, weil es gar nicht meine Absicht ist, ihnen eine künstlerische Form oder gar eine Vollendung zu geben. Sie gleichen den einfachen, schlichten Arm- und Fußringen der Araberinnen, die weiter nichts sein wollen als eben nur silberne Ringe. Der Wert liegt im Metall. Nicht in der Arbeit.“

Und an anderer Stelle:

„Es gibt Leute, die meinen Stil als Muster hinstellen; es gibt andere, die sagen, ich hätte keinen Stil; und es gibt dritte, die behaupten, daß ich allerdings einen Stil hätte, aber er sei schlecht. Die Wahrheit ist, daß ich auf meinen Stil nicht im geringsten achte. Ich schreibe nieder, was mir aus der Seele kommt, und ich schreibe es so nieder, wie ich es in mir klingen höre. Ich verändere nie, und ich feile nie, mein Stil ist also meine Seele, und nicht mein „Stil“, sondern meine Seele soll zu den Lesern reden.“

Mochten sie also klaffen und geifern! Was ging das ihn an!

Trotzdem hatte er sich an Emma gewandt, um Näheres zu erfahren. Aber vergeblich das Warten in Kairo — sechs Wochen —, vergeblich das vierzehntägige Warten in Beirut, ein paar Wochen in Jerusalem. Alles Schreiben und alles Drahten war erfolglos. Bis Emma endlich mitteilte, sie sei — warum und mit wem, blieb unausgesprochen — in Paris gewesen, sie wisse also von nichts.

Nächste Station: Massaua, die Hafenstadt im Lande Erythräa am Roten Meer. Hassan, genannt „Omar“, der arabische Diener, brachte die Post. Ergebnis: Der Käufer des Verlages Münchmeyer hatte eine neue Ausgabe der seinerzeitigen Romane veranstaltet. „Waldröschen“, „Liebe des Ulanen“ und wie sie alle hießen, herausgekommen — unter dem Namen Karl May. Trotz der Abmachung mit Münchmeyer, daß seine Verfasserschaft geheim bleiben solle.

Grausamkeit, mit der sich rächte, was er sich unter dem Einfluß der besonderen Verhältnisse hatte zuschulden kommen lassen!

So antwortete ihm Richard Plöhn, den er mit der Wahrnehmung seiner Interessen daheim beauftragt hatte:

„Gewiß — es ist abzulehnen, daß ein Schriftsteller seine Gaben anwendet lediglich, um Geld zu verdienen, so wie Du es mit „Waldröschen“ usw. getan hast. Das offen auszusprechen, gebietet mir meine Pflicht als wahrer, aufrichtiger Freund. Aber — auch das sei unumwunden gesagt — Ähnliches haben Duzende, Hunderte vor Dir getan, tun es heute und werden es künftig tun. Dir steht die Entschuldigung zur Seite, daß es geschehen

ist, um die Voraussetzung zu schaffen, anderes, Wertvolleres schreiben zu können.“

So das Urteil des Freundes. Das der übrigen Welt lautete anders. Diese Romane wiesen zahlreiche Kapitel schamloser Unfittlichkeiten auf. Also — urteilten eifrige Gegner — hat Karl May zugleich Schundromane niedrigsten Ranges geschrieben und (unter seinem wahren Namen) Werke, mit denen er Anspruch erhebt, die Massen des Volkes und vornehmlich die Jugend zu Wahrheitsliebe, Edelmut und sonstigen Tugenden erziehen zu wollen.

Nicht dem Schriftsteller gilt eigentlich der Kampf, sondern dem Menschen Karl May. Man beginnt mit Enthüllungen über seine Vergangenheit, über sein Privatleben. Enthüllungen, die er — soweit sie seine Vergangenheit angehen — zu fürchten hat. Seine Tarnung war mißlungen, seine Sicherheit, nun, nach Jahrzehnten, würde endgültig Gras über alles Vergangene gewachsen sein, erwies sich als trügerisch. Nichts blieb verborgen. Was darüber in einer ganzen Anzahl von Prozessen zur Sprache kam, fand seinen Weg in die Öffentlichkeit. Erste Andeutungen darüber enthielten jene Zeitungen, die Omar ihm brachte.

*

Emma und das Ehepaar Plöhn kamen. In Kairo traf man sich, setzte die Reise fort. Doch die bedrohlichen Nachrichten aus der Heimat folgten. Wo immer Karl May Post erreichte, fanden sich neue Hiobsbotschaften.

Freund Plöhn riet unter diesen Umständen zur vorzeitigen Rückkehr.

„Ein einziges Glück“, seufzte Karl May, „daß ich die Korrespondenz mit Münchmeyer noch in der Hand habe. Aus ihr geht mein Recht klar hervor. Unwiderlegliche Beweismittel.“

Emma hörte diese Worte an, ohne etwas zu bemerken. Karl hatte ihr vor der Abreise diese Korrespondenz, in einem Schubfach seines Schreibtisches gezeigt und sie auf ihre Wichtigkeit aufmerksam gemacht.

Besser, er hätte diesen Hinweis unterlassen. Als er mit Emma dem Ehepaar Plöhn in die Heimat vorausfuhr, stellte sich Unerwartetes heraus.

Das Schubfach des Schreibtisches war leer! Die Briefe verschwunden. Von — Emma vernichtet, damit sie im Prozeß nicht zum Nachteil Pauline Münchmeyers verwendet werden könnten. Aus Freundschaft für Frau Münchmeyer.

Von neuem begann Karl May in dem Fach zu suchen.

„Unser Trauschein, Emma — wo ist er? Er muß auch in diesem Fach liegen.“

Ein eigenartiges Lächeln spielte um Emmas Lippen.

„Auch den Trauschein habe ich verbrannt“, gestand sie, ungerührt von Karls sichtlicher Niedergeschlagenheit.

„Was soll der Fezen Papier? Daß wir nicht zusammengehören, wissen wir seit zwanzig Jahren. Daran kann das Papier nichts ändern.“

„Es ist gut“, gab Karl May mühsam zur Antwort. Er, der sonst allen gewaltsamen Lösungen abhold war, ermannte sich, tat den Schritt, den er vor Jahren und

Jahrzehnten hätte tun sollen: Er leitete die Scheidung von der ein, die ihm innerlich stets fremd geblieben war. Der letzte Akt einer Tragödie — doch nur scheinbar. Emma May ging offen auf die Seite seiner Gegner über, und sie ist es gewesen, die den Gegnern wertvolles Material gegen ihren früheren Gatten in die Hände gegeben hat.

Zwei aber hielten bei Karl May aus, mochte die Heze gegen ihn auch die krassesten, gehässigsten Formen annehmen: Richard Plöhn und Klara.

Doch auch dieser Trost sollte dem Unglücklichen geraubt werden: Richard Plöhn, schon immer leidend, schon vor der Reise nach Ägypten krank, starb. Ein Jahr später — die Trennung von Emma war inzwischen erfolgt — gingen Karl May und Klara Plöhn die Ehe ein.

Wendepunkt in Mans Leben. Was der 61jährige all sein Leben hindurch ersehnt hatte — jetzt fand er es. Die schwesterliche Helferin. Die Frau, die an ihn glaubte, die bereit war, ihn zu führen.

Kleine Teilerfolge wurden erstritten. In einem der Prozesse wurde erhärtet, daß in der Tat Karl Mans Kolportageromane von Münchmeyer in seinem Sinne „umgearbeitet“ worden waren — teils von ihm selbst, teils von anderen. Daher die grob unsittlichen Stellen. Ein Neffe Münchmeyers, Obermaschinenmeister in dessen Betrieb, sagte es als Zeuge unter Eid aus, und auch ein anderer bestätigte es mit dem ausdrücklichen Bemerkens, er sei May gegenüber zu strengstem Stillschweigen veranlaßt worden.

Eine äußere Ehrenrettung läßt ihm Peter Rosegger, der vom ganzen deutschen Volk in damaliger Zeit Hochverehrte, in seiner Zeitschrift „Heimgarten“ zuteil werden. So ist darin zu lesen:

„Es ist zu konstatieren, daß es während des ganzen sechsjährigen Verlaufes dieser Rechtsache den Bognern trotz aller Mühe, die sie sich gaben, nicht gelungen ist, ihm auch nur ein einziges Wort oder auch nur die allgeringste Bestätigung dessen, was ihm vorgeworfen wurde, nachzuweisen. Sein Sieg ist vollständig und bedingungslos. Es hat sich im Verlauf des Prozesses herausgestellt, daß die Romane, um die es sich handelte, mehr als einmal umgeändert, respektive gefälscht worden sind . . . Der Verfasser hat keine andere Schuld, als daß er sich bei Neuauflagen seiner Werke nicht um die Revision kümmerte. — . . . ich beglückwünsche einen Mann, der nun über seine Feinde triumphiert.“

Und allgemein wurde die Welt des Streites und der Hege gegen Karl May müde. Die Sache verlor den Reiz der Neuheit. Andere „Enthüllungen“ nahmen das Interesse derer gefangen, die ihre traurige Genugtuung an solchen verachtungswürdigen Skandalen haben.

Dafür drangen die Stimmen derer durch, die bereit waren, Karl May Gerechtigkeit zuteil werden zu lassen.

So schrieb Karl May, als er siebzig Jahre alt war:

„Ich schreibe, um zu beichten. Aber ich beichte nicht etwa den Menschen, denen es ja auch gar nicht einfällt, mir ihre Sünden einzugestehen, sondern ich beichte meinem Herrgott und mir, und was diese beiden sagen, wenn ich geendet habe, wird für mich maßgebend sein.“

Es sind für mich also nicht gewöhnliche, sondern heilige Stunden, in denen ich die vorliegenden Bogen schreibe. Ich spreche hier nicht nur für dieses, sondern auch für jenes Leben, an das ich glaube und nach dem ich mich sehne. Indem ich hier beichte, verleihe ich mir die Gestalt und das Wesen, als das ich einst nach dem Tode fortleben werde. Da kann es mir wahrlich, wahrlich gleichgültig sein, was man in diesem oder in jenem Lager zu meinen Bekenntnissen sagt. Ich lege es in ganz andere, in die richtigen Hände: in die Hände des Geschicks, der alleswissenden Vorsehung, bei der es weder Gunst noch Ungunst, sondern nur allein Gerechtigkeit und Wahrheit gibt. Da läßt sich nichts verschweigen und nichts beschönigen. Da muß man alles ehrlich sagen und ehrlich bekennen, wie es war und wie es ist, erscheine es auch noch so hart und tue es auch noch so weh.“

„Ich bin zu der Überzeugung gekommen, daß ich kein billiges, ungestörtes Durchschnittsglück zu beanspruchen hatte, sondern das Menschheitselend in seinen tiefsten Tiefen kennenlernen mußte, um mich ebenso beharrlich und ebenso mühevoll aus ihm emporzuarbeiten, wie die Menschheit Ströme von Schweiß und Blut und die Zeit von Jahrtausenden braucht, sich aus dem ihrigen zu erheben. Ebenso bin ich überzeugt, daß es mir beschieden war, dabei den hartnäckigen Widerstand zu finden, der sich mir auch heute noch entgegenstellt; ich darf mich nicht über ihn beschweren, weil ich ihn mir ebenso selber bereitet habe. Ich bin vor nun vierzig oder fünfzig Jahren unfreiwillig hinuntergestiegen, wo die Verachteten wohnen, denen es so schwer gemacht wird, die ihnen geraubte Achtung wieder zurückzuer-

werben. Ich habe sie kennengelernt, und ich weiß, daß sie nicht weniger wert sind als alle die, die nur deshalb niemals stürzten, weil sie entweder niemals hoch standen oder nicht genügend innere Freiheit besaßen, stürzen zu können. Ich will wieder zu ihnen hinab, jetzt als fast Siebzigjähriger, nicht gezwungen, sondern aus freiem Willen, aus eigenem Entschluß. Ich will ihnen sagen, daß ihnen niemand helfen kann, wenn sie sich nicht selber zu helfen wissen. Daß sie verloren sind, außer sie retten sich durch eigene Kraft. Durch engsten Zusammenschluß unter sich selber. Ich will ihnen mein Beispiel vorhalten, mein Leben und mein Streben. Ich will ihnen sagen, daß es eine Sünde der Menschheit ist, ihre Mitschuld an der Schuld der Gestrauchelten zu verbergen. Daß es aber auch von diesen ein Fehler ist, zu verheimlichen, daß sie einst schuldig waren."

Wahrhaftig, es waren heilige Stunden, in denen er an dieser seiner Beichte schrieb. Das Eingeständnis, ohne das es keine Sünde gibt. Das Eingeständnis, mit dem er auslöschte, was ein Menschenleben hindurch als Makel auf ihm gelastet hatte.

Erfüllung wurde dieses Auslöschens. Der Gipfelpunkt eines Menschenlebens war erreicht. Ein Überwinder stand Karl May hoch oben, jenseits von allen Niederungen. Der Aufstieg nach Dschinnistan war ihm gelungen. Der Aufstieg zu jenen Regionen, die er im Märchen von Sitara schildert — als Reich der Edelmenschen, deren oberstes Gesetz in beglückender Kürze — so Karl Mays eigene Worte — so lautet: „Du sollst der Engel deines Nächsten sein, damit du nicht dir selbst zum Teufel werdest“.

Unendlich groß ist die Zahl der Werke Karl Mays. Und groß und fruchtbar ist die Lehre von Dschinnistan, die in all diesen Bänden den Millionen der Leser eingehämmert wird, ausgedrückt in schöpferischer Unzahl von Gleichnissen in Gestalt von Abenteuern und Fährnissen.

Größer aber als die literarische Hinterlassenschaft Karl Mays, des Volksschriftstellers, ist, was erschütternd sein Leben für die Nachwelt bedeutet: Das Vermächtnis, daß die guten Kräfte in dieser Welt obsiegen — auch die guten Kräfte, die den Gefallenen emporzuführen vermögen, falls er eines guten Willens ist.

*

Ein Leidensweg, so hart und schwer, wie ihn nur selten ein Mensch gegangen, neigte sich seinem Ende zu.

Siebzig Jahre war Karl May geworden, als der Akademische Verband für Literatur und Musik in Wien ihn zu einem Vortrage einlud.

„Empor zum Reich der Edelmenschen“, so hieß das Thema seines Vortrages in den Sophiensälen — vor mehr als dreitausend Zuhörern. Unerhörte Huldigungen wurden ihm dargebracht. Sie setzen sich im Freien fort. Zwei Stunden lang muß er auf der Straße — bei tückischem Märzweather — ausharren, nach überhitztem Saal, durchschwitzt von zweistündiger Rede. Ein Triumph, wie er größer kaum sein kann, umrauscht ihn. Ein Triumph, der gleichermaßen dem Menschen Karl May, als auch dem Schöpfer jener Gestalten gilt, die ihn unsterblich gemacht haben. Ausgelöscht ist, was früher an Dunklem in seinem Leben gewesen ist. Aus-

gelöscht Schuld und Strafe. Ausgelöscht — und überwunden. Nach Jahrzehnten wird ihm Gerechtigkeit.

Daheim in Radebeul, in der Villa Shatterhand. Bei Frau Klara. Er fiebert — ohne daß man an ernsthaften Ausgang der Erkrankung denkt. Wachträume setzen ein. Er phantasiert, führt Gespräche mit den Gestalten, die seinem Geiste das Leben verdanken. — Winnetou, Nscho-tshi, Sam Hawkens, Sir David Lindsay, Old Wabble —

Hoch richtet er sich auf und klar ist seine Stimme, mag er auch sogleich zurücksinken in die Kissen:

„Sieg, großer Sieg! Ich sehe alles rosenrot!“

Karl Mays letzte Worte, im Sterben gesprochen. Am 30. März 1912. An der Schwelle seines siebenzigsten Jahres.

Zu Ende der harte Weg der Sühne.